

Bernhard Sauer (Hrsg.)

J a h r g a n g 1929

Von Hitler verführt – Von Stalin bestraft

Aus dem Lebensweg des Rudolf Freitag

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	3
Teil 1: 1933 – 1945	
Die große Verführung der Jugend in Hitlers Reich	20
1.1 Elternhaus/Heimat	23
1.2 Pimpfe/Jungvolk	27
1.3 Hitlerjugend	42
1.4 Hitlers letztes Aufgebot	54
Teil 2: 1945 – 1950	
Von Stalin bestraft	92
2.1 Festnahme	94
2.2 Mühlberg	107
2.3 Sibirien	175
2.3.1 Pelzmützentransport	176
2.3.2 Lager Anshero-Sudchensk	186
2.3.3 Lager Stalinsk	236
3. Danach	244

Vorwort

von
Bernhard Sauer

Rudolf Freitag ist heute, im Jahr 2017, 88 Jahre alt. Jahrgang 1929. Was er und seine Freunde erlebt haben, ist für Menschen, die nach 1945 geboren worden sind, kaum noch nachvollziehbar. Umso wichtiger, dass die Älteren über ihre Erlebnisse berichten. Es sind Zeugnisse einer bewegten Zeit. Freitag schildert, wie er zur Hitler-Jugend (HJ) kam und was er dort erlebte. 1945 wurde er von dem sowjetischen Geheimdienst NKWD verhaftet. Er wurde beschuldigt, Angehöriger des „Werwolfs“ gewesen zu sein, was aber nicht zutraf. Er kam nach Mühlberg, ins Speziallager Nr. 1, später nach Sibirien in die Arbeitslager Anshero-Sudchensk und Stalinsk. Erst 1950 kehrte er heim. Freitag hat ursprünglich seine Lebenserinnerungen nur für seine Kinder und Enkelkinder aufgeschrieben, damit diese erfahren, was er alles erlebt hat. Doch sind seine Erfahrungsberichte so bedeutsame und authentische Dokumente, dass sie – überarbeitet und mit den erforderlichen Hinweisen versehen – einem größeren Kreis unterbreitet werden sollten.

Rudolf Freitag wuchs in Netzschkau, einer Kleinstadt im nördlichen Vogtland, auf. Er war das dritte Kind, ein Nachzügler. Die Brüder Karl und Walter waren 20 bzw. 17 Jahre älter. Die Mutter arbeitete bis zu seiner Geburt in der Textilindustrie als Weberin und auch als Ausnäherin; danach war sie Hausfrau. Der Vater war ebenfalls in der Textilindustrie tätig. Als Freitag vier Jahre alt war, wurde Hitler Reichskanzler. Mit 10 Jahren kam er zum Jungvolk. Er wurde ein „Pimpf“. So nannte man die Jungen, die vom 10. bis 14. Lebensjahr ins Jungvolk eintraten. Das Jungvolk war die erste Stufe der männlichen HJ. Mit 14 Jahren wurden sie dann in die HJ überwiesen, wenn sie nicht gerade als Jungzugführer im Jungvolk eingesetzt wurden. So auch Freitag; er kam zur Motor-HJ. Über seine damalige Zeit sagt er: „Ich verspürte keinen Zwang, ins Jungvolk oder in die Hitlerjugend zu gehen, obwohl der Zwang sozusagen

indirekt, von mir unbemerkt bzw. nicht wahrgenommen, vorhanden war. Ich ging meistens gerne zum Dienst und meine Freunde auch.“ Was Freitag damals noch nicht wissen konnte, dann aber mit aller Brutalität erlebte: Jungvolk und Hitlerjugend hatten vor allem die Aufgabe, die Jugend auf den Krieg vorzubereiten. Die Nationalsozialisten hatten von Anfang an den Krieg eingeplant. In „Mein Kampf“ hat Hitler dargelegt, dass es Aufgabe des „deutschen Volkes“ sein müsse, neue Siedlungsgebiete im Osten zu erlangen. Es könne „nicht Absicht des Himmels sein (...), dem einen Volk fünfzigmal so viel an Grund und Boden auf dieser Welt zu geben, als dem anderen.“

¹ Solch eine „Bodenpolitik“ wäre nach Hitler schon im Ersten Weltkrieg richtig und notwendig gewesen. Stattdessen habe man sich aber auf die Kolonien konzentriert und habe dann auch noch diese Kolonialpolitik halbherzig betrieben.² Heute könne aber – so Hitler – zusätzlicher Siedlungsraum nicht mehr mit dem Erwerb von Kolonien gewonnen werden. Wir Nationalsozialisten, so betonte Hitler, ziehen „bewußt einen Strich unter die außenpolitische Richtung unserer Vorkriegszeit. (...) Wir schließen endlich ab die Kolonial- und Handelspolitik der Vorkriegszeit und gehen über zur Bodenpolitik der Zukunft.“ Die „Gewinnung neuen Bodens“ sei aber nur im Osten zu erreichen.³ Entschieden wandte sich Hitler gegen die Forderung, lediglich die Grenzen von 1914 wieder herzustellen, wie dies die anderen völkischen und nationalkonservativen Gruppierungen taten. „Die Forderung nach Wiederherstellung der Grenzen des Jahres 1914 ist ein politischer Unsinn von Ausmaßen und Folgen, die ihn als Verbrechen erscheinen lassen.“⁴ Nach Hitler waren dies „Augenblicksgrenzen eines in keinerlei Weise abgeschlossenen politischen Ringens“. Genauso gut könne man irgendein anderes Stichjahr herausgreifen, „um in der Wiederherstellung der damaligen Verhältnisse das Ziel einer außenpolitischen Betätigung zu erklären“.⁵ Nur dem „gedankenlosen Schwachkopf“ erscheint die Gestaltung unserer Erdoberfläche als unveränderlich, in Wahrheit werden Staatsgrenzen „durch Menschen geschaffen und durch Menschen geändert“, so Hitler.⁶

Der in Aussicht genommene Krieg war von Anfang an als „Beutekrieg“ geplant. Hitler gab die Linie vor: „Man müsse stets davon ausgehen, daß diese Völker uns gegenüber in erster Linie die Aufgabe haben, uns wirtschaftlich zu dienen. Es müsse daher unser Bestreben sein, mit allen Mitteln wirtschaftlich aus den besetzten russischen Gebieten herauszuholen, was sich heraus holen lasse.“⁷ Die Bodenschätze sollten in den eroberten Gebieten ausgebeutet werden und die unterworfenen Völker den Deutschen als billige Arbeitskräfte zur Verfügung stehen. In welcher Weise das vor sich gehen sollte, erläuterte Himmler später: „Diese Bevölkerung wird als führerloses Arbeitsvolk zur Verfügung stehen und Deutschland jährlich Wanderarbeiter und Arbeiter für besondere Arbeitsvorkommen (Straßen, Steinbrüche, Bauten) stellen (...).“⁸ In seiner Posener Rede vom 4. Oktober 1943 fügte Himmler hinzu: „Wie es den Russen geht, wie es den Tschechen geht, ist mir total gleichgültig. (...) Ob die anderen Völker im Wohlstand leben oder ob sie verrecken vor Hunger, das interessiert mich nur soweit, als wir sie als Sklaven für unsere Kultur brauchen, anders interessiert mich das nicht. Ob bei dem Bau eines Panzergrabens 10000 russische Weiber an Entkräftung umfallen oder nicht, interessiert mich nur insoweit, als der Panzergraben für Deutschland fertig wird.“⁹ Besonderen Wert wurde darauf gelegt, dass die „Unterworfenen“ keine höhere Bildung bekommen sollten. „Für die nichtdeutsche Bevölkerung des Ostens“, so Himmler, „darf es keine höhere Schule geben als die vierklassige Volksschule. Das Ziel dieser Volksschule hat lediglich zu sein: Einfaches Rechnen bis höchstens 500, Schreiben des Namens, eine Lehre, daß es ein göttliches Gebot ist, den Deutschen gehorsam zu sein und ehrlich, fleißig und brav zu sein. Lesen halte ich nicht für erforderlich. Außer dieser Schule darf es im Osten überhaupt keine Schule geben (...).“¹⁰ Ähnlich äußerte sich auch Hitler: „Kenntnisse der Russen, Ukrainer, Kirgisen und so weiter im Lesen und Schreiben könnten uns nur schaden. Denn sie ermöglichten es helleren Köpfen, sich ein gewisses Geschichtswissen zu erarbeiten und damit zu politischen Gedankengängen zu kommen, die irgendwie immer ihre Spitze gegen uns haben müßten.“¹¹

Hitler war sich völlig im Klaren, dass solche Ziele nur gewaltsam zu erreichen seien, nur – wie er es in „Mein Kampf“ formulierte – mit der „Gewalt eines siegreichen Schwertes“ erkämpft werden können.¹² Für Hitler war der Krieg Mittel zum Zweck. In einer Rede im Jahre 1928 erklärte er: „Die Idee des Kampfes ist so alt wie das Leben selbst, denn das Leben wird nur dadurch erhalten, daß anderes Leben im Kampfe zugrunde geht. (...) In diesem Kampf gewinnt der Stärkere, Fähigere, während der Unfähige, der Schwache verliert. Der Kampf ist der Vater aller Dinge (...). Nicht durch die Prinzipien der Humanität lebt der Mensch oder ist er fähig, sich neben der Tierwelt zu behaupten, sondern einzig und allein durch die Mittel brutalsten Kampfes (...).“¹³ 1937 erklärte er unumwunden: „Zur Lösung der deutschen Frage“ – Gewinnung neuen Bodens durch Ostkolonisation – „könne es nur den Weg der Gewalt geben.“¹⁴ Für diese Aufgabe sollte das deutsche Volk und insbesondere die Jugend vorbereitet und erzogen werden. Bereits im Jahre 1928 hatte Hitler erklärt: „An sich hat die nationalsozialistische Bewegung das deutsche Volk dahin zu erziehen, daß es für die Gestaltung seines Lebens den Bluteinsatz nicht scheut.“¹⁵

In der Schule und in der Hitlerjugend wurde die Jugend auf den Krieg vorbereitet. Der Tod für „das Vaterland“ wurde als größte Tugend dargestellt. Ein Beteiligter erinnerte sich: „Die Schrecken des Krieges störten uns Knaben nicht, sie zogen uns an. Daß unsere Väter einberufen wurden, schien nur recht und billig. Und der ‚Heldentod‘ gehörte dazu. Viele der Lieder, die wir in der Schule und später in der Hitlerjugend lernten, handelten von der Ehre, fürs Vaterland zu sterben: Die Fahnen wehten ins Morgenrot und leuchteten zum frühen Tod, heilig Vaterland war in Gefahren, mochten wir sterben, Deutschland stürbe nicht (...).“¹⁶ In einem Schulaufsatz hieß es: „Auch auf unser Leben dürfen wir keinerlei Rücksicht nehmen; so lange Menschen denken, war es höchstes Glück eines jeden, für sein Vaterland freudig zu sterben.“¹⁷ Die „Erziehung zum Sterben“, die Bereitschaft, das eigene Leben zu opfern, war grundlegendes Erziehungsziel und Teil der Kriegsvorbereitung.

Von dieser Perspektive ahnte Freitag noch nichts als er zum Jungvolk kam. Lagerromantik, Fahnenappelle, Fußmärsche, Geländespiele ... detailliert und sehr anschaulich schildert er das Leben als „Pimpf“, das er durchaus interessant fand. Es ging aber auch um Disziplin. Der Jungzugführer erklärte, was ein Befehl ist und dass die „Pimpfe“ Vertrauen zu ihren Führern haben müssen. Vor allem ging es darum, so Freitag, den jungen „Pimpfen“ die Lieder zu vermitteln. „Die Texte hatten fast alle etwas mit der Fahne zu tun, die mehr sei als der Tod, mit der Jugend, die keine Gefahren kenne und dem ‚heiligen‘ Vaterland.“ Ein Text lautete: „Die Juden ziehen dahin, daher, sie ziehn wohl übers Meer, die Wellen schlagen zu, die Welt hat Ruh.“ Aus eigenem Erleben kannte Freitag keine Juden näher. Nur einmal sah er kurz nach der „Kristallnacht“ – er war gerade mit seiner Mutter auf dem Wege zum Friedhof – wie die Gaststätte eines älteren jüdischen Ehepaares verwüstet worden war. Dieses Ehepaar hatte eine Tochter, die mit einem Deutschen verheiratet war. Diese Ehe hatte zwei Kinder, zwei Mädchen. Die Jüngere war so alt wie Freitag, ging in dieselbe Schule. Die Schulkameradin – so Freitag – „kam immer allein, hatte keine Spielgefährten, vielleicht redete sie sich selbst ein: ich bin irgendwie anders. Und dann und wann hörte sie uns Pimpfe singen von den Juden, die übers Meer ziehen, wo dann die Wellen zuschlagen und endlich die Welt Ruh hat“. Doch Freitag berichtete weiter, dass keiner der „Pimpfe“ in seine Gruppe sich zum Judenhasser entwickelt habe, obwohl der Rektor in der Schule höchstpersönlich die Rassenkunde unterrichtete und über die Untermenschen aufklärte, „von denen die Juden die schlimmsten seien“.

Interessant ist, wie Freitag überhaupt ins Jungvolk kam. Die meisten Klassenkameraden waren schon angemeldet. Er wollte unbedingt mit dabei sein. Er wollte kein Außenseiter sein. Doch der Vater unterschrieb nicht. Er war seit 1911 Mitglied der SPD und später der SAP¹⁸, stand also dem Hitlerregime ablehnend gegenüber. Hinzu kam folgendes: Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurden in Netzschkau wie im gesamten Reich Kommunisten, Sozialdemokraten, Gewerkschaftler und Andere verhaftet. Als Foltereinrichtung wurde von der SA und der SS das Volkshaus in Reichenbach

benutzt. Zu den Verhafteten gehörte auch Freitags ältester Bruder Karl. Auch ein Cousin von Freitag, KPD-Mitglied, wurde festgenommen, er wurde mit Gummiknüppeln „behandelt“. Karl kam nach mehr als zwei Wochen wieder nach Hause, nachdem er unterschrieben hatte, dass er gut behandelt worden sei. Auch der Vater wurde verhaftet. „Er saß schon zusammen mit anderen auf dem LKW, als ein in unserem Ort führender Nationalsozialist die Anweisung erteilte, meinen Vater freizulassen. Beide kannten sich von früher, hatten zwar entgegengesetzte politische Ansichten, aber achteten sich trotzdem.“ Auch das gab es im „Dritten Reich“. Freitag kam ins Jungvolk; die Mutter unterschrieb, um endlich „Ruhe zu haben“.

Als Freitag zehn Jahre alt war, begann der Krieg. In der Schule, im Jungvolk erfuhren die Kinder vom „erfolgreichen Vormarsch der Wehrmacht“. Die Soldatenzüge fuhren in Richtung Osten und die Jungen standen so manche Stunde an der Eisenbahnstrecke München-Dresden und winkten den Soldaten zu. Der jüngere Bruder von Freitags Vater wurde auch eingezogen. Er hatte bereits im Ersten Weltkrieg gekämpft. Ein geflügeltes Wort war damals: „Wir Alten von 14-18 sind wieder da, wo bleibt die SS und SA?“ Er kam nach Polen. Was er aber dort sah, war erschütternd. „In vielen polnischen Städten und Dörfern hatte die SS polnische Juden ermordet. An Fensterkreuzen sah er viele aufgehängte Juden.“

Während des Frankreichfeldzuges kannte die Begeisterung keine Grenzen. In der Schule wurden Lieder einstudiert wie „Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen, sterben als ein tapf'rer Held ...“ oder „Oh Straßburg, oh Straßburg du wunderschöne Stadt, darinnen liegt begraben, so mancher Soldat ...“.

Freitag wurde nun ein Jungzugführer. Er gab Kommandos, kontrollierte die Anwesenheit. Die Jungzugführer waren kaum älter als die „Pimpfe“; Jugend war unter sich. Verschiedene Aktivitäten wurden organisiert: eine Fahrradtour über Pfingsten; Geländespiele, die sich besonderer Beliebtheit erfreuten; sportliche Leistungswettkämpfe. Höhepunkt war die Sonnenwendfeier mit großem Lagerfeuer, über das gesprungen wurde. Für die Bevölkerung wurden

im Schützenhaus von Netzschkau Veranstaltungen durchgeführt nach dem Motto: „Pimpfe“ singen, spielen, turnen. Im Saal saß die Netzschkauer Parteiprominenz, angeführt von NSDAP-Ortsgruppenleiter Artur Pursche, aber auch viele Zuschauer, die mit den Nazis nichts zu tun hatten: ehemalige SPD-, KPD- und SAP-Angehörige. Das ergab sich so, weil deren Kinder und Enkel auch auf der Bühne standen. Die Moderation hatte Siegfried Böhm übernommen; er wurde später Abteilungsleiter in der Abteilung Planung und Finanzen im Zentralkomitee der SED und danach Finanzminister der DDR.

Um den 9. November herum kam das Fähnlein zusammen, um der Gefallenen bei der Feldherrnhalle zu gedenken. Dieses Gedenken bezog sich auf den Putsch der NSDAP in München im Jahre 1922. „Bei Trommelwirbel und mit ernstern Gesichtern wurden die Namen der dort ums Leben gekommenen Männer verlesen. Natürlich vor der Fahne und umrahmt von unseren Liedern vom ‚heiligen‘ Vaterland.“

Im Jahr 1943 endete für Freitag die Volksschulzeit; er begann eine Lehre als Großhandelskaufmann. Auf eigenem Wunsch wurde er aus dem Jungvolk entlassen. Mit diesem Ausscheiden war automatisch der Eintritt in die Hitlerjugend verbunden. Er ging zur Motor-HJ.

Mit dem Überfall auf die Sowjetunion bekam der Krieg eine neue Dimension: „Von Finnland bis zum Schwarzen Meer, vorwärts nach Osten du stürmisch Heer“, wurde gesungen und zunächst gab es nur Siegesmeldungen. Doch auch die Verluste an Menschen und Material stiegen. Anfang Juni 1942 traf die Nachricht ein, dass Freitags ältester Bruder Karl am 12. Mai 1942 gefallen war. „Ich will hier nicht näher darauf eingehen, was sich nun an Trauer, Schmerz, Kummer und Leid das ganze Jahr 1942 bei uns abspielte. Meine Mutter war kein Mensch mehr. Sie saß in der Ecke wie ein hilfloses Tier.“ Freitag selbst war 13 Jahre alt, der Bruder hinterließ seine Frau und einen siebenjährigen Sohn.

Die Anzeigen gefallener Soldaten wurden in den Zeitungen immer zahlreicher. In Stalingrad schließlich erfuhr die deutsche Wehrmacht ihre größte

Niederlage. Von nun an ging es nur noch rückwärts. Wer jedoch an Deutschlands Sieg zweifelte oder am Radio Feindsendungen empfing, wurde mit dem Tode bestraft. Gegen „Meckerer“ und „Defaitisten“ wurden drakonische Strafen verhängt.¹⁹

Im Februar 1944 erhielt Freitag zusammen mit seinen Freunden einen Einberufungsbefehl in ein Wehrrertüchtigungslager. Solche Lager gab es in ganz Deutschland, die Einberufenen erhielten dort eine vormilitärische Ausbildung. Dort herrschte harter Drill bis hin zur reinen Schikane. Natürlich fanden die Jugendlichen auch einen Ausgleich zu dem harten Drill. Besonders beliebt waren Kinobesuche. Doch war dies oft mit einem Abenteuer verbunden, denn viele Filme waren für Jugendliche unter 18 Jahren verboten. Auf der einen Seite, so Freitag, waren „für die damalige Zeit vollkommen ‚normale‘ und oftmals banale Filme aus dem zivilen Leben für uns verboten und auf der anderen Seite, man muss es so sagen, wirklich jugendgefährdende Filme, in denen Gewalt verherrlicht wurde, erlaubt. Es gab aber auf diesem Gebiet noch einen weiteren Widerspruch. Für bestimmte Filme waren wir ‚nicht reif‘ genug, aber um den Heldentod zu sterben bevor wir 18 Jahre alt geworden waren, reichte unsere Reife aus“. Freitag schildert, wie es ihnen dennoch gelang, in die Kinos zu kommen.

Im Sommer 1944 rief Reichspropagandaminister Joseph Goebbels den „Volkssturm“ aus. „Nun Volk steh auf und Sturm brich los.“ Alle gesunden männlichen Deutschen von 16 bis 60 Jahren gehörten dazu. Obwohl der Jahrgang 1929 formal gar nicht dazu gehörte, erhielten Freitag und seine Freunde im Spätherbst 1944 eine Einberufung in ein Volkssturm-Ausbildungslager in Oberheindorf. Die Schilderungen der dortigen Zustände sind besonders eindringlich: es herrschte dort härtester Drill.

Ende 1944 wurde der Bruder Walter ein zweites Mal verwundet. Er kam mit seiner Einheit nach Leipzig. Er äußerte: Wenn „die Russen das mit uns machen, was dort von uns angestellt wurde, dann bleibt in Deutschland nichts und niemand mehr übrig“. Der Bruder wurde erneut operiert, bekam Urlaub zu

seiner Familie nach Oberschlesien, „plötzlich waren die Russen da. Mein Bruder wurde erschlagen. Einfach so“.

In der zweiten Hälfte des Monats Januar 1945 flatterte der nächste Einberufungsbefehl ins Haus. Die Jugendlichen aus Netzschkau und Umgebung hatten sich in Reichenbach in der Gaststätte „Schöne Aussicht“ einzufinden. Die Schießausbildung und das Scharfschießen erfolgten mit dem Karabiner und dem leichten Maschinengewehr. Hauptmann Schneider hielt vor den Jugendlichen eine Ansprache. Er trug eine tadellose Uniform und so ziemlich alle Auszeichnungen unterhalb des Ritterkreuzes. Er war gleichzeitig der Bannführer in der Hitlerjugend. „Er sprach mit funkelndem und zu allem entschlossenen Augenausdruck darüber, dass die Russen in Oberschlesien eingedrungen seien, dass sie unter der Zivilbevölkerung mordeten und plünderten, und dass sie die deutschen Frauen und Mädchen bestialisch vergewaltigen würden. Der Führer habe nun die Hitlerjungen des Jahrganges 1929 aufgerufen, sich als Kriegsfreiwillige zu melden, um die slawisch-asiatischen Horden zu vernichten. Man wolle uns an den besten und modernsten Waffen, die es gibt, ausbilden und die beste Verpflegung geben.“ Was die Rede nicht bewirkte, erzeugte der äußere Zwang: Freitag und seine Freunde unterschrieben. Sie wurden „Kriegsfreiwillige“.

Im März 1945 kam dann der Einberufungsbefehl per Einschreiben. Auf dem Brief stand „Sofortaktion“ und „Reklamation ausgeschlossen“. Es wurde ernst, Freitag und seine Freunde mussten einrücken. Der Vater sagte zum Abschied, er solle gut aufpassen, und wenn es gefährlich wird, ... einfach abhauen.²⁰ Die Jugendlichen hatten sich im Wehertüchtigungslager in Stegerwaldhaus einzufinden. Die „Erziehung“ dort war wieder reine Schikane. Ein Lied wurde auch gesungen. „Rot ist die Klinge vom Bolschewikenblut, hell unser Lachen und froh unser Mut (...).“ Es war das Lied der 12. Panzerdivision „Hitlerjugend“. Dreimal musste die gesamte Einheit auf dem Lagerplatz antreten. Es wurde auch für die SS-Division „Hitlerjugend“ geworben. Doch vergebens – der Krieg sollte nicht mehr lange währen.

Eines Tages wurde eine riesengroße Kolonne kriegsgefangener Russen von einer Wachmannschaft am Lager vorbeigetrieben. „Es waren erbarmungswürdige Gestalten, die wir sahen und wir sprachen zunächst einmal kein Wort. Irgendwie waren wir alle geschockt. So etwas hatten wir noch nie gesehen.“ Einige Soldaten baten die Lagerleitung, für die Bewachung der Russen übers Wochenende einige Hitlerjungen zur Verfügung zu stellen. Freitag und einige Freunde gehörten auch dazu. Dabei wurde er Zeuge einer erschütternden Szene. „Ich sah, wie ein junger Gefreiter einen Gefangenen mit Schlägen über den Hof stieß, seine Waffe scharf machte, und ich nahm an, er wollte den Mann hinter dem Haus erschießen. Der Russe schlug vor seiner Brust dauernd das Kreuz. Es war also ein Christ. Ich zitterte wie Espenlaub, als ich das sah. Zum Glück kam ein älterer Feldwebel dazu und verhinderte diese Untat, dieses Kriegsverbrechen. Angeblich soll der Russe im Hausflur eine Milchkanne genommen und daraus getrunken haben.“

Hin und wieder fanden auf dem Lagerplatz Appelle statt. Die HJ-Fahne wurde aufgezogen. Der Redner sprach von den Wunderwaffen und von dem „Glauben“ an den „Führer“. In einer Rede ging es ums Anschleichen und ums Töten. Dieses Anschleichen bezog sich auf einzelne Posten und Magazine, die die Jugendlichen ausräuchern sollten. „Ihr müsst zu Mördern werden“, rief der Redner. „Wir sollten nach Möglichkeit mit dem Messer ‚arbeiten‘, und nach dem ‚Zustechen‘ das ‚Rumdrehen‘ nicht vergessen. Wenn ein feindlicher Soldat nur mit einem Pistolenschuss verletzt würde, dann sei der Mann vielleicht schon nach vier Wochen wieder fronttauglich.“

Der Krieg sollte aber nicht mehr lange dauern. Auch die amerikanische Armee rückte immer näher. Die letzten Kriegstage, geschrieben aus der Sicht eines 15jährigen Jungen, der nun merkte, dass dies alles kein Räuber- und Gendarmenspiel mehr war, sondern tödlicher Ernst – dies gehört zu den bewegendsten Abschnitten in Freitags Darstellung. Mit einem gekaperten Motorrad als „Kriegsbeute“ erreichte er nach einer abenteuerlichen Flucht schließlich Netzschkau.

Auch Freitags Freund Günther erreichte wenig später unversehrt Netzschkau. Beide waren kurz vor Kriegsende getrennt worden. Günther bekam in Mechelgrün seine Wehrmachtsuniform. Das war keine Neukleidung, sondern Uniformen, die man den Toten und Verwundeten abgenommen hatte. Man hatte sich noch nicht einmal die Mühe gemacht, die Einschusslöcher, die dunkel umrandet waren, zu beseitigen. „Wir waren das letzte Aufgebot“, so Günther, „das die Nazis noch zu verheizen gedachten“. Die Gruppe erhielt den Auftrag, die rechte Flanke des Ortes von einem Steinbruch aus zu verteidigen. Sie hatten ein paar Panzerfäuste und einige Kisten Munition erhalten. Gegen die heranrückenden Panzer der Amerikaner war dies das reine Selbstmordunternehmen. Da rief der Unteroffizier: „Sofort alle sammeln und Abmarsch im Laufschrift, los, los.“ Aus dem Steinbruch wäre keiner lebend herausgekommen. Die Herren, so Günther, die diesen Befehl gaben, wussten das genau. Dem Unteroffizier waren sie aber ewig dankbar. Kurz darauf wurde Günther zum Bataillonsgefechtsstand im Rittergut Sorga gebracht. Zwei Stunden später war er Panzergrenadier der 11. Panzerdivision im Alarmzug von Leutnant Horst Scharfenberg.²¹ Die 11. Panzerdivision sollte zur Heeresgruppe Mitte unter Generalfeldmarschall Schörner stoßen und gegen die Russen kämpfen. Auf dem Weg dorthin sah Günther das Wirken der Heeresgruppe Schörner. Soldaten, die ohne Marschbefehl aufgegriffen wurden, sind an Ort und Stelle verurteilt und zur Abschreckung sofort aufgehängt worden.²²

Es kam aber zu keinen Kampfhandlungen mehr. Die Führung entschloss sich mit den Amerikanern zu verhandeln und schließlich geordnet in Gefangenschaft zu gehen. Nach 3 ½ Wochen Gefangenschaft und drei Tagen Fußmarsch kam er schließlich in Netzschkau an. Er war einer der letzten, der zurückkam.

Netzschkau selber war wenig zerstört worden. Lediglich auf der Oststraße gab es Häuserschäden nach einem Luftangriff am 17. März 1945. Das Oberkommando der Wehrmacht hatte jedoch noch kurz vor Kriegsende

befohlen, Städte als wichtige Verkehrsknotenpunkte „bis zum äußersten“ unter Leitung von speziellen Kampfkommandanten zu verteidigen. In Netzschkau wurde mit dieser Aufgabe der langjährige NSDAP-Ortsgruppenführer Arthur Pursche betraut, der schon den Volkssturm leitete. Geschütze wurden in Stellung gebracht, eines stand oberhalb des großen Rüstungsbetriebs Nema. Weitere Zerstörung und Blutvergießen drohten. Dies bewog die Lebensmittelhändlerin Johanna „Hanna“ Straach rund 100 Frauen zu mobilisieren, mit denen sie zu der Wohnung des Nema-Miteigentümers Gottwald Stark zogen und mit diesem zu Pursche. Kategorisch erklärten sie, einen „Endsieg“ könne es nicht geben und erreichten, dass die Geschütze abgezogen wurden. Pursche und andere maßgebliche Nazigrößen erkannten ihre aussichtslose Lage und suchten nur noch ihre eigene Haut zu retten. Als in den frühen Morgenstunden des 17. April 1945 die US-Truppen Netzschkau erreichten, kam ihnen eine junge Frau mit einer weißen Fahne und einem Blumenstrauß entgegen. Durch das mutige Auftreten der Frauen wurde Netzschkau vor weiterer Zerstörung bewahrt.

Der Krieg war zu Ende. Für Freitag und seine Freunde begann eine herrliche Zeit. Kein HJ-Dienst mehr, kein Drill. „Wir waren wieder zu Hause und freuten uns darüber. Denn eines wußten wir, mit uns hätte viel Schlimmeres passieren können.“ Eine Anzahl von Nazigrößen mussten im Stadtbad Strafarbeit leisten. Unter ihnen befanden sich auch zwei Personen, die den Ostarbeitern während der Zeit ihrer Zwangsarbeit das Leben besonders schwer gemacht hatten. Die Ostarbeiter stürmten ins Stadtbad und erschlugen den ehemaligen Personalchef und Obman der Nema und einen ihrer früheren Bewacher.

Anfang Juli zog die US-Armee ab und kurz darauf kam die „Rote Armee“. „Es wird Ende August, Anfang September gewesen sein, als plötzlich Menschen verschwanden. Es wurde manches über gewisse Leute gemunkelt: sie seien von den Russen festgenommen worden oder über die nahe grüne Grenze nach dem Westen geflüchtet. Zunächst wusste niemand etwas genaues. (...) Wir kannten die meisten Verhafteten und wussten, dass sie nichts verbrochen

hatten (...).“ Doch die Verhaftungen gingen weiter. Freitag und Günther wurden unruhig. „Wir fassten den Plan, nach dem Westen abzuhausen, obwohl wir eigentlich nicht wussten, warum wir das tun sollten, denn wir hatten nichts verbrochen.“ Auch Günthers Vater riet ihnen von dem Plan ab. „Er glaubte an Gerechtigkeit. Wer nichts verbrochen hat, kann auch nicht bestraft werden.“ Dennoch wurden Freitag, Günther und mehrere andere Jugendliche aus Netzschkau vom sowjetischen Geheimdienst NKWD verhaftet. Ihnen wurde vorgeworfen, Mitglieder des „Werwolfs“ gewesen zu sein und Aufträge zur Diversion erhalten zu haben.²³ Es fanden zwei kurze Verhöre statt, in denen diese Anschuldigungen vorgetragen wurden. Die Jugendlichen bestritten allesamt, jemals Mitglieder des „Werwolfs“ gewesen zu sein. In Netzschkau und Umgebung hätte es überhaupt keinen „Werwolf“ gegeben. Die Jugendlichen blieben aber in Haft. Sie kamen – es waren insgesamt zehn – zunächst in ein Gefängnis in Zwickau, wo ihnen wegen der Läuse erst einmal die Haare geschoren wurden, und später nach Mühlberg, dem Speziallager Nr. 1 des sowjetischen NKWD. Der Beschluss zur Einweisung in das Speziallager wurde Freitag nicht mitgeteilt. Er hatte auch nicht mehr Gelegenheit, zu den erhobenen Vorwürfen Stellung zu beziehen. Die Verhaftung erfolgte, ohne dass eine tatsächliche Schuld festgestellt wurde. Die Angehörigen wurden von der Einweisung nicht benachrichtigt, so dass sie über den weiteren Verbleib Freitags völlig im Unklaren blieben.

„Die Zustände in den Speziallagern waren schlimm“, schreibt Freitag. Seine Schilderung über die damalige Zeit ist dann auch eine ergreifende Dokumentation. Im Jahre 2008 wurde von der Initiativgruppe Lager Mühlberg e. V. ein „Totenbuch“ herausgegeben. In ihm wird dokumentiert, dass in der Zeit von 1945 bis 1948 in Mühlberg von den 21.835 Inhaftierten 6.766 den Tod fanden. Insgesamt waren in den sowjetischen Lagern insgesamt 176.000 Personen inhaftiert.²⁴ „Während die in den Speziallagern inhaftierten Menschen zu Tausenden verhungerten sowie an Entkräftung und Krankheiten zugrunde gingen, sah die sowjetische Lagerverwaltung dem Massensterben und der Katastrophe in ihren Lagern tatenlos zu.“²⁵ Offiziell galt die Errichtung

der Internierungslager der NKWD als Maßnahme, um die Funktionäre des nationalsozialistischen Machtapparats zur Verantwortung zu ziehen und sich vor ihrer möglichen Betätigung im Untergrund zu schützen. Tatsache ist aber, dass neben nationalsozialistischen Funktionsträgern, die tatsächlich schwere Schuld auf sich geladen hatten, vor allem auch viele kleine Mitläufer und Unschuldige inhaftiert wurden.²⁶ Das Beispiel Freitag und der anderen Netzschkauer Jugendlichen verdeutlicht dies. Sie waren niemals Angehörige des „Werwolfs“ gewesen und hatten keine Gelegenheit, ihre Unschuld im Einzelnen darzulegen. Ihre Verhaftung erfolgte willkürlich, ohne dass im Einzelfall eine tatsächliche Schuld auf der Grundlage eines rechtsstaatlichen Untersuchungsverfahrens ermittelt wurde. Sie mussten eine ungewisse Zeit im Lager absitzen, ohne dass sich jemand mit ihnen über das Unrechtssystem der Nazis auseinandersetzte und ohne sie zu überzeugen, wem sie dienen müssen.²⁷ Die Lagerleitung machte zudem keinen Unterschied zwischen denen, die durch ihre Tätigkeit im NS-Regime belastet waren und den unschuldig Verhafteten.²⁸ Während zahlreiche Nazi-Größen für ihre Verbrechen niemals zur Rechenschaft gezogen wurden, sollten 16jährige Jugendliche, die selber Opfer des verbrecherischen Nazi-Regimes wurden, für dessen Untaten büßen.

Für die Netzschkauer Jugendlichen war der Leidensweg aber noch lange nicht zu Ende. Anfang Februar 1947 wurden ungefähr 1000 Insassen von Mühlberg nach Sibirien verladen. Freitag gehörte auch dazu. Sie wurden von einer russischen Ärztekommision auf ihre Arbeitsfähigkeit hin untersucht und für den Transport nach Sibirien mit einer kompletten Winterbekleidung ausgestattet. Dazu gehörten: Ein Soldatenmantel oder zweireihige Jacke, wattierte Hose, Filztiefel, zwei Paar warme Fußlappen, ein paar Handschuhe sowie eine Pelzmütze mit Ohrenklappen – daher auch der Name Pelzmützentransport. Die Internierten waren froh, endlich wieder saubere Wäsche tragen zu können, denn bislang hatten sie nur die Sachen auf dem Leib, die sie zur Zeit ihrer Verhaftung trugen.

„Gegen Abend des 8. Februar 1947 setzte sich der Zug mit knapp eintausend zukünftigen Zwangsarbeitern in Bewegung.“ In einem Waggon waren jeweils vierzig bis fünfzig Personen untergebracht. Die Waggon – es handelte sich um ehemalige Viehwaggons – waren vernagelt und vergittert, es wurde in ihnen nie richtig hell. Höchstens durch die eine oder andere Ritze war es möglich, etwas von draußen zu erhaschen. Warmes Essen gab es nur, wenn der Zug hielt. Dann mussten schnell zwei Mann raus und im Laufschrift – natürlich unter Bewachung – das Essen holen. Dies war gar nicht so einfach, denn infolge des vielen Liegens und der aufkommenden Kälte waren die Beine – so Freitag – ziemlich „eingerostet“. Einen Kanonenofen gab es auch im Waggon, doch war das Heizmaterial nur spärlich vorhanden. Briketts gab es nur hin und wieder und so nahmen die Insassen die im Waggon befindlichen Bretter und Holzbohlen und verfeuerten sie, was aber auch nicht so einfach war, denn die Insassen besaßen nur Holzlöffel zum Verkleinern der Bretter – Löffel aus Metall waren ihnen abgenommen worden. In den Waggon war es meist bitter kalt, nach der Aussage eines anderen Häftlings, nicht selten bis zu minus 40 Grad.²⁹ Ging im Küchenwaggon das Wasser aus, wurde am Bahndamm einfach der verschmutzte Schnee genommen, um Wasser zu erzeugen. „Ein Wunder, dass bei solchen Zuständen nicht noch mehr Krankheiten ausgebrochen sind. Allerdings hat es schon eine ganze Menge Durchfallerkrankungen und auch Tote auf der fast fünfwöchigen, grausamen Reise gegeben.“³⁰ Nach 33 Tagen mit zahlreichen Unterbrechungen erreichte der Zug schließlich Anshero-Sudschensk. Völlig erschöpft verließen die Gefangenen die Waggon. In einem einstündigen Fußmarsch bei klirrender Kälte ging es erst einmal ins Krankenhaus zum Entlassen. Es war schon dunkel als sie im Lager ankamen – es sollte bis zum Spätsommer 1949 Freitags „neues zu Hause“ werden. Danach kam er ins Lager Stalinsk. Es soll hier nicht weiter vorgegriffen werden. Aber was Freitag in diesen Lagern erlebte sind ebenso spannende wie erschütternde Berichte. Hervorragend geschrieben, vermitteln sie einen unmittelbaren Eindruck von den schweren Arbeitsbedingungen im Schacht und dem entbehnungsreichen Leben im Lager.

„Unsere Eltern versuchten alles“, so Freitag weiter, „um uns frei zu bekommen. Sie konnten nicht einmal in Erfahrung bringen, wo wir uns befanden, in welchem Gefängnis oder in welchem Lager wir festgehalten wurden. Mütter und Väter konnten nicht begreifen, was ihren Kindern und ihnen selbst angetan wurde. Nirgendwo erhielten sie eine Auskunft. (...) Schriftliche und mündliche Eingaben blieben unbeantwortet. (...) Es war zum Verzweifeln, sagte mein Vater. Man rannte gegen eine Wand oder lief ins Leere.“

Im April 1950 wurde Freitag schließlich entlassen, nach fast fünf Jahren Haft. Er hatte einen Großteil seiner Jugend hinter Stacheldraht verbracht – unschuldig. Nach Freitag hätte innerhalb weniger Wochen einwandfrei geklärt werden können, ob es in der Gegend von Netzschkau einen „Werwolf“ gab oder nicht. Eine solche Untersuchung hat aber nie stattgefunden. Völlig willkürlich wurde er erst in Mühlberg festgehalten und dann nach Sibirien deportiert.

Für sein Schicksal, für das erlebte Leid, das er und seine Familie im Zweiten Weltkrieg und danach erlitten haben, macht Freitag stets das Hitlerregime verantwortlich. Wenn Hitler nicht mit seiner verbrecherischen Politik den Krieg entfesselt und unendliches Leid über andere Völker und nicht zuletzt auch über das deutsche Volk selbst gebracht hätte, wäre ihm dies alles erspart geblieben. Dabei hatte alles recht „harmlos“ angefangen. Geländespiele, sportliche Wettkämpfe etc. fanden natürlich das Interesse der Jugendlichen in der HJ. Das alles diente aber der Vorbereitung auf den Krieg – und unversehens war es tödlicher Ernst geworden. Die Jugendlichen hatten eine vormilitärische Ausbildung erhalten und waren schließlich Hitlers „letztes Aufgebot“ geworden - gegen ihren Willen.

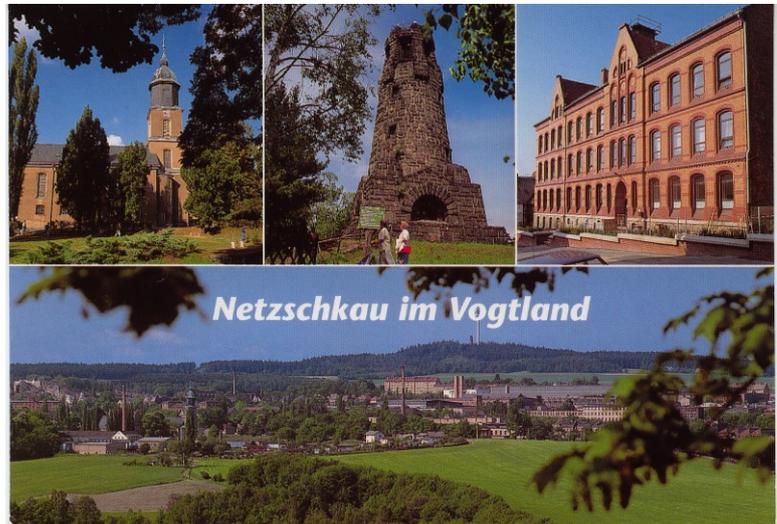
Nun hatte Freitags Vater als Sozialist gehofft, dass Stalin mit dem Ende des Krieges die endgültige Befreiung bringen würde. Doch das stalinistische Regime war selbst ein Unrechtssystem, es hatte mit den sozialistischen Idealen nichts mehr gemein. So war für viele Jugendliche das ersehnte Ende des Krieges der Beginn einer neuen Leidensperiode. Dabei hätten die meisten

von ihnen sich für einen wirklichen demokratischen Neubeginn begeistern können. Freitag und wohl auch die anderen Netzschkauer Jugendlichen waren nie Anhänger des Hitler-Regimes gewesen, mangels Alternativen gerieten sie in die HJ und deren Mechanismen. Freitag ist trotz seiner bitteren Erfahrungen in Sibirien in die DDR zurückgekehrt, weil er die DDR für den antifaschistischen Staat hielt, und trat nach Stalins Tod der SED bei – allerdings mit einer kritischen Distanz zum „Stalinismus“.

Teil 1: 1933 – 1945

Die große Verführung der Jugend in Hitlers Reich

Heimat/Kindheit/Jungvolk



Jahrgang 1929: Hitlers letztes Aufgebot

15- und 16jährige werden 1944/45 am leichten Maschinengewehr ausgebildet

Bemerkungen vorab.

Es gibt da so eine Erkenntnis, die die Runde macht: Wenn ältere Leute sich treffen, dann reden sie entweder von Krankheiten oder von früher. Da ich auch zu den älteren Leuten gehöre, Jahrgang 1929, kann ich diese Feststellung bestätigen. In meiner folgenden Niederschrift werde ich mich nicht mit Krankheiten beschäftigen. Mein Thema ist vielmehr, und nahezu ausschließlich: Wie war das früher? Was haben wir alles erlebt und erleben müssen. Ich habe hier das Wörtchen wir verwendet, obwohl ich eigentlich von mir selbst schreibe. Ich bin aber überzeugt, dass fast alle männlichen Kinder und Jugendliche meines Jahrgangs dasselbe wie ich oder zumindest ähnliches erlebt haben bzw. durchmachen mussten. Wenn ich heute als 87jähriger davon berichte, was in den ersten meiner 21 Lebensjahre passiert ist, dann ist ein noch gut funktionierendes Gedächtnis die Voraussetzung. Es gibt nicht mehr viele Angehörige meines Jahrgangs, die ich fragen kann, mit denen ich mich austauschen kann, etwa so: Weißt Du noch wie dies oder das damals war, du warst doch dabei? Einen Freund habe ich noch, der vieles genau so wie ich auch erlebt hat. Ich sitze also mit meinem Gedächtnis allein nicht auf dem Trockenen.

Wir 1929er wurden in der "Weimarer Zeit" geboren. Wenn ich davon ausgehe, dass der Mensch, wenn er vier Jahre alt geworden ist, schon allerhand mitbekommt, was um ihn herum vor sich geht, dann wäre es außerordentlich kühn, wenn ich behaupten würde, wir hätten die Weimarer Zeit bewusst erlebt.

Adolf Hitler kam 1933 an die Macht und wir wurden vier Jahre alt. 1945, als es mit dem Großdeutschen Reich und damit mit Hitler aus war, wurden wir 16 Jahre alt. Es wird demnach niemand bestreiten können, dass wir 11 Jahre lang, als Kinder und Jugendliche, der Naziideologie und Nazipropaganda ausgesetzt waren. Man kann sogar sagen, dass wir zu der Zielgruppe des Nationalsozialismus gehörten. Nach Kriegsende waren wir wieder Zielgruppe geworden. Jetzt hatte uns der sowjetische Geheimdienst NKWD aufs Korn genommen. Und das war alles andere als Spaß, das war bitterer Ernst. Für viele Jugendliche sogar tödlich.

Ich werde chronologisch vorgehen. Vorzügliches Elternhaus, sehr schöne Heimat im nördlichen Vogtland, als **Pimpf im Jungvolk**, als **Jugendlicher** in der **Hitlerjugend**, als ein zu **Hitlers letztem Aufgebot** Gehörender, von der sowjetischen Besatzungsmacht als des **Werwolfs Verdächtigter in Haft Genommener**, dem **Speziallager Nr. 1 Mühlberg** an der Elbe **Zugeführter**, im Februar 1947 in die Sowjetunion **zur Zwangsarbeit Deportierter** und

vor dort aus im April 1950 als **Heimkehrer in die Freiheit Entlassener**, nach vier Jahren und sieben Monaten.

Ich will versuchen nachzuweisen, dass meine bitteren Erfahrungen nach 1945, dem Ende des 2. Weltkrieges, sehr viel damit zu tun hatten, was in Deutschland und von Deutschland aus in Europa in den zwölf Jahren vor 1945 passierte. Und noch eines, was leider oft vergessen wird: Was muss das für ein verbrecherisches System gewesen sein, dessen eifrigsten Verfechter sich nicht scheuten, 14- und 15jährigen jungen Menschen Panzerfäuste und andere Waffen in die Hände zu geben, in den Kampf zu schicken oder schicken zu wollen, nur um ihre eigene Haut zu retten bzw. ein paar Tage, Stunden oder Atemzüge länger zu leben?

1.1 Elternhaus/Heimat



Dieses Bild zeigt meine Eltern und meine Brüder Karl und Walter. Damals etwa sieben bzw. fünf Jahre alt. Vermutlich wurde diese Aufnahme im Jahre 1916 gemacht, während eines Heimaturlaubes meines Vaters von der Front.

Mein ganzes Leben lang werde ich meinen Eltern dankbar sein für die glückliche Kindheit, die ich erleben durfte. Es war sozusagen die richtige Synthese aus gewährter Freiheit und gleichzeitiger Sorge um meine Gesundheit, meine körperliche und geistige Entwicklung und Verständnis

für Wünsche und Vorstellungen, die nun mal ein junges heranwachsendes Menschenkind hat. Meine zwei Brüder waren sehr viel älter als ich. Zu Karl waren es 20, zu Walter 17 Jahre Altersunterschied. Beide Brüder sind im 2. Weltkrieg umgekommen. Ich war also der Nachzügler, der Kleine in der Familie und hatte, was ja bei einer solchen Konstellation häufig der Fall ist, schon von klein auf einen gewissen Bonus. Mein Vater war 43, meine Mutter 42



Jahre alt als ich das Licht der Welt erblickte. Etwa zur gleichen Zeit war auch das Zweifamilienhaus fertig, das meine Eltern in den Jahren 1928/29 bauen ließen. Ein Haus in einer Siedlung mit Garten, ganz in der Nähe der Wald, darin auch einige Felsen, das Käppelsteingebiet, das Stoppbachtal, Wiesen und Felder. Nicht weit davon entfernt der 510 Meter hohe Kuhberg mit Aussichtsturm und nicht zuletzt die Göltzschtalbrücke, die größte Ziegelbrücke der Welt. Netzschkau, mein Geburtsort, liegt im nördlichen Vogtland. Eine sehr schöne Landschaft, sanfte und auch steile Hänge, Wald und Täler mit kleinen Bächen, in denen damals noch Forellen schwammen. Im



Sommer lockte das schöne Stadtbad zum Schwimmen, im Winter gab es genügend Schnee zum Skilaufen, zum Rodeln, zum bauen von Schneehöhlen usw. Dazu hatte ich den richtigen Freundeskreis. Da bauten wir im Wald Lager, auch auf Bäumen. Im Bach wurden Dämme errichtet. Wasser stauten wir an, und leiteten es um. Wir kletterten an Felsen, und ich wundere mich heute noch, dass dabei nichts Schlimmes passiert ist. Das alles waren unsere Abenteuer, so vollkommen ohne Sorgen. Netzschkau hat auch eine sehr schöne Schule und auf dem gleichen Grundstück ein ebenso schönes Gebäude mit zwei Turnhallen. Das Lernpensum in der Schule bereitete mir keine großen Sorgen und im Großen und Ganzen konnte man mit den Lehrern gut auskommen. Ich hänge sehr an meiner Heimat, obwohl ich die Hälfte meines

Lebens woanders verbrachte bzw. verbringen musste. Meine Erinnerungen an „zu Hause“ sind vielleicht auch deswegen so intensiv. Es trifft natürlich auch zu, dass erst in der Ferne, oder besser gesagt, aus der Ferne man die Heimat richtig schätzen lernt: *Heimat ist etwas, dass man ganz tief in sich trägt. Selbst wenn es woanders, also in der Ferne, wo man schon lange lebt sogar schöner ist, Heimat bleibt Heimat. Dorr Ham is dorr Ham, sagen wir Vogtländer.*

Mein Vater arbeitete in der Textilindustrie als Schlichter. Das ist eine Tätigkeit in der Abteilung Vorbereitung einer Weberei. Im Haus war meine Mutter der Chef. Sie hatte bis kurz vor meiner Geburt in der Textilindustrie als Weberin und auch als Ausnäherin gearbeitet. Nun war sie Hausfrau, kümmerte sich um den Garten, versorgte das Kleinvieh wie Hasen und Hühner. Manchmal hatten wir auch ein Schwein oder eine Ziege im Stall. Meine Mutter setzte die nun einmal erforderliche Ordnung durch, was nicht immer so sehr nach meinem Geschmack war. Schuhe putzen – ein Gräuel – Fußweg vor dem Haus sauber halten, Straße und Hof fegen – eine Katastrophe – vor allem dann, wenn die Freunde auf mich warteten. Eine Chance, mich vor solchen Arbeiten zu drücken, hatte ich kaum. Natürlich war sie im Recht, ich jedoch wollte nicht einmal zwei Stunden in der Woche dafür opfern. Mutter konnte auch gut kochen, es schmeckte allen in der Familie, nur mir nicht so richtig. Ich war als Kind ein schlechter Esser von warmen Speisen. „Was du mittags nicht aufisst, bekommst du heute Abend wieder vorgesetzt“, sagte sie. Aber das hat sie in Wirklichkeit nur selten gemacht, vermutlich war mein Vater dagegen. Er hat mir, wenn ich mittags mal wieder schlecht gegessen hatte und kurz darauf mein Magen knurrte, heimlich aus der Klemme geholfen. Da war Verlass auf meinen Vater, eben wie immer. Etwas streng war meine Mutter schon, aber auch sehr gut. Sie hat immer darauf geachtet, dass ihrem Jüngsten nichts Schlimmes widerfährt, dass er sich, falls erforderlich, warm genug anzieht, was mir auch nicht immer gefallen hat usw. Sie kümmerte sich um alles, sie wärmte und sie kühlte, je nach dem, machte Mut und spendete Trost. Sie erkannte sofort was nötig war. Und nötig war, dass auch ein Kind Pflichten zu erfüllen hat. Na klar hatte sie recht, da kann man nichts dagegen sagen. Nur als Kind sieht man vieles anders.

Um aber nicht als Faulpelz angesehen zu werden, als einer, dem nur abenteuerlicher Unsinn Spaß machte, sich vor jeder sinnvollen Arbeit drückte, halte ich es für notwendig, hier einige Arbeiten im Haus und Garten anzuführen, die ich gerne tat; den Hasenstall ausmisten und die Buchten mit neuem Stroh versehen, Holz hacken (das Aufsichten besorgte meine Mutter),

die Beete im Garten oder das Land im Hühnerzwinger umgraben und meiner Mutter bei ihrer großen Wäsche helfen.

Meine Eltern kauften mir allerhand Spielzeug. Jedoch zu Hause spielen war nicht so sehr mein Ding. Ich stromerte lieber mit meinen Freunden in der Umgebung herum. Da ging es in den Wald, die Berge rauf und runter, immer im Laufschrift. Oder wir rasten mit unseren Fahrrädern über Stock und Stein. Bei schönem Wetter tobten wir im Stadtbad herum. Im Winter standen wir auf Skiern und schonten auch hier unsere Kräfte nicht. Ich bin der Meinung, dass sich nicht zuletzt auch durch diese körperlichen Anstrengungen eine solche Fitness bei mir entwickelte, die nötig war, um Jahre später harte Zeiten zu überstehen.

Von Hitler verführt

Erinnerungen und Gedanken

April 1939 bis April 1943

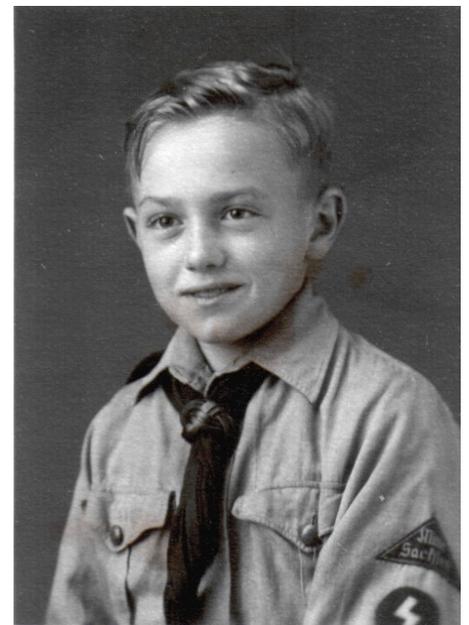
Pimpfe

Schwertworte:

*Pimpfe sind hart, schweigsam
und treu!*

Pimpfe sind Kameraden!

*Der Pimpfen höchstes ist die
Ehre.*



*Der Führer sagte
wie wir sein
sollen:*

*Schlank und Rank,
flink wie Windhunde,
hart wie Kruppstahl,
zäh wie Leder.*



1.2 Pimpfe

Kurze Beschreibung der 1929er

1933 kam Hitler an die Macht. Wir vom Jahrgang 1929 waren vier Jahre alt. Man kann davon ausgehen, dass in diesem Alter Aufnahmefähigkeit und Gedächtnis schon gut entwickelt sind.

1935/36 begann unsere Schulzeit. Einige Lehrer waren Nazis.

1939/40 wurden wir in das „Jungvolk“ aufgenommen. Zweimal in der Woche Dienst.

1943/44 Aufnahme in die Hitlerjugend. In meinem Falle Motor-HJ. Bis 1945 wurden wir wiederholt in verschiedene Lager zur vormilitärischen Ausbildung einberufen.

Im März 1945 avancierten wir zu „Hitlers letztem Aufgebot“. Die Folge davon war: Einweisung in ein „Speziallager“ des sowjetischen Geheimdienstes (NKWD).

Die Hitlerjugend wurde am 3./4. Juli 1926 gegründet. Sie war zunächst unbedeutend. Nach 1933 wurde sie zur Staatsjugend entwickelt.

Durch Zwangsmitgliedschaft, beschlossen am 25. März 1939, erhielt sie 8,7 Millionen Mitglieder. Sie wurde auch attraktiv für die Jugend durch Uniformen, militärisch organisiert, Fahrtenmesser, die Jugend wurde von der Jugend selbst geführt. Zunächst war die HJ der SA unterstellt, später der NSDAP. Die Führer waren Baldur von Schirach und später Artur Axmann.

Es gab immer wieder feierliche Aufzüge, Propagandamärsche, Paraden, Fahrten, Geländespiele, geselliges Lagerleben, Zeltromantik, Sonnenwendfeier mit Lagerfeuer, lustige Heimabende, Sport, auch militärischen Drill, Sammelaktionen für das Winterhilfswerk, Sammlung von Altmetall. Jungvolk und Hitlerjugend hatten vieles im Angebot, was für gesunde junge Menschen attraktiv ist. Vor allem für Jugendliche ab 14 Jahren gab es fast alles was interessierte, z.B. Motor-HJ, Flieger-HJ, Marine-HJ, Nachrichten-HJ. Letztlich war es **die Reserve für die Wehrmacht.**

Wohin die Jugendlichen geführt, also verführt wurden, merkten die Kinder und Jugendlichen kaum oder nicht im Geringsten. Es war ja meistens so toll, es war immer was los und nach und nach entwickelte sich der Sinn für das Ganze.

Zunächst der Gemeinschaftssinn für die Jungenschaft, dann für den Jungzug und schließlich für das Fähnlein. Wurde Ausdauer verlangt, dann von allen gleichermaßen. Regnete es, dann wurde eben alle nass. Prallte die Sonne auf uns nieder und wir mussten trotzdem rennen und schwitzen, dann schwitzten eben alle. Keiner jammerte, keiner wollte die „Memme“ sein, die nichts aushält, usw.

Zu der geschilderten Lagerfeuerromantik wäre noch hinzuzufügen der morgendliche Fahnenappell mit militärischem Zeremoniell, Stillgestanden, zur Meldung an..., die Augen links usw. Also, das was da inszeniert wurde, war perfekt. Denn auch die jeweiligen „Führer“ mussten strammstehen, mussten schwitzen und frieren. Damit wurde Kameradschaftssinn entwickelt und wenn es dann zu besonders großen Anstrengungen kam sangen alle, also wirklich alle: „Wir hab`n noch lange nicht, wir hab`n noch lange nicht, wir hab`n noch lange nicht die Schnauze voll“.

Wir waren „Hitlers Kinder“ und gleichzeitig die Kinder derjenigen, die den Diktator nicht verhindern wollten oder konnten. **Wir wurden nicht gefragt, aber beeinflusst.**

Wie? Hierzu einige Beispiele der Beeinflussung außerhalb des HJ-Dienstes.

Als der Krieg 1939 begann, hatten wir schon einiges gehört und in Filmen gesehen. Da gab es Filme, die die brutale Unterdrückung der im Ausland lebenden Deutschen zeigten. Oder Filme, die von der Überlegenheit Deutscher gegenüber anderer Volksgruppen berichteten. Und dann natürlich Filme wie „Jud Süß“, die zeigten, was für elende Menschen die Juden sind. Auch Filme, die von der Tapferkeit deutscher Soldaten im 1. Weltkrieg berichteten, aber auch von dem lustigen Soldatenleben zum Beispiel im besetzten Frankreich. („Musketier Meier 3“, „Der Etappenhase“). Bücher bzw. Filme in der Art „Im Westen nichts Neues“ waren 1933 dem Feuer auf dem Berliner Opernplatz zum Opfer gefallen.

Jungvolk

Einer von vielen, 10jährig, in der Uniform des Jungvolkes war ich (siehe Bild). Nachfolgend will ich schildern, wie der Dienst konkret in unserem Fähnlein ablief. Ich hoffe, nicht all zu viele Erinnerungslücken feststellen zu müssen.



Dienst – Baustein zum bedingungslosen Gehorsam!

Sonnabends war Dienst. Pünktlich halb drei wurde der Befehl zum Antreten gegeben, und nachdem die Jungzugführer die geforderte Ordnung in den Reihen der Pimpfe hergestellt hatten, meldete der Hauptjungzugführer dem Fähnleinführer die Stärke der angetretenen Einheit. Es folgten die Begrüßung und der Befehl zum Abmarsch. An der Spitze marschierte Siegfried, der Fahnenträger. Er war ein kräftiger Bursche von fünfzehn Jahren, und so lustig wie er war, schwenkte er auch die Jungvolkfahne aus schwarzem Stoff mit der weißen Siegesrunen in der Mitte. Es war nicht immer so, dass die Fahne dabei war. Wenn sie dabei war, konnten die Jungs daraus schließen, dass an diesem Tag etwas Besonderes passieren sollte. Das Fähnlein hatte die Jägerstraße verlassen und war in die Mylauer Straße Richtung Bahnhof eingeschwenkt. Die Jägerstraße war meistens der Stellplatz des Fähnleins. Ich war damals zehn Jahre alt und gehörte dem vierten Jungzug an. Im ersten Jungzug waren die ältesten Pimpfe. Ein Schuljahrgang war immer ein Jungzug. Wir vom Vierten waren eigentlich noch gar keine richtigen Pimpfe und ein Fahrtenmesser – später nannten wir es „Käsemesser“ – durften wir auch noch nicht tragen. Erst zu einem späteren Zeitpunkt musste die Pimpfenprobe bestanden werden. Es war nicht der erste Dienst, an dem ich teilnahm. Zwei Wochen vorher schon hatten wir zum ersten Mal Dienst. Im Hitlerjugendheim auf dem Mylauer Berg begann unsere Zugehörigkeit zum Deutschen Jungvolk. Unser Jungzugführer war Werner, fünfzehn Jahre alt. Von der ersten Minute an versuchte er uns Disziplin beizubringen. Aber vor allem kam es ihm wohl darauf an, uns Lieder zu lehren. Die Texte hatten fast alle etwas mit der Fahne zu tun, die mehr sei als der Tod, mit der Jugend, die keine Gefahren kenne und mit dem „heiligen“ Vaterland. Seit diesem Ereignis waren nun zwei Wochen vergangen, und ich hing meinen Gedanken nach, die sich um meine neue Situation als Pimpf drehten. Meine Überlegungen wurden aber immer wieder gestört von Werners Bemühungen, Ordnung in seinen Jungzug zu bringen. Das Marschieren klappte nicht richtig, der Schritt wurde nicht gehalten, also gab Werner mit seiner Trillerpfeife oder auch mit „links-zwei-drei“ den Takt an. „Achtzig Zentimeter Abstand, Vordermann, Seitenrichtung, Tuchföhlung!“, so rief er immer wieder.

Ich dachte für mich, na, der hat ganz schön zu tun. Es war anzuerkennen, er war unermüdlich. Da ich zu den Kleinsten der Kleinen zählte, marschierte ich hinten im letzten Glied und konnte alles schön beobachten. Und wenn er sich vorn um Ordnung kümmerte, konnten wir hinten, wo auch mein Freund Günther dabei war, dieses oder jene Wort wechseln. Das war natürlich ein Verstoß gegen die Disziplin und streng verboten. Hinzu kam, dass in den Reihen immer wieder Gelächter aufflackerte, weil sich folgende Situation entwickelte: Als das Fähnlein nach dem Abmarsch in die Mylauer Straße einbog, verließ gerade ein Mann, seinem Arbeitsanzug nach zu urteilen ein Maurer, eine kleine Gaststätte, die genau gegenüber lag. Er hatte wohl einige Biere zu viel getrunken und schwankte nun neben dem marschierenden Fähnlein her. Ihm gefiel wahrscheinlich unser Marsch, und er versuchte, auch Schritt zu fassen, was ihm aber nicht gelang. Es war klar, dass wir alle darüber lachen mussten. Nur unserem Jungzugführer gefiel das nicht. Er forderte: „Ruhe im Glied“ und blieb todernt. Kaum war die Höhe am Schützenhaus erreicht und damit erst einmal das bergauf marschieren zu Ende, kam schon von vorn das Kommando: „Ein Lied!“. „Dragoner!“, wurde gerufen, und dann „Drei, Vier!“: „Die blauen Dragoner sie reiten, mit klingendem Spiel durch das Tor, Fanfaren sie begleiten...“ usw. Alle sangen aus Leibeskräften mit. Ich weiß nicht, wie es in den Ohren von Passanten am Straßenrand klang, aber laut war unser Gesang allemal. In den vorderen Gliedern unseres Jungzuges marschierten meine Freunde, Harry und Gottfried, von denen ich wusste, dass sie, so wie ich auch, aus voller Kehle mitsingen. Dann ging es wieder bergauf, aber ohne Gesang, und an einem Waldstück unterhalb des Kuhberges wurde Halt gemacht. Wir vom Vierten Jungzug hatten die Aufgabe uns in einem Dickicht zu verstecken und Obacht zu geben, dass sich kein „Gegner“ durch unsere Linie schleicht. Werner verteilte uns in größeren Abständen in diesem Dickicht. Jeder war allein und bekam den Befehl, liegen zu bleiben, sich nicht sehen zu lassen, gut zu beobachten und zu warten, bis er wieder abgeholt wird. Da lag ich nun, mutterseelenallein. Wie befohlen, versuchte ich das Dickicht mit meinen Augen zu durchdringen. Höchstens zwei Meter weit konnte ich sehen. Außer den Geräuschen des Waldes war nichts zu hören. Meine Kameraden waren wie vom Erdboden verschluckt. Ich war allein. So allein war ich vorher noch nie. Nach vielleicht zwanzig Minuten wurde mir mulmig. Nicht etwa, dass mich die Angst packte, aber so ein bisschen ängstlich wurde es mir doch zu Mute. Der Jungzugführer kam nicht, um mich zu holen. „Aber er hatte es doch versprochen. Oder hat man mich vergessen? Soll ich einfach aufstehen und nach Hause gehen? Aber da war doch der Befehl. Und wenn ich gehe, dann lachen mich alle aus.“ Also blieb ich liegen und tat wie mir geheißen worden war. Dann auf einmal ging alles

sehr schnell. Wie aus dem Boden gewachsen, stand auf einmal Werner neben mir und sagte, ich solle aufstehen und zum Waldweg gehen, wo wir uns zu sammeln hätten. Dann waren auch meine Kameraden zu hören, die doch nicht so weit von mir entfernt ihren Beobachtungsplatz hatten. Ob sie wohl auch solche Gefühle gehabt hatten wie ich? Zugegeben hat das keiner, ich auch nicht. Mit einem Male fühlten wir uns alle wie Helden. **In seiner kurzen Auswertung erklärte uns der Jungzugführer, was ein Befehl ist und dass wir Vertrauen zu unseren Führern haben müssen.** Schließlich wurde ja jeder von uns von ihm wieder eingesammelt, so wie er es versprochen hatte. Wir marschierten dann mit Gesang bis zum Schützenplatz, wo der Dienst beendet wurde.

An dieser Stelle noch eine Bemerkung zu unserem „Liedgut“, an „die blauen Dragoner sie reiten...“, wurde noch ein Kehrreim angehängt, der lautete: „Die Juden ziehn dahin, daher, sie ziehn wohl übers Meer, die Wellen schlagen zu, die Welt hat Ruh!“ Die „blauen Dragoner“, zusammen mit diesem Kehrreim, nannten wir „Die Schwanzdragoner“.

Aus eigenem Erleben kannten wir keine Juden näher. In unserem Ort gab es **ein** älteres jüdisches Ehepaar mit dem Namen Gutfreund. Sie betrieben bis zur „Kristallnacht“ 1938 eine Gaststätte. Ich kann mich noch gut erinnern, wie es nach dieser „Kristallnacht“ in der Gaststätte des jüdischen Ehepaares aussah. Meine Mutter und ich waren auf dem Wege zum Friedhof, als wir vor dem „Thüringer Hof“ etliche Leute sahen, die vor dem Lokal standen, durch die zerschlagenen Fensterscheiben guckten und auch diskutierten. Essbestecke, Teller, Gläser, Tischdecken usw. lagen zerbrochen bzw. zerfetzt auf dem Fußboden. Die ganze Gaststätte war verwüstet. Seit dieser Nacht lebten die Gutfreunds sehr zurückgezogen. Den Mann habe ich einige Jahre später einmal gesehen, als ihm mein Vater ein paar Lebensmittel zusteckte. Gegen Ende des Krieges waren die beiden alten Leute auf einmal verschwunden. Es hieß im Ort, sie wären abgeholt worden. Sie hatten Glück und überstanden die Nazizeit. Also, Juden kannten wir kaum, demzufolge wurden wir in der Schule „aufgeklärt“ über sogenannte Untermenschen, von denen die Juden die schlimmsten seien. Diese Rassenkunde führte unser Rektor höchstpersönlich mit uns durch. Aber ich kann sagen, dass sich glücklicherweise kein einziger von uns Jungs zum Judenhasser entwickelt hat. Ich war während des Krieges noch ein Kind. Wie ich schon berichtet habe, gab es in unserem kleinen Ort nur eine einzige Judenfamilie. Eine Tochter aus dieser Familie, also eine Volljüdin, war mit einem Deutschen verheiratet. Diese Ehe hatte zwei Kinder. Es waren Mädchen. Die Jüngere davon war so alt wie ich, ging in dieselbe Schule wie ich und wohnte mit

ihren Angehörigen unweit von mir. Ich habe nie erlebt, und mir ist kein einziger Fall bekannt, dass diesem Mädchen von uns Kindern, oder von Erwachsenen, übel mitgespielt wurde. Was zu diesem Thema glaubhaft über unsere Fernsehschirme flackert, fand bei uns nicht statt. „Judenbastard“ rufen, oder das Mädchen mit Steinen beschmeißen, gab es nicht. Trotzdem muss davon ausgegangen werden, dass ihre ganze Kindheit, zumindest im Alter von 5 bis 15 Jahren ein einziges Trauma war, zumal ein Lehrer in ihr Zensurenbuch schrieb: „Zu beachten: **Nicht Arisch**. Die ganze Familie lebte in ständiger Angst, meine Schulkameradin kam immer allein, hatte keine Spielgefährten, vielleicht redete sie sich selbst ein: ich bin irgendwie anders. Und dann und wann hörte sie uns Pimpfe singen von den Juden die übers Meer ziehen, wo dann die Wellen zuschlagen und endlich die Welt Ruhe hat.

Jungvolk - Organisatorisches

Unser Fähnlein gehörte zum Bann bzw. Jungbann „Plauen im Vogtland“. Es trug die Nummer 17 und den Ehrennamen Schill. Unser Ehrenname gefiel mir besonders gut, weil ich kurz zuvor ein Buch von meiner Patentante mit dem Titel „Schill und seine Heldenschar“ geschenkt bekommen hatte. Darin wird geschildert, wie Major von Schill mit seinen Soldaten die Berliner Garnison verlassen hatte, um gegen die napoleonischen Truppen zu kämpfen. In Stralsund starb er den Tod eines Helden. In den Nachbarorten Mylau und Elsterberg gab es auch je solch ein Fähnlein. Zusammen bildeten wir den Jungstamm. Ich weiß nicht, wie viele solcher Jungstämme zum Jungbann Plauen gehörten. Über dem Jungbann herrschten die Gebietsjugendleitung, die Gaujugendleitung und ganz oben thronte der Reichsjugendführer Baldur von Schirach, später Arthur Axmann. Unser Fähnlein hatte vier Jungzüge, die dem Alter nach den Schulklassen fünf bis acht entsprachen, und einen Fanfarenzug. In den Jungzügen waren die Pimpfe in drei Jungenschaften erfasst. Praktischerweise war das so gemacht, dass Jungs, die im gleichen Stadtviertel wohnten, zu einer Jungenschaft gehörten. Die Jungvolkführer waren an ihrer Uniform zu erkennen. Es wurden verschiedenfarbige Schnüre an der Brust oder von der linken Schulter zur Brust getragen: Jungenschaftsführer rotweiß, Jungzugführer grün, Hauptjungzugführer grünschwarz, Fähnleinführer grünweiß, Stammführer weiß. Die Schnur des Jungbannführers war angeblich rot. Die habe ich aber nie gesehen.

Ich erwähnte schon den Reichsjugendführer Baldur von Schirach. Dieser adlige Herr war eigentlich ein Seiteneinsteiger in die Schlachtenreihe der Nazis. Er gehörte nicht zu den Gründungsmitgliedern der Hitlerjugend. Ihm fehlte demzufolge der „Stallgeruch“ der Altnazis, was ihm von den „alten Kämpfern“, den Blutordensträgern, häufig vorgeworfen wurde. Natürlich hinter seinem Rücken; denn er war ein Ziehkind von Hitler persönlich. Eine der Grundideen, wie man die Jugend für die Ziele des Nationalsozialismus einfangen kann war: **„Jugend muss von Jugend erzogen werden“**. Und so war es auch. Die Jungenschaftsführer waren gleichaltrig oder kaum älter als ihre Pimpfe. Die Jungzugführer zwei oder drei Jahre älter als die Jungs, die sie zu führen hatten. Und auch der Fähnleinführer war gerade mal siebzehn oder achtzehn Jahre alt. Es gab keinen älteren Herrn im Fähnlein- oder Jungstamm, der sagte was wir dürfen und was wir nicht dürfen. Es gab also keinen der nur rummeckerte. Die Jugend war unter sich. Bei Geländespielen zum Beispiel waren die Führer die Ersten, die sich gegenseitig bekämpften. Ich kann mich noch gut an ein Geländespiel gegen das Elsterberger Fähnlein erinnern. Als es am Ende zum Kampf Mann gegen Mann kam, maßen die Führer unter sich ihre Kräfte. Ich kann mich auch nicht entsinnen, dass jemals ein „Großer“ einen Jüngeren, einen Kleineren und damit körperlich Schwächeren angegriffen hätte. Es ging außerordentlich fair, besser gesagt: Ritterlich zu. Natürlich, so ganz ohne blaue Flecke und ein paar Schürfwunden ging das nie ab. Die Führer kämpften vorbildlich und ihre Pimpfe eiferten ihnen nach. Es wurden keine Ausnahmen gemacht. Das Arbeiterkind und der Fabrikantensohn waren absolut gleichberechtigt. Auch Söhne oder überhaupt die Nachkommenschaft von Nazigrößen, von „Blutordenträgern“, also von Aktivisten der NSDAP aus den zwanziger Jahren, genossen keinerlei Privilegien. Jedenfalls bei uns nicht. Ich muss auch sagen, wenn irgendwelcher „Blödsinn verzapft“ wurde, die Führer waren immer dabei und machten mit. An „führender Stelle“ selbstverständlich. Wenn ich an bestimmte „Experten“ von Führern zurückdenke, dann muss ich schon sagen, von denen kamen immer die tollsten Ideen. Angefangen vom Fähnleinführer, waren alle prima Kerle. Und das schweißt irgendwie zusammen. Das hatte dieser Adlige von Schirach frühzeitig erkannt. Hin und wieder musste unser „Fäfü“ (Fähnleinführer) beim Ortsgruppenleiter erscheinen. Das war zumindest immer dann, wenn wir es im Ort doch etwas zu toll getrieben hatten. Trotzdem glaube ich, eine „wilde Jugend“, die weder Tod noch Teufel fürchtete, war gewollt. So eine Jugend wurde gebraucht für die Kriegspläne der Naziführer.

Die Schwertworte der Pimpfe mussten wir noch im Schlaf aufsagen können.

Pimpfe sind
hart,
schweigsam und
treu.

Pimpfe sind
Kameraden.
Der Pimpfen
Höchstes ist die
Ehre.

Die Schwertworte und ein gemeinsames Wochenende mit Übernachtung in einer Jugendherberge in Altensalz gehörten zur Pimpfenprobe. Auf dem Marsch zum Ziel wurde vor jeder Ortschaft „Schweigemarsch“ befohlen. Man konnte es den Dorfbewohnern am Straßenrand ansehen, sie waren beeindruckt.

Nun durften wir das Fahrtenmesser tragen.

Führer konnte jeder werden, wenn er nur wollte und „das Zeug“ dazu hatte. Unsere Führer entstammten hauptsächlich Arbeiterfamilien. War der Jungzugführer Schüler einer Volksschulklasse, dann musste eben auch ein Gymnasiast vor ihm stramm stehen. Das war wohl eine Grundlage dafür, dass sich Kameradschaft überhaupt entwickeln konnte. Und wenn es dem Fähnleinführer einfiel eine straffe und harte Exerzierausbildung durchzuführen, dann ließ er seine „Unterführer eintreten“ und diese mussten genau wie der letzte Pimpf seine Kommandos über sich ergehen lassen und ausführen. Und da ging es manchmal hart zu. Ich erinnere mich noch gut an solche Maßnahmen die in einer still gelegten Sandgrube, etwa 100 Meter oberhalb des Hitlerjugend-Heimes, stattfanden. Es ist kaum zu glauben, aber auch das schweißte zusammen. Das Schwitzen, Frieren und Strapazen ertragen, betraf eben alle gleichermaßen. (Um es vorweg zu nehmen, dass „Kamerad sein“ hat uns Jahre später in den Wehrrertüchtigungslagern und in den sowjetischen Speziallagern viel geholfen).

Meine kleine Karriere im Jungvolk.

Mein Jungenschaftsführer hieß Hans. Er besuchte die Realschule in Reichenbach. Ein oder zwei Monate nach meinem Eintritt ins Jungvolk ernannte er mich zu seinem Stellvertreter. Da war ich zunächst schon etwas stolz, aber der Haken an der Sache kam noch. Zu dieser Zeit mussten Mitgliedsbeiträge, 30 Pfennig pro Monat, bezahlt werden. Die Kassierung sollte ich

nun übernehmen. Von den Jungs erhielt ich aber das Geld nicht. Entweder sie hatten nichts, oder sie wollten es nicht rausrücken. Also musste ich zu den Eltern in die Wohnung gehen und um die Mitgliedsbeiträge bitten. Das war für mich ein Gräuel. Hätte ich Geld gehabt, dann würde ich es, wenn auch schweren Herzens, von mir selbst genommen und abgerechnet haben. Zum Glück fiel noch im gleichen Jahr der Mitgliedsbeitrag ganz weg, und ich hatte eine Sorge weniger. Unser damaliger Fähnleinführer wurde „Sam“ gerufen, seinen richtigen Namen kannte ich gar nicht. Er übergab, als ich noch im vierten Jungzug war, das Fähnlein an „Mulle“. „Mulle“ war sein Spitzname. Kurz gesagt, ein toller Bursche. Diese Veränderung hatte zur Folge, dass Werner, unser Jungzugführer nun Hauptjungzugführer wurde, Hans, der Jungenschaftsführer, bekam die grüne Schnur und ich wurde Jungenschaftsführer und durfte mich mit der rotweißen Führerschnur, genannt Affenschaukel, schmücken.

An dieser Stelle muss ich eine Einfügung machen. Mein Eintritt ins Jungvolk ging nicht so reibungslos vonstatten wie bei den meisten anderen Jungs. Ich wollte unbedingt dabei sein, waren doch die meisten meiner Klassenkameraden schon angemeldet, und vor allem meine besten Freunde waren dabei. Ich wollte kein Außenseiter sein und wenn ich dem Fähnlein zusah, wie es mit Fahne und Fanfarenzug anmarschiert kam, so kann ich zugeben, dass es mir gefallen hat. Damals sollte für die Aufnahme ins Jungvolk noch ein schriftlicher Antrag gestellt werden, der vom Vater zu unterschreiben war. Genau das war mein Problem. Vater unterschrieb nicht. Nun war mein Vater alles andere als ein Rabenvater. Von ihm konnte ich alles haben im Rahmen seiner Möglichkeiten. Er war immer für mich da. Aber unterschreiben, das kam für ihn nicht in Frage. Warum, das wurde mir erst zwei oder drei Jahre später klar. Mein Vater war seit 1911 Mitglied der SPD später SAP (Sozialistische Arbeiterpartei). Es kam aber noch eine schlimme Sache hinzu, die ich aber auch erst viel später bruchstückweise mitbekam. Unmittelbar nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten im Jahre 1933 fanden in Deutschland sehr viele Verhaftungen von Mitgliedern der KPD, SPD, Gewerkschafter und Anderer statt. Die Festgenommenen wurden während ihrer Haft schwer misshandelt. Zu den Verhafteten gehörte auch mein ältester Bruder Karl, damals 24 Jahre alt. Auch ein Cousin von mir, KPD-Mitglied, wurde festgenommen. Mein Cousin wurde mit Gummiknüppeln „behandelt“. Karl kam nach reichlich zwei Wochen wieder nach Hause. Er hat nur gesagt: Ich habe unterschrieben, dass ich gut behandelt worden bin. Die SA bzw. SS nutzte das Volkshaus in Reichenbach als Foltereinrichtung. Mein Vater wurde auch verhaftet. Er saß schon zusammen mit anderen auf dem LKW, als ein in unserem Ort führender Nationalsozialist die Anweisung erteilte, meinen Vater freizulassen. Beide

kannten sich von früher, hatten zwar entgegengesetzte politische Ansichten, aber achteten sich trotzdem. Auch an mindesten zwei Hausdurchsuchungen in den Jahren 1934 oder 1935 kann ich mich noch dunkel entsinnen. Es ist also kein Wunder, dass mein Vater die von mir erbetene Unterschrift verweigerte. Schließlich unterschrieb meine Mutter, um endlich „Ruhe zu haben“. Mein Vater machte gute Miene zum bösen Spiel, er wollte ja auch nicht, dass sein Sohn unter seinen Gleichaltrigen eine Außenseiterrolle einnimmt. Sicherlich tröstete er sich damit, sein Gesicht gewahrt zu haben. Etwa um die Zeit des Kriegsausbruches (1. September 1939) war die Unterschrift nicht mehr erforderlich.

Der Krieg veränderte das Denken und Handeln von uns 10-jährigen Kindern zunächst nur zögerlich. Damit meine ich Überlegungen, was ein Krieg wirklich bedeutet für die Menschen. Nach wie vor stolchten wir in den Wäldern herum, spielten Fußball auf einer Wiese oder Völkerball auf der Straße. In der Schule, während des Dienstes im Jungvolk und durch die Wochenschau im Kino, erfuhren wir vom erfolgreichen Vormarsch unserer Wehrmacht. Die Väter erzählten, wie es damals während und nach dem 1. Weltkrieg gewesen war und dass man sich mit Lebensmittel eindecken sollte. Es gab ab sofort „Lebensmittelkarten“, „Bezugsscheine“ für den Kauf neuer Schuhe und später auch „Punktkarten“ für Textilien. Aber damit musste die Mutter zurecht kommen. Noch etwas war für uns Jungs interessant. Mitten durch unseren Ort führt die Eisenbahnstrecke Dresden-München und wir sahen viele Soldatenzüge in Richtung Osten rollen. Da standen wir manche Stunde an der Strecke und winkten den Soldaten zu, die in der geöffneten Tür stehend oder sitzend, zurückwinkten. Der jüngere Bruder meines Vaters wurde auch zur Wehrmacht eingezogen. Er gehörte zu dem Personenkreis, die schon im ersten Weltkrieg gekämpft hatten. Deshalb machte auch der Spruch die Runde: „Wir Alten von 14 - 18 sind wieder da, wo bleibt die SS und SA?“ Mein Onkel wurde aber bereits nach ein paar Wochen, der Polenfeldzug war beendet, wieder entlassen und erzählte nun meinem Vater seine Erlebnisse. An Kämpfen in Polen hatte er nicht teilgenommen. Trotzdem war das, was er berichtete, erschütternd. In vielen polnischen Städten und Dörfern hatte die SS polnische Juden ermordet. An Fensterkreuzen sah er viele aufgehängte Juden. Mein Vater konnte das kaum glauben. Das überstieg seine Erfahrung vom Soldatentum. Einige Wochen später, als der Polenfeldzug beendet war, rollten wieder viele Soldatenzüge durch Netzschkau. Diesmal aber Richtung Westen, gegen Frankreich.

Während des Frankreichfeldzuges schlug die Begeisterung auch bei einigen Lehrern hohe Wellen. So wurden im Fach Heimatkunde/Erdkunde Lieder einstudiert wie „Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen, sterben als ein tapf'rer Held...“, oder „Oh Straßburg, oh Straßburg du

wunderschöne Stadt, darinnen liegt begraben, so manicher Soldat...“. Mit dieser kleinen Auswahl von Unterrichtsgestaltung möchte ich lediglich beweisen, dass auch die Volksschule bemüht war, ihrem erziehungspolitischen Auftrag der NSDAP gerecht zu werden. Die älteren Lehrer versuchten meistens ohne großes politisches Engagement durchzukommen. Natürlich erschöpfte sich unser Liedgut nicht nur auf das bisher Geschilderte. Wir sangen auch viele lustige Lieder, Heimat- und Wanderlieder und auch Schlager.

Ich war also schon ein „Führer“, exerzierte mit meiner Jungenschaft, gab Kommandos, kontrollierte und registrierte die Anwesenheit, teilte ein bei Geländespielen, die häufig stattfanden und anderes mehr. Aber das war noch nicht alles. Wenn nach dem Dienst mit der gesamten Einheit oder dem Jungzug, die anderen Pimpfe nach Hause entlassen wurden, hieß es fast regelmäßig, die Führerschaft bleibt noch hier. Da gab es noch Besprechungen, aber oftmals wurde auch nur Rabatz gemacht. Beliebt war in der dunklen Jahreszeit zum Beispiel das Klingelrutschen. Und die Führer waren immer dabei. Außer den üblichen, sozusagen normalen Diensten wurden auch Höhepunkte organisiert: Sonnenwendfeier mit großem Lagerfeuer über das auch gesprungen wurde. Manchmal Hand in Hand mit Mädels vom BDM (Bund Deutscher Mädels).

Insgesamt haben wir, also unser Fähnlein, zwei Veranstaltungen für die Bevölkerung im Schützenhaus Netzschkau durchgeführt unter dem Motto: Pimpfe singen, spielen, turnen“. Es war jedes Mal ein toller Erfolg. Im Saal saßen neben der Netzschkauer Parteiprominenz, angeführt vom Ortsgruppenleiter Artur Pursche, auch viele Zuschauer, die mit den Nazis nichts zu tun haben wollten. Also ehemalige SPD-, KPD- und SAP-Angehörige, oder Gewerkschafter. Man kann sagen, die gesamte „Volksgemeinschaft“ war vertreten. Das ergab sich einfach so, weil deren Kinder und Enkel auch auf der Bühne standen und ihr schauspielerisches Talent in einem Sketch von Hans Sachs zum Besten gaben, oder turnten oder/und sangen. Die Moderation hatte Siegfried Böhm übernommen, ein ehemaliger Klassenkamerad von mir, sehr klug, der aber inzwischen nach Reichenbach in eine höhere Schule ging. Unter anderem trug er ein Gedicht vor. *„Esst deutsches Obst, da werdet ihr niemals krank und außerdem macht`s hübsch und schlank. So dachte ich und pflückte mir vom Baume eine wunderschöne blaue Pflaume“...Dann ging es weiter wie lieblich und schön diese Pflaume in seiner Hand lag und er fragte, ob sie wohl auch so lieblich schmeckt? Und das Ende war dann, dass diese schöne und liebliche Pflaume voller Maden war.“* Der ganze

Saal tobte. Ich frage mich heute, ob wohl jemand dabei war, der so weit dachte und dieses Dilemma mit der Pflaume mit dem ganzen Nazistaat verglich? (Siegfried Böhm wurde später, wie viele andere Angehörige einer höheren Schule, Luftwaffenhelfer, überstand den 2. Weltkrieg und machte Karriere in der DDR, wurde Abteilungsleiter in der Abteilung Planung und Finanzen im Zentralkomitee der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands – SED – und bis zu seinem frühen Tod Finanzminister in der DDR.

Eine schöne Erinnerung ist auch eine Fahrradtour über die Pfingstfeiertage 1940 nach Kottenheide, obwohl auf der Fahrt zum Ziel es der Wettergott nicht gut mit uns meinte. Noch viele Kilometer von der Jugendherberge entfernt, überraschte uns ein starker Regenschauer. Im nu waren wir durchnässt. Der Fähnleinführer befahl unseren Fahnenträger und noch einen größeren Jungen mit Tempo voraus zu fahren und in der Jugendherberge Bescheid zu sagen, dass wir klitschnass ankommen werden. Es soll geheizt werden. Im Vogtland, vor allem in seinem höher gelegenen Teil kann es zu Pfingsten immer noch sehr kalt sein. Das hat auch alles geklappt, es war warm in der Unterkunft als wir ankamen, und alle fühlten sich als richtige tapfere Jungs. Von Kottenheide aus fuhren wir während der beiden Pfingstfeiertage mit dem Rad weiter ins schöne Vogtland bis zum Schneckenstein und der Mulden-Talsperre.



Abends waren wir todmüde. Trotzdem wurden in der Jugendherberge noch lustige Heimabende veranstaltet.

Noch ein paar Bemerkungen zu den Geländespielen, die häufig stattfanden. Es ist kein Wunder, dass diese Art von Dienstdurchführung bei uns sehr

beliebt war. Das gleiche hatten wir schon früher gespielt als Indianer und Trapper, als Räuber und Gendarm. Sich tarnen, den Gegner beobachten, sich anschleichen und dann der Überfall. Natürlich waren diese Geländespiele spätestens wenn es dem Ende zuging, mit einer Keilerei verbunden. Diese Kämpfe fanden stets Mann gegen Mann oder Gruppe gegen Gruppe statt. Wenn es galt, einen großen, starken, meist älteren Jungen nieder zu ringen, dann allerdings kam es schon vor, dass sich zwei oder drei Kleine an ihn heranmachten. Es wurde nicht ins Gesicht geschlagen, überhaupt wurde kaum geboxt. Es ging ritterlich zu und wer

niedergerungen und damit besiegt war, brauchte keine Sorge zu haben, dass auf ihm herumgetrampelt wurde.

Jedes Jahr um den 9. November herum kam das Fähnlein zusammen, um den Gefallenen vor der Feldherrnhalle zu gedenken. Dieses Gedenken bezog sich auf den Putsch der NSDAP und anderer in München im Jahre 1923. Bei Trommelwirbel und mit ernsten Gesichtern wurden die Namen der dort ums Leben gekommenen Männer verlesen. Natürlich vor der Fahne und umrahmt von unseren Liedern vom „heiligen“ Vaterland.

Jährlich fand ein sportlicher Leistungswettkampf statt. Gute Leistungen wurden mit Abzeichen belohnt. Wir sollten ja schlank und rank sein,

*flink wie Windhunde,
hart wie Kruppstahl,
zäh wie Leder.*

(An dieser Stelle ein Witz von damals. Der Deutsche sollte Groß und Stark, Rank und Schlank sowie Blond und Blauäugig sein. Daraus machten wir: Groß und Stark wie Goebbels, Rank und Schlank wie Göring, Blond und Blauäugig wie Hitler!)

Sport wurde überhaupt und grundsätzlich groß geschrieben. Zusammen mit meinen Freunden Gottfried, Günther und Harry besuchte ich einige Jahre jeden Donnerstag eine Turnstunde. Ältere Herren vom Turnverein Netzschkau führten diese Übungsstunde durch, und wir schlossen uns an. Das Turnen an den Geräten machte uns großen Spaß, und zum Abschluss der Übungsstunden wurde noch ein kämpferisches Ballspiel absolviert. Meistens schauten wir aber nur zu; denn die alten Herren gingen ziemlich hart zur Sache, waren voll und ganz dabei und es dauerte jedes Mal nicht lange, und sie stritten sich über Regelverletzungen und ähnliches. Wir machten es uns auf dem Turngerät „Tisch“ bequem, meistens mit einer Flasche „Fanta“ in der Hand und amüsierten uns köstlich über die streitbaren Herren.

Als dann während des Krieges nach und nach die älteren Jungs zum Militär einrücken mussten, wurde ich Jungzugführer. Die Jungs meines Zuges waren zwei Jahre jünger als ich. Nun gab es noch mehr Arbeit, der Dienst musste ordentlich vorbereitet werden, es durfte

keine Langeweile aufkommen, im Gegenteil, es musste immer „etwas los“ sein. Im Jahre 1943 endete meine Volksschulzeit, ich begann eine Lehre als Großhandelskaufmann und wurde auf eigenen Wunsch aus dem Jungvolk entlassen.

Mit diesem Ausscheiden war automatisch der Eintritt in die Hitlerjugend verbunden. Ich ging zur Motor-HJ. Natürlich mit all meinen Freunden. Dort trugen wir kaum noch Uniform, was wohl der allgemeinen Knappheit an Rohstoffen geschuldet werden musste. Wir beschäftigten uns mit Kraftfahrzeugtechnik, Straßenverkehrsordnung und eben mit allem, was mit Otto- und Dieselmotoren, auch Holzvergasern zu tun hatte. Der Ausbilder war ein älterer, gutmütiger Mann vom Nationalsozialistischen Kraftfahrkorps NSKK. Seine Gutmütigkeit wurde von uns sehr oft schamlos ausgenutzt. Na ja, wie eben vierzehn und fünfzehn Jahre alte Jungs so sind. Höhepunkte waren die Fahrdienste mit einem Motorrad. Leider fanden diese viel zu selten statt. Benzinmangel. Wir legten dort auch schon die Prüfung für den Führerschein der Klasse 4 ab.

Mit der Ausrufung des Volkssturmes 1944 in Deutschland begann dann ein anderer Wind zu wehen. Zuerst allmählich, dann jedoch immer stärker. Aber davon später.

Zusammenfassend kann ich sagen: Ich verspürte keinen Zwang, ins Jungvolk oder in die Hitlerjugend zu gehen, obwohl der Zwang sozusagen indirekt, von mir unbemerkt bzw. nicht wahrgenommen, vorhanden war. Ich ging meistens gerne zum Dienst und meine Freunde auch. Wir merkten nicht, wie sich die damalige Ideologie in unseren Köpfen breit machte und wir dachten damals - das änderte sich später - auch nicht daran, dass wir reif gemacht wurden für den Krieg, moralisch und körperlich. Wir verehrten die Ritterkreuzträger, Helden wie Prien, ein U-Boot Kommandant und Mölders, ein sehr erfolgreicher Jagdflieger, waren unsere Vorbilder, und wir als Deutsche wähten uns doch sowieso die Besten, die Edelsten, die Klügsten, die Sportlichsten zu sein – eben genau so, wie sich die meisten Deutschen damals – (heute etwa nicht?) selbst einschätzten.

Jahrgang 1929

Von Hitler verführt

Erinnerungen und Gedanken

April 1943 bis Dezember 1944

Jugend



Aufnahme vom Frühjahr 1943. Die Volksschule ist Vergangenheit. Die drei unzertrennlichen Freunde der Kindheit stehen an der Schwelle zur Berufsausbildung.

V: Lks: Günther, Rudolf (ich), Gottfried.

Todesanzeigen gefallener Soldaten füllen ganze Zeitungsseiten. In der Schule unterrichten nur noch Lehrer älterer Jahrgänge. Die Westalliierten landen am 6. Juni 1944 in der Normandie, in Italien kämpfen sie seit längeren schon. Am 20. Juli missglückt das Stauffenberg-Attentat auf Hitler, der Präsident des Volksgerichtshofes wütet, es hagelt Todesurteile. Der Volkssturm wird aufgerufen. Goebbels: "Nun Volk steh auf und Sturm brich los."

Erst siegen dann reisen. Räder müssen rollen für den Sieg! stand geschrieben auf den Lokomotiven der Deutschen Reichsbahn.

Reichsbahn.

1.3 Hitlerjugend

Jugendliche in Deutschland 1943/44

Ich will einfach mal festlegen, dass mit dem Verlassen der Volksschule im April 1943 und dem Beginn meiner Lehre als Großhandelskaufmann meine Kindheit beendet war und meine Jugendzeit begann. (Meine Mutter sagte mir damals kurz und bündig: „Ab jetzt Rudolf, pfeift es aus einem anderen Loch“!). Dieser Schritt ist im Leben natürlich ziemlich gewichtig, wobei es eigentlich falsch ist, von nur einem einzigen Schritt zu sprechen. Es sind viele kleine Schritte nötig, um diesen Wechsel zu vollziehen. Und trotzdem, bisher war ich Schulkind und das bedeutete vormittags ein paar Stunden Schule, nachmittags Freiheit. Nun musste ich als „Stift“, das war die Bezeichnung für den Lehrling im ersten Lehrjahr, früh 7:00 Uhr im Büro sein, obwohl die offizielle Arbeitszeit erst 7:30 Uhr begann. Auch abends waren die Lehrlinge die Letzten, die nach Haus durften. Es war auch nicht so, dass alles das, was wir machen mussten, mit unserem künftigen Beruf zu tun hatte. Heutzutage wird wohl kein Kaufmannslehrling Kohlen schippen, Elektromotoren an Nähmaschinen auswechseln oder Futter für die Kaninchen des Chefs holen. Ich will mich nicht beklagen, es waren andere Zeiten. Wir wurden hart rangenommen, aber stets anständig behandelt.

Mit dem Beginn der Berufstätigkeit veränderten sich bei mir und auch bei meinen gleichaltrigen Freunden die Interessengebiete. Da kam keiner mehr auf die Idee, den Bach durch den Bau eines Damms zu stauen oder im Wald ein Lager zu bauen. Jetzt ging es darum, den Mädchen zu gefallen, die ihrerseits uns Jungs auch irgendwie anders ansahen als noch vor kurzem. Oder man musste sich unbedingt ins Kino schmuggeln, weil ein Film lief, der für Jugendliche unter 18 Jahren verboten war. Nun achteten wir auf korrekt gebügelte Hosen und ärgerten uns vorm Spiegel, weil noch keine Barthaare zu sehen waren. Was die Kinobesuche betrifft, so gab es mit der Polizei bei Kontrollen auch immer wieder Abenteuer zu bestehen. Das Risiko war groß, zum Glück wurde ich nie geschnappt, aber einige Male beinahe. Dieses lächerliche Problem, auf das ich noch zurückkommen werde, gehörte zu meinen Sorgen, und draußen an den Fronten tobte der Krieg.

„Mit Mann und Ross und Wagen hat sie der Herr geschlagen“ prahlte Hitler im Jahre 1939 am Ende des Polenfeldzuges. „Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen“, sangen wir 1940 in der

Volksschule, und die deutsche Wehrmacht besetzte Paris. „Denn wir fahren gegen England“, das war das Lied der U-Bootfahrer. Viele Handelsschiffe erreichten ihre Zielhäfen in England nicht. Diesen Kampf auf und unter Wasser bezahlten tausende junge begeisterte Seeleute mit ihrem Leben. „Bomben auf England“, das Lied gab es auch. Diese Luftschlacht ging letzten Endes ebenfalls verloren, und es kam umgekehrt. Immer häufiger wurden deutsche Städte und damit die Zivilbevölkerung das Ziel der westalliierten Bomberverbände. Und dann kam der Höhepunkt des Wahnsinns, dessen Ausmaß ich damals als 12-jähriger jedoch nicht begreifen konnte. Am 22. Juni 1941, bei uns im Vogtland ein herrlicher sonniger Sonntag mit bestem Badewetter, überschritten Wehrmacht und Verbände der Waffen-SS die Grenze zur Sowjetunion. „Von Finnland bis zum schwarzen Meer, vorwärts nach Osten du stürmend Heer“, wurde gesungen und die Siegesmeldungen nahmen zunächst kein Ende. Aber mit diesen Sondermeldungen über gewonnene Schlachten im Osten stiegen auch die Verluste an Menschen und Material sprunghaft an. Der Führer verkündete zwar großspurig nach der erbitterten Schlacht um Smolensk im Herbst 1941, dass die Rote Armee zerschlagen am Boden liege, und dass der Weg nach Moskau frei sei. Aber so richtig glauben konnten die Menschen in der Heimat, von den Supernazis mal abgesehen, das auch nicht. Es ging nämlich viel langsamer, als zu Beginn des Feldzuges, voran. Und dann kam die Winterschlacht um Moskau und mein Bruder Walter war in diesem Schlamassel mitten drin. Es kam zur ersten großen Niederlage im Ostfeldzug mit vielen Verlusten. Mein Bruder Walter wurde verwundet und kam erst einmal in ein Heimatlazarett. Mein Bruder Karl kämpfte im Südabschnitt. Er schrieb uns hin und wieder auf dem Vormarsch. Er schilderte den schaurig „schönen“ Anblick, wenn unsere Pack bei Gegenangriffen der Sowjettruppen deren Panzer abschoss, oder er berichtete auch vom „Sowjet-Paradies“. Das passte meinem Vater überhaupt nicht, denn er hatte derzeit von Stalins Sowjetland positivere Vorstellungen. Karls letzter Brief war datiert vom 8. Mai 1942. Er schrieb, dass der Sturm auf die letzten Bollwerke der Halbinsel Kertsch kurz bevorstehe. Es wird wohl Anfang Juni gewesen sein, als von seinem Kompanieführer die amtliche Nachricht eintraf, dass unser Karl am 12. Mai 1942 gefallen war. Ich will hier nicht näher darauf eingehen, was sich nun an Trauer, Schmerz, Kummer und Leid das ganze Jahr 1942 bei uns abspielte. Meine Mutter war kein Mensch mehr. Sie saß in der Ecke wie ein hilfloses Tier. Sie klagte, jammerte und weinte, und ich bin mir sicher, dass bei einer Mutter der plötzliche Verlust eines Kindes auch körperlichen Schmerz verursacht. Es dauerte lange, bis sie wieder ansprechbar wurde. Damals war ich gerade mal 13 Jahre alt, aber dieses schlimme Ereignis wird wohl für immer in meinem Gedächtnis bleiben.

Karl hinterließ seine Frau Hilde und seinen Sohn Wolfgang, sieben Jahre alt.

Noch siegte die Wehrmacht fast überall. Aber das Blatt sollte sich bald wenden.

Der Krieg nahm immer härtere Formen an. Die Anzeigen gefallener Soldaten wurden in den Zeitungen immer zahlreicher. Auch unser damaliger Fahnenträger beim Jungvolk kam als U-Bootfahrer von einer Feindfahrt nicht mehr zurück. Die Luftschlacht gegen England war verloren worden. In Stalingrad kamen die Sowjet-Truppen zu ihrem bisher größten Erfolg. Die bisher größte Panzerschlacht im Kursker Bogen endete mit einem Fiasko für die deutsche Wehrmacht. Ab dieser Zeit ging es nur noch rückwärts. Englische und amerikanische Bomberverbände steigerten ihre Angriffe auf Rüstungsbetriebe und Städte. Zerstörung und Demoralisierung der Bevölkerung war ihr Ziel. Es ist deshalb kein Wunder, dass die Begeisterung für den Führer nachließ und den Nazigrößen nicht mehr geglaubt wurde. Widerstandskämpfer waren in Hitlers Reich schon immer Todeskandidaten gewesen, aber nun reichte es schon für die Todesstrafe an Deutschlands Sieg zu zweifeln, und davon auch zu reden, oder im Radio Feindsender zu empfangen. Selbst „christliche Grundhaltung“ und sich daraus ergebende Ablehnung des Hitlerstaates reichte aus für die Todesstrafe.

Wie trostlos unsere Jugend war merkten wir nicht so deutlich, wir kannten ja kaum den Frieden. 1939 waren wir zehn Jahre alt und die Entwicklung führte nach und nach zu dem immer härteren Leben. Es mangelte an allem, nur nicht an Trauer, Schmerz, Leid und Verzicht an vielem, was das Leben lebenswert macht.

Die Hitlerjugend unterhielt zur vormilitärischen Ausbildung Wehrrtütigungslager. Diese Lager gab es in ganz Deutschland, also auch im HJ-Bann Plauen und in angrenzenden Gegenden. Die dorthin Einberufenen erhielten eine vormilitärische Ausbildung. Mir war von älteren Jungs, die eine solche Ausbildung schon hinter sich hatten bekannt geworden, dass in diesen Lagern harter Drill, bis hin zur Schikane, vorherrschend sind. Wer also einen solchen Einberufungsbefehl erhielt, ging mit außerordentlich gemischten Gefühlen dorthin.

Wir, das waren meine Freunde und ich, erhielten im Februar 1944 einen Einberufungsbefehl in ein solches Lager. Es ging nach Vierenstraße. Das ist ein sehr kleiner Ort im Erzgebirge am Fuße des Fichtelberges. Unser Zuhause war eine Jugendherberge. Diese drei Wochen dort habe ich – und meinen Freunden Günther Schmalfuß, Harry Gebauer, Gottfried Tag, Hans Gruber und Walter Dillner wird es wohl genau so gehen – in sehr angenehmer Erinnerung. Der Dienst bestand aus Skifahren. Nach dem Frühstück wurden die Bretter angeschnallt und

dann ging es in die herrlich verschneiten Wälder des Erzgebirges. Es war immer schönes Wetter, und die Schneeverhältnisse ließen keine Wünsche offen. Für uns Vogtländer war das Skifahren an sich überhaupt kein Problem, standen wir doch schon von Kindesbeinen an auf den Brettern. Steile Abfahrten, enge Waldschneisen, es war eine Lust. Das ging bis zum Abend so, nur unterbrochen von der Mittagspause. Die Ausbilder waren zwei Unteroffiziere von den Gebirgsjägern, die froh waren, von der Front zur Hitlerjugend als Ausbilder abkommandiert worden zu sein. Es waren keine Schleifer und es gab auch keine Schikanen. Später, in anderen Lagern, haben wir total andere Ausbilder kennen lernen müssen. Die Verpflegung dort reichte nicht aus, um unseren permanenten Kohldampf zu stillen. Das war aber später in anderen Lagern genau so. Schließlich hatten wir schon dreieinhalb Jahre Krieg und die Lebensmittelversorgung war in ganz Deutschland nicht die allerbeste.

Im Jahre 1944 wurden wir fünfzehn Jahre alt und waren, wie es sich in einem solchen Alter gehört, voller Tatendrang. Vor allem Motorräder hatten es uns angetan. Es ist aus heutiger Sicht nicht erklärbar, dass ich damals für ein eigenes Motorrad zehn Jahre meines Lebens gegeben hätte. Aber es gab keine Motorräder zu kaufen. Sämtliche Produktion ging an die Front und nur einmal innerhalb von sechs Wochen während des Dienstes in der Motor-HJ fahren zu dürfen, das war uns viel zu wenig. Der Ausweg war bald gefunden. Hans erlernte den Beruf eines Kraftfahrzeugschlossers. Sein Meister besaß ein Motorrad, welches er aber wegen Benzinmangels in einem kleinen Abstellraum neben der Werkstatt auch nach Feierabend stehen ließ. In den Tanks der überholungsbedürftigen Motorräder, die von der Front kamen, befanden sich meistens noch Reste von Benzin. Also, alles klar! Zuerst das Benzin abzapfen, dann die kleine DKW herausholen, auftanken und los ging es. Heute würde man sagen, wir fuhren auf den Straßen außerhalb des Ortes wie die Henker. Das Risiko sahen wir keinesfalls in unserer Raserei, sondern beim Herausholen und wieder Hineinbringen der Maschine. Das alles klappte aber vorzüglich, meine Eltern ahnten von alledem nicht das Geringste, bis eines Tages ein guter Bekannter meines Vaters erschien und ihm von der wilden Fahrerei einiger Jungs erzählte. „Was geht mich das an“, sagte mein Vater. Der Bekannte schmunzelte und sagte: „Ja Kurt, Deiner ist auch dabei!“ Und damit war es erst einmal vorbei mit der Herrlichkeit. Aber die nächste Idee war bald geboren. Hans hatte festgestellt, dass man mit einigen Motorrädern von der Front durchaus noch fahren kann. Es handelte sich durchweg um 750er BMW-Beiwagenmaschinen. Für uns kleinen Kerle war das nun nicht gerade die richtige Größenordnung, aber wir wagten es. Wir waren zu Dritt. Die Maschine schoben wir an, sie sprang sofort an und los ging es. Zum Hinterausgang fuhren wir

langsam hinaus, aber auf der Plauener Straße Richtung Lauschgrün drehte Hans auf. Ich saß im Beiwagen und schaltete die Gänge. Hans getraute sich nicht eine Hand vom Lenker zu nehmen um zu schalten, weil das Vorderrad stark ausschlug. Da wurde es mir doch etwas mulmig während der Fahrt, und ich war froh, als wir wieder in der Werkstatt angelangt waren. Es wurde unter der Bevölkerung immer wieder davon gemunkelt, dass Frauen, die sich mit „fremdrassischen“ Männern eingelassen, oder auch nur freundschaftlich abgegeben hatten, in der Öffentlichkeit, sozusagen an den Pranger gestellt, die Haare total geschoren bekamen. So was hat sich auch in Reichenbach zugetragen.

Sehr oft waren die Wochenenden, zum Teile auch andere Tage, mit einem Abenteuer verbunden. Das war immer dann der Fall, wenn im Kino ein Film gezeigt wurde, dessen Besuch für Jugendliche unter 18 Jahren verboten war. Dieses Verbot traf voll auf mich und meine Kameraden zu. Mein Freund Günther und ich hatten zu allem Überfluss noch das Pech eine geringe Körpergröße aufzuweisen. Für unser Alter waren wir im Vergleich zu den meisten gleichaltrigen Jungs etwas zu klein geraten. Es nutzte uns auch kaum etwas, wenn wir mit Hut, hochgeschlagenem Mantelkragen und einem tollen Schal um den Hals an der Kinokasse die Eintrittskarten verlangten. Aber einige Male gelang es uns doch mit Hilfe von Erwachsenen, die so gut waren und unsere Karten mit kauften, in den Kinosaal zu gelangen. Da war das erste Abenteuer zu bestehen; denn meistens wurde beim Einlass noch einmal kontrolliert. Die gefährlichste Kontrolle jedoch wurde nach dem Film an den Ausgängen durchgeführt.

An einem Sonntag gelang es meinem Freund Gottfried und mir, einen für Jugendliche verbotenen Film anzusehen. Der Film war zu Ende, das Licht ging an, die drei Ausgänge wurden geöffnet und da sah ich „Sie“ schon. Alle Ausgänge waren besetzt von Polizei und SA in Uniform. Gottfried versuchte es mit Frechheit und wollte kühn und schnell an der Kontrolle vorbei gehen. Er war deutlich größer als ich und spekulierte sozusagen darauf. Ich machte mich kleiner als ich sowieso schon war und verschwand klammheimlich und, wie sich herausstellen sollte auch unbeobachtet, in den Toilettenraum. Dann hörte ich, wie die Geräusche der abwandernden Zuschauer verklangen und die Ein- bzw. Ausgänge zum Kino abgeschlossen wurden. Dabei sprachen die Platzanweiserinnen und die Frau von der Kasse noch einige Worte über die durchgeführte Kontrolle. Dann war alles still. Ich wartete noch etwas, öffnete die Tür einen Spalt breit und sah, „die Luft ist rein“. Dann ging alles sehr schnell. Einen Satz über einen Bretterzaun und ich stand in einem total verwilderten Garten.

Ich bewegte mich schnell durch Brennesseln und anderem Unkraut auf den nächsten Zaun zu, der die Schloßstraße von dem Gartengrundstück trennte. Einen Klimmzug am Zaun, einen kurzen Blick auf die Straße, ein Sprung, und schon stand ich auf der fast menschenleeren Schloßstraße. Eine einzige Person kam die Straße hoch gelaufen. Es war mein Freund Gottfried. Die Polizei hatte ihn geschnappt. Die Strafe war 6,20 Mark Bußgeld und einige Stunden zusätzlicher Arbeit an den nächsten Wochenenden.

Ein anderes Mal war ich mit Walter in dem für uns Jugendliche verbotenen Film „Das sündige Dorf“. Ein paar Minuten bevor der Film zu Ende war ging das Licht an, vermutlich war im Vorführraum etwas nicht in Ordnung, zu unserem Glück; denn wir sahen am Ausgang den Polizisten Ficker stehen. Also Kontrolle. Das Licht ging wieder aus, der Film lief weiter, aber nicht für uns. Wir verdrückten uns in die Damentoilette, öffneten ein schmales Fenster, zwängten uns nach draußen. Es war schon dunkel geworden. Über einige Zäune und durch einige Gärten gelangten wir ungesehen auf die Schloßstraße. Wir freuten uns natürlich, dem „Fickers- Mund“, (Abkürzung von Edmund) so wurde der Polizist genannt, ein Schnippchen geschlagen zu haben und Walter war der Meinung, jetzt müssen wir erst einmal „Eine“ rauchen. Das rauchen war damals auch streng verboten für uns Jugendliche und stand unter Strafe. Walters Vater war kurz zuvor an der Ostfront gefallen und hatte einige Pakete Tabak hinterlassen, die sein Sohn natürlich sofort für sich beschlagnahmte. Walter war das einzige Kind in dieser Familie. Er hatte eine herzengute kleine Arbeiterfrau als Mutter und einen bösen Vater. Wir als Nachbarskinder haben oft gehört und auch gesehen, wie brutal und gnadenlos Walter von seinem Vater verdroschen wurde. Das geschah oft und schon bei den kleinsten Vergehen, die sich Walter zu schulden kommen ließ. Meistens nur Kleinigkeiten, die ein gesunder Junge immer mal fabriziert und über die mein Vater vielleicht sogar geschmunzelt hätte. Demzufolge hat Walter nach dem Tod seines Vaters keine große Trauer gezeigt. Genau genommen, überhaupt keine. Wir drehten uns also eine Zigarette und gingen nach Hause. Ich kam zu Hause an, ging in die Stube und schon hatte ich von meiner Mutter eine gefangen. „Du hast geraucht“, rief sie zornig. Sie hatte es sofort gerochen; denn meine Eltern waren Nichtraucher, ich eigentlich auch. Und damit klang der Abend doch nicht so heroisch aus, wie ich mich auf dem Heimweg vom Kino gefühlt hatte.

Noch ein drittes Beispiel. In einem Reichenbacher Kino wurde der Film „Die Frau meiner Träume“ mit Marika Röck gezeigt. Ganz Deutschland schwärmte von diesem Film, also müssen wir, das waren in diesem Fall Günther und ich, uns diesen Streifen unbedingt ansehen. Es gab wieder das übliche Problem, für Jugendliche unter 18 Jahre verboten. Wir fuhren nach

Reichenbach, trafen vor dem Kino die zwei mit uns verabredeten Mädels und nahmen das Problem in Angriff, um uns dabei schrecklich zu blamieren. Die Mädels wurden hinein gelassen, wir aber nicht. Nun hatten wir zwei tollen Kavaliere die Ehre, im Vorraum des Kinos zwei Stunden zu warten bis der Film zu Ende war und die Mädels wieder herauskamen. Die Beiden waren zum Glück fair und lachten uns nicht schadenfroh aus.

Es gab natürlich auch eine ganze Anzahl von Filmen, die für uns erlaubt waren. Z.B. „Kadetten“. Da wird gezeigt, wie Jugendliche im achtzehnten Jahrhundert in den Kampf ziehen, viele davon, die in russische Gefangenschaft geraten sind, sich tapfer den Schikanen ihrer Bewacher widersetzen und selbst als einige ihrer Kameraden hingerichtet werden, in ihrem Widerstand nicht nachlassen. „Ich habe Lust im weiten Feld zu streiten mit dem Feind...“ sangen die Kadetten in diesem Film. Kriegsfilme gab es viele. „D III 88“, „Kampfgeschwader Lützow“, „Der Große König“, usw. In diesen Filmen ist viel Blut geflossen, aber es wurde immer gesiegt. Also, auf der einen Seite waren für die damalige Zeit vollkommen „normale“ und oftmals banale Filme aus dem zivilen Leben für uns verboten und auf der anderen Seite, man muss es so sagen, wirklich jugendgefährdende Filme, in denen Gewalt verherrlicht wurde, erlaubt. Es gab aber auf diesem Gebiet noch einen weiteren Widerspruch. Für bestimmte Filme waren wir „nicht reif“ genug, aber um den Heldentod zu sterben bevor wir 18 Jahre alt geworden waren, reichte unser „Reife“ aus.

Im Sommer 1944, rief Reichsminister Goebbels den „Volkssturm“ aus. **„Nun Volk steh auf und Sturm brich los“**. Jeder gesunde männliche Deutsche im Alter von 16 bis 60 Jahren gehörte von heute auf morgen dem Volkssturm an. Wir vom Jahrgang 1929 zählten demzufolge, formal gesehen, nicht dazu. Trotzdem erhielten wir im Spätherbst 1944 eine Einberufung in ein Volkssturm-Ausbildungslager nach Oberheinsdorf. Wenn ich schreibe „wir“, dann waren natürlich wie immer auch meine „Haudegen“ dabei. Außer Hans Gruber vom Jahrgang 1928. Die Fahrt zum Ausbildungsort widersprach allen Regeln der Disziplin in der Hitlerjugend. Das ging schon in Netzschkau auf dem Bahnhof los. Fast alle trugen ihre schwarze Winteruniform und Harry hatte dazu eine bunte Jockeymütze auf dem Kopf. Das war damals fast so etwas wie Wehrkraftzersetzung. Es gab also schon bei der Begrüßung ein großes Hallo. Wir fuhren mit dem Zug nur eine Station bis Reichenbach. Es war noch dunkel, als wir vom oberen Bahnhof aus mit fröhlichem Gesang nicht ganz stubenreiner Lieder, ein Bein auf dem Bordstein des Fußweges, das andere auf der Straße, zum unteren Bahnhof gingen. Dort stand schon die Kleinbahn, genannt „Rollbock“, bereit. Das war so eine Bahn

„Blumenpflücken während der Fahrt verboten“. Wir fuhren mit, rannten ein Stück nebenher, sprangen wieder auf und hatten dabei viel Spaß. Vielleicht wollten wir auch nur auffallen, in einem Alter von fünfzehn Jahren ist es normal, wenn man sich albern benimmt. Und besonders zahm und brav waren wir sowieso noch nie gewesen. Manche Passagiere schimpften, andere haben nur gelacht. Oberheinsdorf ist, wie schon der Name sagt, ein Dorf mit der üblichen Gastwirtschaft mit Tanzsaal. Kaum dort angekommen, den Kopf noch voller Dummheiten, hieß es: „Antreten!“ was wir, nicht ohne zu murren, auch taten. Dann kam der Befehl zum Einrücken, und es gab zu unserer Überraschung gleich ein „provisorisches“ Frühstück. So jedenfalls bezeichnete es der Wirt. Im Tanzsaal wurden wir untergebracht. Der Leiter des Ganzen war ein Unterscharführer der Waffen-SS. Er beteiligte sich kein einziges Mal an der Ausbildung. Mir ist nur in Erinnerung geblieben, als er uns darüber aufklärte, dass ein Unteroffizier der Wehrmacht anzureden sei mit „Herr Unteroffizier“, während in der Waffen-SS nur „Unterscharführer“, also ohne „Herr“, gesagt werden müsse. Es gab dann noch zwei Unteroffiziere, die für die Ausbildung zuständig waren. Der Jüngere von den beiden hat uns auf einer Wiese mächtig geschliffen: „Laufschritt!“, „hinlegen!“, „robber!“, „Häschen hüpf!“, „Stellung!“, „Sprung auf, marsch, marsch!“, „Kniebeuge!“, „Liegestütze!“ - sozusagen die ganze Palette an Gemeinheiten hat er mit uns durchgespielt. Er brüllte uns auch zu, was er von dem „ganzen Sauhaufen“, den er vor sich habe, hielt. Wir waren „Bäckerburschen“, „Lahmärsche“, „Schlappschwänze“ usw. Genau genommen waren wir überhaupt keine Menschen. Aber das ging auch vorbei, wir waren jung, sportlich und drahtig, außerdem hatten wir schnell erkannt, dass dieser Unteroffizier nicht der Hellste war. Der andere Unteroffizier hieß Dammer. An seinen Namen kann ich mich wahrscheinlich deswegen erinnern, weil der arme Mann mittelschwer stotterte. Das merkten wir schon, als er sich bei uns vorstellte: „Mmein Nname ist Unteroffizier Dddammer“. Ausgerechnet bei seinem eigenen Namen stotterte er am schlimmsten. Ich gebe zu, gemein waren wir schon, denn nach der Vorstellung übten wir sofort, ob wir auch so gut stottern können. Bei diesem Lehrgang ging es hauptsächlich um Waffenkunde, Vorbereitung zum Scharfschießen und am Ende dieser einen Woche um den scharfen Schuss selbst. Wir schossen mit dem Gewehr 98, also mit einer Waffe, die schon im ersten Weltkrieg zur Anwendung gekommen war. Ich selbst hatte keine Probleme, ins Schwarze zu treffen. Meine drei Schuss saßen gut. Aber wehe dem, dessen Kugeln danebengingen, oder der gemeldet hatte: „Links abgekommen“ und dann stellte es sich heraus, dass die Schüsse rechts lagen. Da bekam der Herr Unteroffizier Dddammer jedes Mal einen Tobsuchtsanfall. Das waren dann die „Schlumpschützen, die keinen Schuss Pulver

wert sind“. Liegestütze, Häschen hüpf, robben usw. in der richtigen Dosierung angewendet, sollten dann zu besseren Schießergebnissen verhelfen. Ich glaube, die Ursache für schlechte Schießergebnisse war bei uns Jungs die Meinung, dass es beim Abfeuern einen mächtigen Rückschlag geben wird, und davor hatten wir ein bisschen Bammel. Wer also die Waffe nicht energisch genug einzog, bekam tatsächlich den Rückschlag schmerzlich zu spüren und außerdem wurde der Schuss verrissen. Und so machte der eine den anderen mit diesem Rückschlag verrückt.

Die eine Woche war schnell vorbei, noch war alles nicht so dramatisch und es gab auch viel Jux unter uns. In dem Tanzsaal, der für uns zum Schlafsaal befördert worden war, spürten wir nachts, nur mit einer Decke im Bett, die um diese späte Jahreszeit übliche Kühle. Dem musste abgeholfen werden, zumal in einer Ecke ein großer eiserner Ofen stand. Wir hatten im Dorf auch ein Grundstück ausgemacht, auf dem ein beträchtlicher Haufen Briketts lag. Die Briketts schienen der Gemeinde zu gehören, es gab keinen Zaun und demzufolge war es ein Kinderspiel, uns einen Vorrat an Heizmaterial zu beschaffen. Wir schnappten uns eine Decke und zogen bei Dunkelheit zu dritt los: Harry, Günther und ich. Es dauerte nur Minuten, und ausreichend Feuerung lag vor dem Ofen. Mit dem Feuer haben wir allerdings stark übertrieben. Ich habe weder vorher noch nachher jemals wieder so einen weißglühenden Ofen samt Ofenrohr wie damals gesehen. Die Tapete in der Nähe des Ofens verfärbte sich und fing an zu glimmen. Wir waren wie gebannt und erwarteten die Katastrophe. Tun konnten wir nichts vor Hitze und langsam, ganz langsam ging die Glut zurück und damit auch unsere Anspannung und Angst. Natürlich hat keiner zugegeben, welche Bedenken er hatte. Im Gegenteil, am nächsten Morgen wurde damit schon wieder geprahlt. Die Abende darauf heizten wir auch wieder, aber vernünftig. Die meisten Betten im Saal waren sehr altersschwach. Zog man an einer Seitenwand, nur ganz leicht, dann fielen die Bretter nach unten und damit auch der Strohsack mitsamt dem darauf Schlafenden. Wurde das Attentat am oberen Bett ausgeführt, fielen Bretter, Strohsack und der Obermann auf den Mann, der unten schlief. Soweit der Sachverhalt. Man durfte also nicht vor den anderen einschlafen und es galt höllisch aufzupassen, dass sich keiner anschleicht. Aber man war ja auch selbst unterwegs auf der Suche nach Opfern. Wir hatten zum Glück nach zwei Abenden solchen Treibens eingesehen, dass so ein „Spaß“ auch gefährlich werden kann, und das „Spiel“ jeder gegen jeden wurde einvernehmlich eingestellt. Es hielten sich auch alle daran.

Bevor ich mit meinen Gedanken in das Jahr 1945 hinüber wechsele, gibt es noch einiges zu erzählen von meiner Familie. Es ist viel Widersprüchliches dabei, vor allem, was meinen

Vater betrifft. Heute weiß ich natürlich aus meiner Erfahrung heraus, dass jeder Mensch in sich selbst Widersprüchliches beherbergt, aber damals fand ich manches doch merkwürdig. Mein Vater war ein Hitlergegner, er hatte für die Nazis nichts übrig. Er machte aber Ausnahmen. Es kam schon vor, dass er Parteigänger Hitlers, die ihm persönlich bekannt waren, mit denen er schon im Beruf zusammen tätig war, oder die er anderswo kennen gelernt hatte, hoch einschätzte, aber leider, so meinte er, seien sie ein bisschen dumm. Sie würden ja sonst dem Hitler nicht hinterher rennen. Da war also mein Vater, ein prima Kerl und klug, auf der einen Seite ein Hitlergegner und auf der anderen Seite ein Anhänger des Soldatentums. Er hatte von 1906 bis 1908 in Leipzig aktiv gedient, war im 1. Weltkrieg vom Anfang bis zum Ende an der Front – von kurzzeitigen Rücknahmen in die Reservestellungen und von Urlaub abgesehen. Er war nie verwundet und hatte es zum Offiziers-Stellvertreter gebracht. Ich habe mir sagen lassen, dass ein solcher Dienstgrad für einen Soldaten mit einfachster Schulbildung und einem einfachen Beruf in der Textilindustrie sehr viel war in der kaiserlichen Armee, hatte es Hitler doch nur bis zum Gefreiten gebracht. Mein Vater war auch tapfer. Ein Teil seiner Auszeichnungen sind heute noch in meinem Besitz. Und diese Entwicklung in seiner Jugend – 1918 war er 32 Jahre alt – hatte ihn geprägt.

Als ich 10 Jahre alt war, kaufte er mir ein Luftgewehr. Damit zeigte er mir Gewehrgriffe, wie „Gewehr über“ und „Gewehr ab“, erklärte mir die Visiereinrichtung, die Anschlagsarten, das Zielen und das Schießen. Wie ich schon berichtete, war er gegen meinen Eintritt ins Jungvolk. Als ich aber dann ein kleiner Führer geworden war und ihm erzählte vom Exerzieren mit meinen dreißig Pimpfen, dann strahlte er. Da war er schon etwas stolz auf seinen Sohn und wollte genau wissen, welche Kommandos ich in welcher Situation gegeben hatte. Manchmal korrigierte er mich auch. Als dann im Verlaufe des Krieges die Meldungen über eroberte Gebiete kamen, erzählte er von früher, weil er in vielen Fällen in dieser oder jener Stadt als Soldat gekämpft hatte. Da kam es schon vor, dass auch die Jungs aus der Nachbarschaft aufmerksam und begeistert zuhörten. Als dann der Krieg gegen die Sowjetunion begonnen hatte, kaufte er sich eine große Landkarte vom europäischen Russland. Dann wurde jede Meldung mit der Landkarte verglichen und kommentiert. Sein Urteil stand von Anfang an fest: Deutschland wird den Krieg verlieren! Ich verstand nie, dass mein Vater mit der Roten Armee Stalins sympathisieren konnte, wo doch gleichzeitig die eigenen Söhne, Freunde und Verwandten gegen diese Armee kämpfen mussten. Er sagte, je eher Stalin den Hitlerverbrecher besiegt hat, umso weniger Opfer wird es geben. Als der Kampf um

Stalingrad entbrannte, scheute er sich nicht, den Untergang der Paulus-Armee gegenüber einem Nachbar, einem Nazi, vorauszusagen. Zum Glück war der Nachbar kein Denunziant. Wir hatten kein Radio. Das war Vaters Glück. Von anderen Nachbarn hatte er erfahren, dass die Polizei und auch andere sich danach erkundigt hatten. Sicherlich vermutete man, er höre Feindsender.

Im zweiten Halbjahr 1944 wurde auch in Netzschkau der Volkssturm aufgebaut. Uns Jugendliche betraf das zunächst nicht, man hatte mit uns andere Pläne wie sich noch zeigen wird. Unser Einwochen-Lehrgang in Oberheinsdorf war der Anfang in eine andere Richtung. Aber mein Vater musste mit heran. Auf Grund seiner militärischen Vergangenheit und seines im 1. Weltkrieg erworbenen Dienstgrades, wurde er als stellvertretender Kompanieführer eingesetzt. Das war ein Ding. Nun mussten Nazis und Obernazis, „die er so sehr ins Herz geschlossen hatte“, vor meinem Vater strammstehen und die Zugführer hatten ihm Meldung zu erstatten usw. Er hatte alles Mögliche erwartet, aber das nicht.

1944 wurde mein Bruder Walter zum zweiten Male verwundet. Er war nun nicht mehr fronttauglich. Seine Einheit war in Leipzig stationiert und er arbeitete als Kompanieschneider, was ja auch seinem Beruf entsprach. Meine Eltern und ich besuchten ihn hin und wieder. Kurz vor Jahresende waren wir das letzte Mal dort. Mein Vater sagte sinngemäß: endlich ist der Hitlerspuk bald vorbei, der Krieg ist verloren. Mein Bruder sagte sinngemäß darauf: der Krieg darf nicht verloren werden, denn wenn die Russen das mit uns machen, was dort, also in Russland, von uns angestellt wurde, dann bleibt in Deutschland nichts und niemand mehr übrig.

Mein Bruder musste gegen Ende des Jahres 1944 erneut operiert werden, bekam Urlaub zu seiner Familie nach Oberschlesien, plötzlich waren die Russen da. Mein Bruder wurde erschlagen. Einfach so. Das erfuhren wir aber erst nach dem Krieg.

Walter hinterließ seine Frau Maria und zwei Kinder. Eveline sieben Jahre alt und Waltraud, fünf Jahre alt.

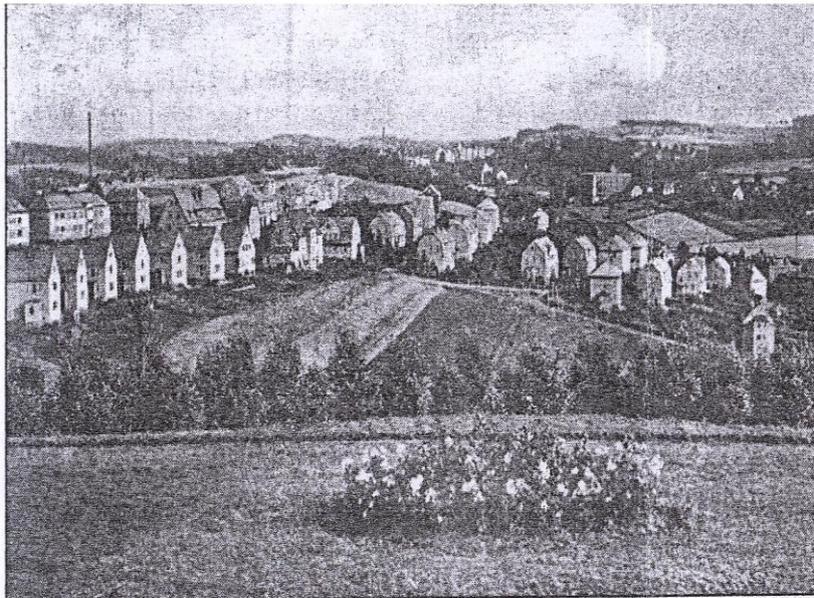
Jahrgang 1929

Von Hitler verführt und als sein letztes Aufgebot missbraucht

Erinnerungen und Gedanken

Januar 1945 bis September 1945

Frieden ?



Ein Geschütz der Nazis stand genau am Ende der linken Häuserzeile unterhalb des letzten Hauses. Bei Beschuss von dort hätten die anrückenden Amerikaner sicher auch mit der Siedlung kurzen Prozess gemacht. -FOTOS: SAMMLUNG BEYER

Wehrtüchtigungslager der Hitlerjugend Stegenwaldhaus: Drill und Schikane ohne Ende.

100 Frauen bewahren Netzschkau vor der Zerstörung

Die Amerikaner kommen und gehen wieder

Die Russen kommen und bleiben

1.4 Hitlers letztes Aufgebot

1 9 4 5

Jahrgang 1929 wird Hitlers letztes Aufgebot

In der zweiten Hälfte des Monats Januar 1945, flatterte der nächste Einberufungsbefehl ins Haus. Wir Jungs aus Netzschkau und Umgebung vom Jahrgang 1929 mussten für eine Woche nach Reichenbach. Dort befindet sich am Stadtrand die Gaststätte „Schöne Aussicht“. Gleich daneben ein Sportplatz. Die Gaststätte hat ihren Namen zu Recht. Auf einer Anhöhe gelegen, mit einem kleinen Aussichtsturm versehen, hat man von dort aus einen schönen Rundblick. Und genau diese Gaststätte war unser Zuhause für die nächsten 6 Tage. Die Ausbildung war wie gehabt, also wie gewohnt, aber deutlich humaner als einige Wochen zuvor in Oberheinsdorf. Es ging wieder um Schießausbildung und Scharfschießen. Diesmal mit dem Gewehr 98k, also dem Karabiner, der hauptsächlichsten Handfeuerwaffe der Wehrmacht. Aber auch am leichten Maschinengewehr 34 wurden wir ausgebildet. Wie schon angedeutet, gab es kaum Drill und bei einem Gefreiten hatten wir den Eindruck, dass er froh war, wenn wir ihn nicht ärgerten. Er sagte manchmal: „Ich kann auch anders.“ Es war kaum zu glauben, aber abends, kurz vor dem Zapfenstreich, brachte uns tatsächlich ein Ausbilder Quarkschnitten auf einem Tablett ans Bett. Es ging also fast freundlich zu. Oder steckte da etwas ganz anderes dahinter?

Eines Tages wurden wir 30 oder 40 Mann in einen Raum befohlen, und es erschien ein Hauptmann. Sein Name war Schneider. Er trug eine tadellose Uniform und, was für uns besonders wichtig war, so ziemlich alle Auszeichnungen unterhalb des Ritterkreuzes. Dieser Hauptmann Schneider war gleichzeitig unser Bannführer in der Hitlerjugend. Es gab wohl keinen unter uns, der ihn vorher schon einmal gesehen hatte. Heute würde ich Gehässigerweise sagen: sein Auftreten, seine Sprache und seine Gestik waren bühnenreif. Er hat uns total beeindruckt. Er sprach mit funkelndem und zu allem entschlossenen Augenausdruck darüber, dass die Russen in Oberschlesien eingedrungen seien, dass sie unter der Zivilbevölkerung mordeten und plünderten und dass sie die deutschen Frauen und Mädchen bestialisch vergewaltigen würden. Der Führer habe nun die Hitlerjungen des Jahrganges 1929 aufgerufen, sich als Kriegsfreiwillige zu melden, um die „slawisch-

asiatischen Horden“ zu vernichten. Man wolle uns an den besten und modernsten Waffen, die es gibt, ausbilden und die beste Verpflegung geben. Dieser Mann wusste, wie man mit 15-jährigen Jungs im Jahre 1945 reden musste und hatte demzufolge auch Erfolg. Viele waren ja schon Kriegsfreiwillige und auch meine Freunde und ich unterschrieben. Nach dieser Gehirnwäsche fragte mich Günther: Hast Du dem seine Augen gesehen? Wie bei einem Wolf!“ „Du hast recht, Günther“ sagte ich, „genauso unerbittlich habe ich mir immer einen Wolfsblick vorgestellt!“

Ich glaube, es gibt im Leben eines jeden Menschen Tage oder auch Situationen, die plötzlich dem weiteren Verlauf seines Daseins in eine völlig neue, ganz andere Richtung versetzen. Diese neue, andere Richtung wäre wahrscheinlich nicht eingetreten, wenn es diese ganz bestimmte Situation an diesem ganz bestimmten Tage, nicht gegeben hätte. Ein solcher Tag, eine solche Situation war für viele von uns, ich möchte fast behaupten für die männliche Jugend des Jahrgangs 1929 im Kreis Reichenbach, das Zusammentreffen mit Hauptmann Schneider. Wobei erwähnt werden muss, dass dieses Zusammentreffen an diesem Tage nicht zufällig bzw. spontan zu Stande kam. Es wurde von der HJ-Führung in großem Stil organisiert. **Dieser Schneider wird in meinem Bericht noch öfter vorkommen.**

Es war üblich während des Krieges, sich als Kriegsfreiwilliger zu melden und zu unterschreiben. Das hatten schon die Jahrgänge vor uns getan. Und nun waren wir dran. Dabei spielten Faktoren eine Rolle, die in den seltensten Fällen etwas zu tun hatten mit der Liebe zum „Führer“ und dem Glauben an ihn. Eine große Rolle spielte die Beeinflussung über den Rundfunk und durch Filme. Im Radio waren neben Landserseligen Schlagern markige Marschmusik zu hören, natürlich verbunden mit schönen Berichten vom Soldatenleben und siegreichen Operationen. Im Kino wurden fröhliche und siegreiche Landser in kameradschaftlichem Fronteinsatz gezeigt und Streifen aus der „deutschen edlen Geschichte“. Ich denke, diese Art von Berichten, Musik und Filmen haben unter der Jugend ihre beabsichtigte Wirkung nicht verfehlt. Dazu hörten wir, was uns blüht, „wenn die Russen kommen“. Die wie Mörder aussehenden Gestalten einer niederen Rasse wurden uns ja oft genug gezeigt. Und was dann nach einer Niederlage aus Deutschland wird einerseits, und die Kameradschaft denjenigen Freunden gegenüber die schon Kriegsfreiwilliger waren andererseits, führte zu den hohen Zahlen von Unterschriften. Natürlich war auch eine Portion Abenteuerlust dabei und die Vorstellung, einmal mit einem EK (Eisernen Kreuz) auf dem Waffenrock sich von Verwandten, Freunden und den

Mädchen bewundern zu lassen. Es gab aber auch noch andere Überlegungen. Wer sich als Kriegsfreiwilliger meldete, konnte sich aussuchen, zu welcher Waffengattung er eingezogen werden wird. Marine, Luftwaffe, Gebirgsjäger usw. Das bedeutete auch, er war sicher vor der Waffen-SS. Es gab schon Eltern, die ihren Söhnen rieten, sich als Kriegsfreiwilliger zu melden, um nicht von der SS „überzeugt“ zu werden und außerdem: „Soldat wirst Du ja sowieso.“

Die eine Woche Lehrgang in Reichenbach ging auch vorbei und der Alltag hatte uns wieder. Oft gab es am Tage und in der Nacht Fliegeralarm. Aus meiner Sicht war der Alarm am Tage nicht so sehr das Problem. Ich war sowieso auf Arbeit und bis dahin hatten die Bomber unseren Ort verschont. Aber nachts, wenn die Sirene heulte und mich meine Mutter aus tiefstem Schlaf herausreißen musste, weil ich bei Fliegeralarm auf schnellstem Wege auf meiner Arbeitsstelle zu erscheinen hatte, dann hatte ich schon Probleme. So ein Alarm dauerte ein bis zwei Stunden, ich durfte wieder nach Hause ins Bett, aber wie gewohnt hieß es frühmorgens wieder aufstehen und zur Arbeit gehen. Das ergab jedes Mal ein Schlafdefizit von etwa zwei Stunden. Die Alarme wurden immer häufiger. Einmal fielen doch einige Bomben am Tage. Wahrscheinlich hatten die Bomberpiloten auf dem Rückweg von Bombardements auf größere Städte gemerkt, dass sie noch Bomben an Bord hatten und haben diese einfach bei uns abgeworfen. Zerstört wurde in unserem Ort kein Haus, aber beschädigt. Auch im Nachbardorf Foschenroda war das so. Weitere Bomben trafen freies Feld. Wenn ich von Fliegeralarm und von Bomben so locker erzähle und dass mein größtes Problem dabei das Schlafdefizit war, dann habe ich dabei natürlich nicht vergessen, dass große Teile der Zivilbevölkerung in größeren Städten und in Gebieten, wo es Rüstungsbetriebe in Größenordnungen gab, schwer unter den Fliegerangriffen zu leiden hatten. Aber es war eben so wie es war.

Es war im März 1945, als der erwartete Einberufungsbefehl per Einschreiben zu Hause ankam. Auf diesem Befehl befanden sich zwei rote Stempel

“ SOFORTAKTION“ und „REKLAMATION AUSGESCHLOSSEN“.

Bis zum Termin des Einrückens war die Zeit recht kurz. Es werden wohl ein oder zwei Tage gewesen sein. Mein Chef und der Prokurist versuchten telefonisch meine Befreiung von dieser „Sofortaktion“ zu erreichen. Aber vergebens, die HJ-Führung in Plauen war nicht erreichbar. Sicherlich hatten

sie schon mit derartigen Versuchen gerechnet und einfach die Telefone abgeschaltet. Ich musste also einrücken, meine Mutter war stinksauer und mein Vater sagte mir zum Abschied, ich solle gut aufpassen, und wenn es gefährlich wird, einfach abhauen. „Hauptsache ist, du kommst wieder. Lass **alles stehen und liegen und wenn du nackt wieder nach Hause kommst, das ist alles egal.**“ Ich selbst hatte keine Probleme, war das doch wieder mal was Neues, meine Freunde waren auch dabei und in Bayern war ich ja sowieso noch nicht.

Es ging an einem schönen Märztag früh los. Wir sollten uns am Nachmittag im Wehrrtüchtigungslager in Stegenwaldhaus, einem kleinen Ort, etwa 8 Kilometer westlich von Hof gelegen, melden. Am Bahnhof Netzschkau waren alle da, und wir fuhren gemütlich nach Plauen. Dort mussten wir in den Zug nach Hof umsteigen. Auf dem Bahnsteig Menschen über Menschen. Der Zug stand schon überfüllt auf dem Gleis. Es war der reine Wahnsinn. Einige Beauftragte der HJ-Dienststelle versuchten mit Listen in der Hand festzustellen, ob alle Einberufenen wenigstens bis hierher angereist waren. Das war aber ein hoffnungsloses Unterfangen. Wir und einberufene Jungs aus anderen Orten in dem Gewimmel mittendrin. Im Zug absolut kein Platz, nach Stegenwaldhaus mussten wir aber kommen, also, rauf auf die Dächer der Waggons! Nun wurde aus dem Wahnsinn für uns ein Gaudi. Die Bahnbeamten schimpften und drohten, dass der Zug nicht abfahren würde, es sei denn, wir kämen wieder runter. „Kommt nicht in Frage“, schrieten wir zurück: „Befehl ist Befehl“. Und siehe da, der Zug fuhr doch ab. Immer wenn ich heutzutage im Fernsehen einen „Western“ sehe, in dem Banditen einen Zug überfallen und über die Dächer der Waggons laufen und springen, um an das Lokpersonal heranzukommen, dann fällt mir unsere damalige Fahrt von Plauen nach Hof, unserem nächsten Umsteigebahnhof, ein. Es war ja nicht so, dass wir auf dem Dach brav sitzen blieben. Nein. Schon nach kurzer Fahrtstrecke wurde aufgestanden, auf dem Dach herumgelaufen und herumgealbert. Die Kühnsten unter uns sprangen dann während der Fahrt noch von Dach zu Dach. Im Gegensatz zu den Zugüberfällen in einem „Western“, wo alles für die Filmaufnahmen gestellt ist, war unsere Tollkühnheit „live“. In Hof stiegen wir in eine Kleinbahn um. Da ging es ruhig, vielleicht schon etwas nachdenklich zu. Von der Fahrt von Hof nach Stegenwaldhaus habe ich nur noch in Erinnerung, dass viele Stellen des trockenen Grases auf dem Bahndamm brannten. Das kam daher, weil die Lok nicht mehr mit Steinkohle, sondern nur noch mit Braunkohlenbriketts befeuert wurde. Durch den Schornstein entwichen dadurch immer wieder glühende Brikettstückchen, welche die Brände verursachten. Wir

standen während der ganzen Fahrt auf dem Perron und bekamen demzufolge viel von dem Rauch der Lok, dem Schmutz und Dreck ab. Wir brauchten uns also nicht zu wundern, dass nach der Fahrt unsere Haare vollkommen verreckt, sich nicht mehr kämmen ließen. Mit unserem Haarschnitt war das auch so eine Sache. Von Seiten der HJ-Führung sollten wir einen militärischen Haarschnitt tragen. Das hieß kurz, Streichholzlänge. Diese Anweisung war für uns Grund genug, unsere Haare für damalige Verhältnisse besonders lang wachsen zu lassen. Außer dem Schmutz, den wir uns eingefangen hatten, tat der Fahrtwind noch sein übriges. Die Haare waren nun verreckt, regelrecht klebrig und zerzaust. Das Lager fanden wir recht schnell. Es war auf zwei Seiten von Wald und ansonsten von Wiesen und Feldern begrenzt. Um einen Platz von etwa 50 mal 50 Meter standen U-förmig Baracken für Unterkunft, Küche mit Speisesaal, Schreibstube, Dushraum und eine Latrine. Um es vorwegzunehmen, die Sorge mit unseren Haaren waren wir schon am nächsten Tag los. Der Friseur kürzte auf Anweisung unserer neuen Chefs unsere Haarpracht auf Streichholzlänge.

Wir waren im Lager kaum angelangt, da ging schon der Krach los. Uns empfing ein Herr Oberfeldwebel. Später erfuhren wir seinen Namen: Reißland. Und er brüllte auch so, als ob er uns zerreißen wollte. Wir kamen zu spät im Lager an und das ist, so brüllte er, so ziemlich das schlimmste Verbrechen. Es war nicht möglich ihm zu erklären, dass doch die Zugverspätung nicht an uns gelegen hat. Diese „Begrüßung“, unterstützt mit Kniebeugen als Strafe für unser Zuspätkommen, war erst der Anfang. Es war der Anfang einer Zeit übelsten Drills und gemeiner Schikanen. Es kam vor, dass einige Jungs vor Wut oder auch vor Erschöpfung weinten. Vor allem hatten es diejenigen besonders schwer, die keine Freunde hatten, mit denen sie alles besprechen konnten. Die Ausbilder ließen uns kaum zur Ruhe kommen. Am schlimmsten waren die ersten zwei Wochen. Wenn ich nun von ein paar Episoden berichte, dann sollte man wissen, dass wir permanent unter Druck standen. Wir wurden eingeteilt in Gruppen. Auf jeder Stube lag eine Gruppe. Es ging der Größe nach. Günther und ich gehörten der Gruppe 3 an. Auch graue Uniformen erhielten wir. Ausgebildet wurden wir von Unteroffizieren der Wehrmacht oder von Hilfsausbildern. Das waren Hitlerjungen, ein oder zwei Jahre älter als wir.

Unser Hilfsausbilder hieß Pohl. Er war ein Schleifer wie er im Buche steht. Auch wenn im Gelände keine Gefahr bestand, wir könnten beobachtet werden, gönnte er uns keine Ruhe. Es sei denn, dass ein Ausbildungsthema, wie beispielsweise „tarnen“, eine gewisse Ruhe ermöglichte. Am liebsten übte er mit uns Gewehrgriffe. Sein Lieblingskommando war dabei: „Mit Exerzierpatronen laden und sichern!“ und dann „entladen!“. Beim Entladen durfte keine

Patrone herunterfallen. Das zu bewerkstelligen, war gar nicht so einfach. Auf dem Waldboden gelandete Patronen mussten, je nach seiner Laune, sogar mit dem Mund aufgelesen werden. Ohne 10, 20 oder 30 Liegestütze bzw. Kniebeugen pro Mann ging so eine Ausbildungsstunde nie ab. Diesem Hilfsausbilder Pohl konnte man ansehen, mit welchem Genuss er seine Macht über uns auskostete. Hielt er es für erforderlich uns etwas beizubringen, dann schrie er „Drittäää“ was nicht mehr und nicht weniger bedeutete als: >Dritte Gruppe angetreten, Halbkreis marsch, marsch<. Das zu sagen war jedoch für ihn zu lang und zu anstrengend, darum schrie er nur „Drittäää“! Blitzartig mussten wir, kaum dass er sein letztes „ää“ herausgeschrien hatte, auch schon den Halbkreis, selbstverständlich der Größe nach, gebildet haben. In den seltensten Fällen war er mit unserem Tempo zufrieden. Also musste geübt werden, begleitet mit den üblichen Schikanen. Das eigentliche Lehrthema, z. B. wie der Kolbenhals eines Gewehres zu umfassen sei, nämlich “von hinten, schraubend und saugend, bis der ausgestreckte Zeigefinger an der inneren Kante des Abzugsbügels zu liegen kommt“, wurde dadurch zeitlich sehr kurz behandelt. Aber wehe dem, der am nächsten Tag den dazu gehörenden Spruch nicht exakt aufsagen konnte.

Fast täglich musste die gesamte Einheit, kommandiert vom Unteroffizier vom Dienst, auf dem Lagerplatz „Hinlegen!“, „Robben!“, „Häschen hüpf!“ exerzieren und anderes mehr über sich ergehen lassen. Ein Unteroffizier hieß Wottawa. Kurz vor dem Zapfenstreich (Beginn der nächtlichen Bettruhe) kam er zum Stubendurchgang. Wir lagen schon hundemüde im Bett, und er befahl „Füße raus!“. Ohne genauer hinzusehen behauptete er, dass alle auf der Stube dreckige, ungewaschene Füße hätten und jagte alle Mann zum Waschraum. Dort war natürlich Hochbetrieb, weil er auf jeder Stube die gleiche Masche abzog. Aber das machte uns nichts aus. Die meisten dachten gar nicht daran, die Füße noch einmal zu waschen. Erstens kontrollierte er nicht und zweitens wurden, zumal wenn es regnete, die Füße auf dem Weg vom Waschraum zur Unterkunft sowieso wieder schmutzig. Dieses Theater mit den Füßen zog er immer ab, wenn er UvD (Unteroffizier vom Dienst) war. Man konnte sich darauf verlassen. Wer jodeln konnte, hatte bei diesem Wottawa einen Stein im Brett, (hatte es bei ihm gut). Ich konnte es nicht. In einem anderen Zug gab es einen Unteroffizier, der mit Drill und Schikane nichts im Sinn hatte. Es war der einzige Ausbilder mit dem „Eisernen Kreuz 1. Klasse“. Schade, dass er nicht bei uns war.

In Stegenwaldhaus hatten wir als Vorgesetzten auch einen Feldwebel. Sein Name war typisch bayrisch. Leider habe ich ihn vergessen. Er stammte wohl aus dem Raum

Niederbayern/Oberfranken, jedenfalls sprach er den dort herrschenden Dialekt. Ich erinnere mich noch genau an seine Hosen, die er trug. Es sollte wohl eine Überfallhose sein, die er zu seinen hohen Schuhen anhatte. Mir jedoch kamen sie vor wie Pumphosen. Vor allem wenn der Wind in seine Hosenbeine blies, sah das echt komisch aus. Natürlich sagte ihm das keiner, ich auch nicht. Der Mann war nämlich gefährlich. Seine größte Verachtung uns gegenüber brachte er zum Ausdruck wenn er sagte: „Du komischer Kuckuck“! An der Ausbildung selbst nahm er nicht teil, er stand seinem Dienstgrad entsprechend in der Lagerhierarchie schon an dritter Stelle. Von ihm sind mir zwei verschiedene Arten von „Veranstaltungen“ in Erinnerung geblieben, die für uns aber immer zum gleichen Ergebnis führten. Schikane!

Waren wir im Gelände zur Ausbildung, dann machte der Herr Feldwebel seine Stubendurchgänge. Das Ergebnis war, dass wir anschließend unsere eigenen Stuben nicht mehr wieder erkannten. Die Betten waren eingerissen, der Inhalt der Spinde befand sich durcheinander gewirbelt irgendwo auf dem Fußboden und manchmal waren sogar Spinde umgeschmissen. Natürlich waren wir selbst daran schuld. Unser Bettenbau wäre licherlich gewesen und die Spindordnung sei auf unserer Stube eine Katastrophe. Ich denke, der Mann hatte gar nicht erst vorgehabt zu kontrollieren, er hat sofort seinen vandalischen Anfällen freien Lauf gelassen. Unsere Stube hatte in dieser Beziehung bei unserem Herrn Feldwebel Vorrang, weil er den für uns zuständigen Hilfsausbilder Pohl nicht leiden konnte. Dieser wiederum fühlte sich veranlasst, uns mächtig zu schleifen um dadurch eine bessere Ordnung auf der Stube zu erzielen. Keiner von uns konnte diesen „logischen Zusammenhang“ erkennen.

Noch „schöner“ und geradezu ein „Höhepunkt“ waren die Kleiderappelle. Deren Durchführung ließ sich der Herr Feldwebel nicht nehmen. Wir mussten auf dem Lagerplatz antreten. Vor jedem von uns stand ein Hocker und darauf befanden sich, genau nach

Vorschrift, unsere schwarzen Uniformen. Schon allein das war nicht ganz einfach. Die Reihenfolge der Sachen im Stapel musste stimmen und auch nach welcher Art und Weise Hose, Jacke usw. zu falten waren. Die Kontrolle begann im ersten Zug und damit auch schon die Toberei des Herrn Feldwebels. Wir hörten schon die Kommandos: „Hinlegen, bis an den Horizont Sprung auf, marsch-marsch, Achtung, robben – bis auf meine Höhe vorarbeiten, Häschen hüpf“. Kurz gesagt, der Mann war in seinem Element. Er hatte noch viel mehr solcher Schikanen auf Lager und wehe dem, der versuchte die Kommandos nur mit halber

Kraft auszuführen. Das wurde bemerkt. Dazu hatte er ja seine Kettenhunde, sprich Hilfsausbilder, die uns genau beobachteten. Da ich zu diesem Zeitpunkt meine Naivität noch nicht ganz abgelegt hatte und mir auch sicher war, dass er an meiner Uniform keine Unsauberkeit mehr finden würde glaubte ich, den Kleiderappell gut überstehen zu können. Vielleicht, so dachte und hoffte ich, wird er wohl schon allerhand Dampf abgelassen haben, bevor er zu uns in den dritten Zug kommt. Und dann war es soweit, er stand vor mir und sah sich meine gebürstete und saubere Hose nicht mal an. Jedenfalls nicht von außen. Ich musste meine Hose umdrehen, so dass die Innenseite nach außen kam. Daran hatte ich nun überhaupt nicht gedacht, oder damit gerechnet. Ich staunte selbst, was für ein staubiges und fussliges weißes Zeug sich in den Innennähten der Hosenbeine angesammelt hatte. Meine Überlegungen, wo so etwas herkommen könnte wurden sofort unterbrochen; denn der Herr Feldweibel bekam einen Tobsuchtsanfall. Jedenfalls tat er so. Und da hörte ich auch schon seine Kommandos brüllen und wie ein Automat führte ich diese auch aus. Ich war ja nicht allein. Es gab immer Kameraden, die auf dem Appellplatz robbten oder hüpfen oder rannten oder krochen und was es sonst noch alles an solchen „schönen Sachen“ gab.

Einige Ausbildungsstunden fanden in der Unterkunft auf der Stube statt. Ich weiß heute nicht mehr, welche Themen da behandelt wurde. Wir saßen auf unseren Schemeln und hörten mehr oder weniger aufmerksam zu, was der Hilfsausbilder Pohl versuchte uns beizubringen. Aber einer von uns, er hieß Bauer, hörte überhaupt nicht zu. Kaum hatte der Ausbilder einige wenige Minuten gesprochen, schon war der Junge eingeschlafen. Das ist kaum zu glauben, aber es war wirklich jedesmal der Fall. Natürlich bemerkte Pohl diese unverzeihliche Disziplinlosigkeit. Er schrie vor Wut: „**Bauer**“, und Bauer schoss blitzartig, aber noch halbschlafend, in die Höhe um sich aber ebenso schnell wieder fallen zu lassen; denn der Befehl zur Ausführung eines bestimmten Quantum von Liegestütze oder Kniebeugen kam sofort. Aus Sorge um unsere intellektuelle Aufnahmefähigkeit ließ Pohl uns, sozusagen prophylaktisch, die Leibesübungen gleich mitmachen. „Sippenhaft“ gehörte grundsätzlich zu unserer „Erziehung“ in Stegenwaldhaus. Die Krönung sollte, nach dem Willen einiger Ausbilder, der „Heilige Geist“ sein. Wenn ein Kamerad überhaupt nicht „spurte“, er immer wieder „auffiel“, weil er nicht wollte oder konnte, oder weil dem Ausbilder dessen Gesicht nicht passte, der musste schon damit rechnen, dass er nachts im Bett vom „Heiligen Geist“ Besuch bekam. Die Kameraden, die sich für diese Art des Strafvollzuges hergaben, rächten sich an dem „Schlappschwanz“, weil sie durch ihn zusätzliche Schikanen während der Ausbildung über sich ergehen lassen mussten. Der „Vollzug“ sah dann so aus, dass dem

Delinquenten der Hintern mit Stiefelwichse poliert wurde und das in einer äußerst unsanften Art und Weise. Dieses würdelose Verhalten und diese Erniedrigungen sind vorgekommen, zum Glück aber nicht in unserem Zug. Das hing einfach damit zusammen, weil bei uns jeder einige Male der Schlappschwanz war, der nicht spurte und weil demzufolge jeder die Ursache für zusätzliche Schikanen sein konnte.

Neben unseren grauen Uniformen hatten wir in der Bekleidungskammer auch hohe Schnürschuhe empfangen. Diese Schuhe besaßen mit eisernen Zwecken beschlagene Ledersohlen. Diese Zwecken waren, das gebe ich gerne zu, fast kunstgerecht nach einem bestimmten System eingeschlagen. Ging eine solche Zwecke verloren, dann offenbarte sich der Verlust immer dann, wenn wir in waagerechter Haltung, also liegend, bestimmte „Kriegsübungen“ durchzuführen hatten. Das war der Fall, wenn wir auf dem Bauch liegend, das Zielen auf einen „Pappkameraden“ (Schießscheibe mit der Silhouette eines liegenden Soldaten) üben mussten. Natürlich gaben sich die Ausbilder alle Mühe uns zunächst das „Hinlegen“ beizubringen, was wiederum ohne Schikanen nicht zu schaffen war. Dann kam es darauf an, die richtige Stellung, also Hacken nach unten, damit der Feind nicht die Fersen abschießen kann, einzunehmen. Nun hatten die Ausbilder die beste Gelegenheit unsere Schuhsohlen zu betrachten. Sie sahen sofort wenn Zwecken fehlten und der Teufel ging gleich los. Zunächst der übliche Drill und danach die Belehrung über Sabotage, Selbstverstümmelung und weiteren Blödsinn dieser Art. Von dem häufigen „Robben“ bildete sich noch Jahre danach, immer wiederkehrend, Schorf an meinen Ellenbogen.

Trotz der vielen Schikanen, denen wir in Stegenwaldhaus ausgesetzt waren, gelang es den Ausbildern nicht, uns absolut zahm und gefügig zu machen. Ich kann mich noch an einen Tag erinnern, als Dieter Weichhold aus Mylau erklärte: „Wenn wir heute angetreten sind, werde ich mich ins letzte Glied stellen und mir eine Zigarette anstecken“! Natürlich war uns klar, was passieren wird, wenn die Ausbilder diese riesengroße Frechheit bemerken. Der ganze Zug wird darunter leiden müssen. Aber das war uns egal. Es kam wie es kommen musste. Dieter zündete sich seine Zigarette an und schon nach einigen Zügen wurden die Ausbilder unruhig, sie rochen etwas und schnell hatten sie auch die Ursache erkannt. Was nun folgte, waren wir gewohnt. Leider war die Wiese, auf der wir ihre „Späße“ treiben mussten, noch nass von getautem Schnee. Aber trotzdem, wir hatten gezeigt, dass unser Wille keineswegs gebrochen war.

Natürlich gab es im Zug die unterschiedlichsten Charaktere. Wir waren etwa dreißig Jungs und die wenigsten besaßen soviel Frechheit wie Dieter Weichhold. Die meisten machten

einfach mit und einige gehörten zu den Ängstlichen. Das waren die Jungs, welche auch mal weinten, wenn es die Ausbilder zu toll mit uns trieben. Aber insgesamt gesehen, ließen wir uns nicht unterkriegen.

Zirka ein Mal pro Woche wurde jede Gruppe zum Wachdienst herangezogen. Dieser Dienst war bei uns nicht gerade beliebt. Er begann mit Einbruch der Dunkelheit und endete mit dem Wecken der Einheiten. Wir mussten als Doppelposten zweimal zwei Stunden aufziehen und als Waffe bekam jeder ein Kleinkalibergewehr. Dazu erhielt jeder drei Schuss Munition. Günther, mein Freund, war mein zweiter Mann. Wir haben uns viel später, bis in die heutige Zeit hinein, oft über diesen Wachdienst unterhalten, um endlich zu klären, wer von uns beiden mehr Angst während der Wache hatte, er oder ich. Eines steht fest, uns beiden war wohl gleichermaßen während der jeweils zwei Stunden nicht ganz einerlei zu Mute. Gleich neben dem Lager der dunkle Wald. Ständig hörten wir Geräusche, als würde sich jemand anschleichen. Manchmal knackte auch ein Ast. Uns war bekannt, dass gegen Kriegsende sowohl ausländische Zwangsarbeiter als auch Kriegsgefangene aus ihren Lagern ausgebrochen waren. Man musste mit allem rechnen, auch über die Dächer könnten Überfälle erfolgen, so wurden wir belehrt. Jedenfalls waren wir immer froh, wenn die Ablösung auftauchte. Die Bewaffnung der Wache war das Kleinkalibergewehr. Hauptmann Schneider hatte uns aber gesagt, wir würden die besten Waffen, die es gibt, erhalten und daran ausgebildet werden. Um es kurz zu sagen – von diesen „Superwaffen“ keine Spur!

Wie mit den Waffen, so verhielt es sich auch mit der versprochenen tollen Verpflegung, die wir als „Retter Großdeutschlands“ erhalten sollten. Mittags gab es bis auf ganz wenige Ausnahmen Pellkartoffeln, die abgezählt wurden, etwas künstliche Bratensoße und ein kleines Stück Fleisch. Inzwischen hatte ich mir – im Gegensatz zu früher in der Familie – ein höheres Tempo beim Essen angewöhnt. Das kam so. Ich glaube, es war im Volkssturmlager Reichenbach, wo es zum Frühstück eine süße Suppe mit Grieß oder Pudding gab. Die aß ich gerne und löffelte mit Genuss und ohne Hektik. Anfangs wunderte ich mich schon etwas, warum die anderen Jungs so schnell ihre Suppe verputzten und danach wieder losrannten. Als ich mir dann auch einen Nachschlag holen wollte, war die Suppe alle. Seit dieser Zeit schwinde ich meinen Löffel deutlich schneller. In Stegenwaldhaus hatte die Verpflegung mit dem, was uns versprochen wurde, in der Quantität überhaupt nichts zu tun. Außerdem schmeckte mir das Essen auch nicht.

Der Chef vom Lager war Leutnant Starke, auch in der Hitlerjugend hatte er den aus unserer Sicht hohen Dienstgrad eines Obergesellschaftsführers. Er hatte gleich in unmittelbarer Nähe

des Lagers seine Frau und seine zwei Kinder untergebracht. Das war zu verstehen, denn Plauen, wo diese Familie herstammte, war schon öfter das Ziel feindlicher Bomberverbände geworden. Nun wollte uns dieser Mann einreden, wie gut unsere Verpflegung verglichen mit dem sei, was seine Familie bekam. Ich dachte mir damals, vielleicht ist seine Frau auch nicht das, was man eine gute Köchin nennt. Ansonsten ließ sich der Herr Leutnant Starke nicht allzu oft im Lager sehen. Nur wenn es darum ging, uns für den Einsatz politisch und moralisch zu rüsten, war er dicke da. Auch auf Hunger und Entbehrung versuchte er uns vorzubereiten. „Die Bäume im Wald“, sagte er, „haben unter der Rinde eine weiße Schicht, sieht aus wie Mehl. Daraus lässt sich eine Suppe zubereiten“. Seine weltanschaulichen Schulungen und Vorträge fanden bei uns kaum Aufmerksamkeit.

Zu den Liedern, die wir während unserer Märsche singen mussten kamen zwei, uns bis dahin unbekannte hinzu. Da war zunächst folgendes: „Schwer mit den Schätzen des Orients beladen, ziehet ein Schiffelein am Horizont dahin. Sitzet ein Mädchen am Ufer des Meeres, flüstert der Freundin ganz leise was ins Ohr: Frag doch das Meer, ob es Liebe kann scheiden, frag doch das Herz, ob es Treue brechen kann“. Das wurde in Stegenwaldhaus unser Lagerhit. Noch heute singe ich dieses Lied gerne. Es gab noch ein zweites Lied, das wir sangen: „Rot ist die Klinge vom Bolchewikenblut, hell unser Lachen und froh unser Mut...“. Es war das Lied der 12. SS-Panzerdivision „Hitlerjugend“. Dreimal hatte die gesamte Einheit auf dem Lagerplatz anzutreten und Leutnant Starke stellte die Frage, wer sich zur Waffen-SS und wer sich zu den anderen Waffengattungen gemeldet habe. Zunächst waren es nur wenige, die zur Waffen-SS wollten. Er verfügte aber über geeignete Methoden der Beeinflussung, um die Anzahl der SS-Kandidaten nach und nach zu vergrößern. Bei uns körperlich Kleinen, war der Druck nicht so groß wie bei denen, die schon eine Körperlänge von 1,70 m und mehr erreicht hatten. Unser Glück. Aber der Krieg war schneller zu Ende, und die ganze Werbung für die SS-Division „Hitlerjugend“ war umsonst.

Es war während einer Nachtübung, bei der es darum ging, am Knall eines Schusses zu erkennen, ob mit Gewehr oder Pistole, nah oder fern, im Wald oder auf freiem Feld geschossen wurde, als wir am Himmel einen riesengroßen roten Feuerschein sahen. In dieser Nacht erlebte Plauen seinen barbarischsten Bombenangriff, der große Teile der Vogtlandmetropole in Schutt und Asche legte. Es war kurz vor Kriegsschluss, die Amerikaner hatten bestimmt schon die Messtischblätter, worauf auch Plauen verzeichnet war, an ihre Offiziere ausgegeben, der Einmarsch ins Vogtland stand kurz bevor und militärisch gab es keinen Grund, Plauen nun noch einmal zu bombardieren, also warum? Es ging auch noch

anderen Städten kurz vor Ende des Krieges so und sie sollte schon gestattet sein, diese Frage nach dem Warum?

Sicher wird die Antwort lauten: Ihr Deutsche habt doch angefangen unsere Städte zu bombardieren. Wolltet doch mit eueren Bombern englische Metropolen ausradieren! Das stimmt, es war so und auch verbrecherisch gegenüber der Zivilbevölkerung, gegenüber von Frauen, alten Leuten und Kindern. Aber – damals wollte ja Deutschland den Krieg gewinnen und der Ausgang des Krieges war keineswegs im Jahre 1940 oder 1941 abzusehen. Doch nun, Ende März oder Anfang April 1945, wo Deutschlands Niederlage besiegelt war, wo die Deutsche Wehrmacht an der Westfront kaum noch Widerstand leistete, wiederum terroristische Bombenangriffe auf deutsche Städte zu befehlen, Städte die nichts aber auch gar nichts den Fliegerangriffen entgegenzusetzen hatten, ist nicht zu begreifen. Dachten die edlen Herren auf höchster Kommandoebene überhaupt nicht an die vielen Frauen und Kinder, deren Todesurteil sie unterschrieben indem sie den Befehl zur Bombardierung gaben? **Übrigens, Krieg an sich ist schon ein Verbrechen und das sollten wir Deutsche, gerade im Hinblick auf den 2. Weltkrieg, nicht vergessen.**

Eines Tages wurden wir gemustert. Es war eine ganz normale und offizielle Musterungskommission, die komplett mit Stabsarzt und seinen Gehilfen angereist war, um die Kriegsverwendungsfähigkeit von uns 15-jährigen Jungs festzustellen. Ich war bei einer Größe von 1,60 Meter und einem Gewicht von 50 Kilogramm Kv-Ersatzreserve 1 (Kv=kriegsverwendungsfähig) und wurde für tauglich befunden, an einem leichten Infanteriegeschütz den Feind zu schlagen. Eigentlich wollte ich zu den Gebirgsjägern oder Kradschützen, aber der Stabsarzt verweigerte mir hierzu seine Zustimmung, weil ich Brillenträger war. Wir erhielten auch ein offizielles Dokument über das Ergebnis dieser Musterung. Dieses Dokument befindet sich seit Oktober 1945 in einer ganz anderen Akte, aber darauf komme ich noch.

An einem Sonnabend hatten wir Scharfschießen mit dem Gewehr 98. Vom Schießstand aus sahen wir, wie sich auf einer Straße, die ungefähr 400 Meter entfernt war, irgendetwas heran wälzte. Dann erkannten wir, was es war. Eine riesengroße Kolonne kriegsgefangener Russen wurde von der Wachmannschaft vorbei getrieben. Es waren erbarmungswürdige Gestalten, die wir sahen und wir sprachen zunächst einmal kein Wort. Irgendwie waren wir alle

geschockt. So etwas hatten wir noch nie gesehen. Als wir wieder im Lager waren, erschienen einige Soldaten. Wie sich sehr schnell herausstellte, waren es Mannschaftsdienstgrade, die unsere Lagerleitung baten, für die Bewachung der Russen übers Wochenende einige Hitlerjungen zur Verfügung zu stellen. Oberfeldwebel Reißland stimmte zu und etwa zwanzig Jungs wurden für diese Aufgabe bestimmt. Dazu gehörten auch Günther, Harry und ich. Unter Führung von Unteroffizier Schlegel zogen wir los in ein Dorf zirka 5 Kilometer entfernt. Auf einem Handwagen hatten wir unsere Verpflegung. Dort angelangt, bekamen wir auf einem Bauernhof französische Reiterstutzen mit Munition ausgehändigt. Es erfolgte eine Belehrung, die plötzlich von Tumult gestört wurde. Ich sah, wie ein junger Gefreiter einen Gefangenen mit Schlägen über den Hof stieß, seine Waffe scharf machte, und ich nahm an, er wollte den Mann hinter dem Haus erschießen. Der Russe schlug vor seiner Brust dauernd das Kreuz. Es war also ein Christ. Ich zitterte wie Espenlaub, als ich das sah. Zum Glück kam ein älterer Feldwebel dazu und verhinderte diese Untat, dieses Kriegsverbrechen. Angeblich soll der Russe im Hausflur eine Milchkanne genommen und daraus getrunken haben. Aber Genaueres erfuhren wir nicht. Der Russe durfte wieder in die Scheune zurück zu seinen Kameraden. Es war nur ein Teil der Gefangenen, die in dieser Scheune untergebracht waren. Es gab im Dorf wohl vier oder fünf solcher Unterkünfte, in denen sie hausen mussten. Wir hatten vier Stunden Wache und vier Stunden frei. Zunächst dachten wir, das ist kein Problem für uns. Aber schon am Sonntagnachmittag merkten wir, welche Anstrengung von uns verlangt wurde. Zu allem Überfluss hatten wir uns schon am Sonnabend in der wachfreien Zeit nach den Dorfschönen umgesehen. In der Nacht zum folgenden Montag schlief ich auf Posten ein, ich konnte mich einfach nicht die vier Stunden wach halten. Die Russen hätten flüchten können, ich hätte nichts gemerkt. Zum Glück kam die Kontrolle immer dann, als ich gerade mal einigermaßen munter war. Am Tag zuvor, an dem wir die Zustände, in welchen die Gefangenen vegetieren mussten, erst richtig in Augenschein nehmen konnten, haben Harry, Günther und ich, aber auch noch andere aus Mitleid versucht, den Russen etwas Essbares zuzustecken. Von uns selbst heraus hatten wir das Bedürfnis etwas Menschliches zu tun. Wir banden unsere Dolche an die Spitze von langen Stangen, die wir fanden und stocherten damit durch die Kellerfenster in einem Lagerraum für Rüben herum. Es gelang uns auch, einige Rüben heraus zu picken, die wir dann den Russen gaben. Ein Russe bot mir an, für mich einen Ring anzufertigen. Einen Rohling aus Aluminium hatte er schon, und dann ritzte er meine Initialen in den Ring. Dem Russen gab ich dafür ein Stück Brot. Günther bewachte mit noch einem Jungen aus unserer Truppe ebenfalls eine Scheune voller Russen.

Diese klagten sehr über Durst und die beiden Jungs erlaubten einigen Russen, vom Brunnen Wasser zu holen. In diesen kurzen Minuten tauchte die Postenkontrolle auf und es gab einen gewaltigen Anschiss. Den hatten sie auch verdient; denn wie leicht hätten die Russen unsere beiden Jüngelchen angreifen können. Es gab auch einige wenige Russen, die wohlgenährt aussahen. Sie waren getrennt untergebracht und wurden nicht bewacht. Das waren Leute, die ihre eigenen Kameraden drangsalierten. Ein Soldat von uns sagte, dass diese „Helfer“ sehr gemein und bössartig sind und so sahen sie auch aus. Hätte man sie zu den Gefangenen in eine Scheune geschickt, sie wären nicht mehr lebendig herausgekommen. Der junge Soldat, der voller Wut den gefangenen Russen mit scharfgemachtem Karabiner über den Bauernhof getrieben hatte, kontrollierte uns, als wir Wache hatten. Er stammte aus Oberschlesien und da wir auch einiges hören konnten, was die Gefangenen in der Scheune sprachen, übersetzte uns der Soldat, was die Russen redeten. Sie sprachen von uns Hitlerjungen. Dann erzählte er uns von seiner Heimat, dass er bisher immer gut zu den Gefangenen gewesen sei, aber nun, wo bei ihm zu Hause Russische Soldaten schlimme Verbrechen begehen, ist er dauernd voller Wut auf alles was Russisch ist. Nach diesem ereignisreichen Wochenende marschierten wir wieder zurück ins Lager.

Hin und wieder fanden auf dem Lagerplatz auch Appelle statt. Dazu wurde die HJ-Fahne aufgezogen und ein Redner sprach große „kriegsentscheidende“ Worte. Natürlich war wieder von den Wunderwaffen die Rede und von dem „Glauben“ an den Führer. So richtig haben wir zunächst kaum hingehört, (denn „Glaube“ ist sowieso weder logisch noch rationell zu erklären) aber dann wurden wir aufmerksamer. Wahrscheinlich wollte man uns zu einem Einsatz schicken; denn es ging in dieser Rede ums Anschleichen und ums Töten. Dieses Anschleichen und Töten bezog sich auf einzelne feindliche Posten und auf Magazine, die wir austrüchern sollten. „Ihr müsst zu Mördern werden“, rief uns so ein Ober-HJ-Führer zu. Wir sollten nach Möglichkeit mit dem Messer „arbeiten“, und nach dem „Zustechen“ das „Rumdrehen“ nicht vergessen. Wenn ein feindlicher Soldat nur mit einem Pistolenschuss verletzt würde, dann sei der Mann vielleicht schon nach vier Wochen wieder fronttauglich. Es war die einzige große Rede, die von allen diskutiert wurde, und wie sich zeigen wird, haben so gut wie alle Jungs die richtigen Schlussfolgerungen für sich daraus gezogen.

Die amerikanische Armee kam immer näher und damit auch die Gefahr durch Tiefflieger. An die Bomberpulks, die hoch über uns hinweg flogen, hatten wir uns gewöhnt. Inzwischen war auch Hof bombardiert worden. Die Detonationen waren in Stegenwaldhaus gut zu hören. Eine Zivilangehörige, die aus Hof stammte und deren Angehörige auch dort wohnten, bekam einen

Nervenzusammenbruch. Wegen der Fliegergefahr begannen wir, unser Lager zu tarnen. Das hatte seinen konkreten Grund. Nicht weit entfernt vom Lager verlief die Autobahn mit den dazugehörigen Zubringerstraßen. Diese Verkehrswege waren das bevorzugte Ziel amerikanischer Jagdbomber. Einmal bekam unser Appellplatz auch etwas von dem „Segen von oben“ ab. Vermutlich hatte der Pilot schlecht gezielt: aber immerhin. Zum Glück waren wir gerade im Gelände, und es passierte uns nichts. Die Folgen der Tieffliegerangriffe konnten wir auf den Straßen und auf der Autobahn sehen. Besonders in Erinnerung ist mir ein zerschossener, mit Marmelade und Zucker beladener LKW geblieben. Die LKW-Fahrer versteckten sich wegen der Fliegergefahr tagsüber unter Brücken und fuhren erst bei Dunkelheit weiter. Aber nicht alle waren so vorsichtig. Wir hoben auf dem Lagerplatz schmale, eineinhalb Meter tiefe Löcher aus und steckten von uns gefällte Bäume von etwa zehn bis zwölf Meter Länge dort hinein. Auf den Dächern brachten wir Holzbohlen an, bohrten ein paar Löcher hinein, in die wir dann kleine Bäume steckten. Es sollte vom Flugzeug aus wie eine Waldschonung aussehen. Vorsichtshalber wurde ein Junge postiert und damit beauftragt, bei Annäherung von Flugzeugen auf der Trompete zu blasen. Es war Leo Jubel aus Reichenbach. Das war ein ganz gerissener Bursche. Wenn wir so richtig geschliffen und gejagt wurden, dann kam es schon vor, dass er auf seiner Trompete blies, obwohl kein Flugzeug in der Nähe war. Unser Lager wurde nicht angegriffen. Entweder wir hatten einfach nur Glück oder unsere Tarnung hat tatsächlich etwas genutzt.

Ich kann mich noch gut an den Tag erinnern, als es mir endgültig und fast schlagartig bewusst wurde, dass das, was man hier mit uns veranstaltete, sehr gefährlich werden könnte. Wir wurden an eine Stelle geführt, wo sich zwei schmale Straßen kreuzten. Es sah dort aus wie in Schillers „Wilhelm Tell“: „Durch diese hohle Gasse muss er kommen...“. Bei uns ging es aber nicht um diesen Geßler, sondern um stark bewaffnete amerikanische Soldaten, die wir dort, aus Schützenlöchern heraus, bekämpfen sollten. Die Stellung an dieser Kreuzung war gut gewählt, wir hatten schließlich fronterfahrene Ausbilder. Ich sah in Gedanken Bilder aus Kriegsfilmen und Wochenschauen, auf denen deutsche Landser, hinter ihrem Maschinengewehr liegend, feuerten was das Zeug hielt. Aber in der Realität schießt man nicht nur, man wird auch beschossen, und in mir machte sich ein ängstliches, ein ungutes Gefühl breit. Mit einem Male begriff ich, mit Räuber und Gendarm spielen hat das jetzt überhaupt nichts mehr zu tun. Das ist kein Spiel mehr, das ist bitterer Ernst. Natürlich trug nicht nur das eine Erlebnis an diesem einen Tage zu dieser Erkenntnis bei. Es war auch die Zeit vorher, die diese Klarheit bewerkstelligte. Da waren frühere Spielkameraden von mir, die

kaum an die Front gekommen schon als Gefallene oder Vermisste gemeldet wurden. Auch die vielen Endsiegrede der Nazigrößen wurde kritischer und nachdenklicher aufgenommen. Und auch die Ansprachen unseres Lagerführers regten zur Nachdenklichkeit an. Und das bestimmt nicht in seinem Sinne. Aber die brutale Klarheit, was aus meinem jungen Leben werden könnte, überfiel mich an diesem einen Tage.

Auf dem Marsch zurück ins Lager nahm ich mir vor: Dorthin, an diese Kreuzung, gehst du nicht wieder. Wie ich das wohl anstellen würde, wusste ich selbst nicht. Der nächste Tag kam und damit eine neue Lage. Es war Freitag, der 13. April 1945. Unsere Späher kamen mit der Meldung zurück, dass „der Ami“ Lobenstein besetzt hatte: Entfernung etwa 25 Kilometer. Es kam der Befehl zur Vorbereitung des Marsches ins sächsische Vogtland, also Richtung Heimat. Züge von 20 bis 30 Mann unter Führung eines Ausbilders wurden zusammengestellt und schon am späten Nachmittag rückten die ersten Trupps ab. Zum ersten Male wurde ich nun von Günther getrennt, weil ich zum letzten Trupp gehörte, der erst nachts 1:00 Uhr abmarschierte. Von meinen anderen Netzschkauer Freunden war ich ja schon bei der Einteilung in Gruppen zu Beginn der Ausbildung getrennt worden, weil sie größer waren als ich.

Der Marsch war eine Qual. Körperlich erschöpft, schliefen wir bei jeder Rast sofort ein. Der Unteroffizier hatte Mühe, uns wieder hoch zu kriegen. Außerdem hatte ich in der Bekleidungskammer viel zu große Schuhe erwischt, und meine Sorglosigkeit in dieser Beziehung rächte sich bitter. Ich bekam riesengroße Blasen. Als wir auf sächsischem Gebiet waren, lichteteten sich unsere Reihen. Je nachdem, wo die Jungs wohnten, setzten sie sich ab, und wir wurden immer weniger. Wir kamen auch an Plauen vorbei und sahen von einer Anhöhe aus die zerstörte Stadt. Dann endlich! Ein LKW kreuzte unseren Weg, und auf der Ladefläche saßen Jungs von uns. Wir fuhren nach Mechelgrün, einem Dorf im Vogtland. Dort war auch schon unser Reißland am Wirken, der, wie auch die anderen Ausbilder in den letzten Tagen, sich nun nicht mehr so affig zeigte. Der Kammerbulle war auch nicht verloren gegangen und er hatte jede Menge zu tun. Wir mussten unsere HJ-Klamotten ausziehen und bekamen richtige Wehrmachtsuniformen verpasst. Über die neuen Uniformen habe ich mich sehr gewundert. Keinem von uns war bekannt, dass die Reichsregierung am 5. März 1945 den Jahrgang 1929 zum Wehrdienst aufgerufen hatte. Es war uns auch nicht bekannt, dass Reichsminister Goebbels am 2. April in einer Rede erstmals den Begriff „Werwolf“ verwendete und bereits einen Tag später in den Medien von erfolgreichen Werwolfaktionen berichtet wurde. Meine Uniform war zwar neu, aber für mich natürlich viel zu groß. Günther

hatte insofern Pech, weil seine Uniform ziemlich abgetragen war. Es wurden auch Uniformen ausgegeben mit grob zusammen geflickten Löchern. Woher die Löcher wohl stammten? Bestimmt nicht von Motten. Wir wurden irgendwelchen Stützpunkten zugeteilt, ich jedoch musste beim Kompanietrupp als Melder bleiben. Das war mir ganz lieb, denn: von Mechelgrün aus wusste ich ungefähr meinen Weg nach Hause. Außerdem sorgte der Fourier für sehr gutes Essen, so dass ich endlich einmal an der richtigen Quelle war und zudem konnte ich mich mit vollem Bauch auch noch hinlegen und schlafen, nichts als schlafen.

Am Sonntag, dem 15. April, bekam ich ein Fahrrad und musste zum Bataillon, um eine schriftliche Meldung zu überbringen. Der Bataillonsstab lag in Thoßfell. Und nun die Überraschung: Der Bataillonsführer war kein anderer als Hauptmann Schneider. Zur Erinnerung: Das war genau derjenige, welcher uns die besten Waffen der Welt und die Superverpflegung versprochen hatte. Am gleichen Tag musste ich abermals hin und der Herr Hauptmann gab sich mir gegenüber ganz manierlich. Wir erhielten jetzt auch Waffen. Es waren neue Schnellfeuergewehre mit auswechselbarem Magazin, 10 Schuss. Auf meinen Meldefahrten wurde ich des Öfteren von Frauen aufgefordert, ins Haus zu kommen, um dort abzuwarten bis alles vorbei ist. Ich aber wollte mein Hauptziel, Netzschkau, nicht gefährden und lehnte ab. Am Montag, dem 16. April, fragte mich der Oberfeldwebel, ob ich denn auch mit einem Motorrad fahren könne und wenn ja, dann sollte ich doch mal auf dieses da – er zeigte auf eine kleine Maschine – steigen und eine Runde im Gutshof fahren. Das war für mich kein Problem, und ich brauchte mich nun nicht mehr mit dem Rad abzustrampeln.

An diesem Montag bekam ich mit noch einem Jungen den Befehl zu einem Steinbruch in der Nähe von Thoßfell, wo sich der Tross des Bataillons befand, zu fahren und Benzin zu holen, weil wir verlegt werden sollten. Mein Sozius schnappte sich eine leere 20 Liter Milchkanne, und wir fuhren los. Den Steinbruch fand ich recht schnell, aber der Unteroffizier vom Tross wollte keinen Sprit rausrücken. Er verlangte eine Genehmigung vom Bataillonsführer. Also rauf auf die Maschine und hin zu Hauptmann Schneider. Dieser schrieb sofort den gewünschten Zettel aus. Ich baute zackig mein Männchen, „grüßte den „„Führer““ und wollte gehen. Da hielt mich der Hauptmann zurück und sagte: **„Sei vorsichtig Junge, der Amerikaner hat bei Jocketa die Elster (die „Weiße Elster“, ein Fluss, der in die Saale mündet)**

überschritten und kann jeden Moment auf der Autobahn erscheinen“. Wir fuhren wieder zum Steinbruch, bekamen anstandslos unser Benzin in die Milchkanne abgefüllt und schlugen damit nicht etwa die Richtung Mechelgrün ein, sondern fuhren in die entgegen gesetzte Richtung nach Gospersgrün. In diesem Dorf war mein Kamerad vorübergehend als Flüchtling (er stammte aus Ostpreußen) zusammen mit seiner Familie untergebracht worden. Unterwegs sahen wir das allerletzte Aufgebot „Großdeutschlands“ lächerliche Verteidigungsstellungen anzulegen. Von diesem Dorf aus bin ich dann am späten Nachmittag allein mit „meinem“ Motorrad Richtung Netzschkau gefahren. Das Krad betrachtete ich schon als meine Kriegsbeute. Unterwegs wurde ich dreimal angehalten. Beim ersten Stopp bekam ich schon einen gehörigen Schreck. Ein Wehrmachtssoldat kam mir auf seinem Krad entgegen gefahren. Er gab mir ein Zeichen, ich solle anhalten. Mein Unterbewusstsein signalisierte mir: „Gefahr“. Es war ein Leutnant der mich angehalten hatte. Er wollte mich lediglich darauf aufmerksam machen, dass die von dort aus etwa zwei bis drei Kilometer entfernte Stadt Netzschkau noch feindfrei sei. Dann kam ich an einen Kontrollpunkt der von Hitlerjungen besetzt war. Wir wechselten ein paar Worte und ich konnte ohne irgendeine Kontrolle weiter fahren. Vermutlich machte ich in meiner Wehrmachtsuniform, und noch dazu auf einem Motorrad bei den Jungs einen „äußerst wichtigen Eindruck“. Am Ortseingang von Netzschkau sah ich von weitem einige bewaffnete Männer stehen. Es waren Leute vom Volkssturm. Ich kümmerte mich nicht darum und fuhr einfach vorbei. Sie guckten bloß. Auf Nebenstraßen versuchte ich nach Hause zu kommen. Etwa 400 Meter vor meinem Ziel wurde ich wieder angehalten. Ein mir fremder Unteroffizier wollte meine Maschine haben. Aber er ließ mit sich reden und ich konnte bis nach Hause fahren. Diesen Triumph wollte ich mir auf gar keinen Fall entgehen lassen. Meinem Elternhaus schräg gegenüber stand eine Kanone unter einer großen Trauerweide, rings herum eine große Mensentraube und mittendrin mein Vater. Alle kannten mich, und die Freude war groß, dass wieder einer gesund zu Hause gelandet war. Mein Vater zerrte mich förmlich vom Motorrad, und dann kam auch gleich der Unteroffizier und holte sich meine „Kriegsbeute“ ab. Meine Mutter war nicht zu Hause. Zusammen mit anderen Frauen war sie zum Ortsgruppenleiter gegangen, um zu erreichen, dass die Kanone zwischen unseren Häusern abgezogen wird. Als es dunkel wurde, zogen die Soldaten tatsächlich mit dem Geschütz ab.

Andere Frauen waren nach Brockau, etwa drei Kilometer von uns entfernt, gegangen. Dort standen schon die Amerikaner. Die Frauen vereinbarten mit den Amis, dass am nächsten Morgen unsere Siedlung komplett weiß beflaggt sein wird. So war es dann auch. Alle meine Freunde waren inzwischen auch schon zu Hause, nur Günther noch nicht. Es sollte bis Ende Mai dauern, bis er auch endlich wieder daheim war. Günther hat über seine Erlebnisse berichtet. Aber zunächst füge ich die Abschrift eines Artikels der Regionalzeitung „Freie Presse“ vom 16.04.2010 in meine Erinnerungen ein.

100 Frauen bewahren Netzschkau vor der Zerstörung

Historiker Peter Beyer veröffentlicht neue Forschungsergebnisse: Dank Johanna Straach und Traudel Dick gab's Blumen statt Bomben

Eine weiße Fahne und Blumen zur Begrüßung der Befreier – in Netzschkau ging vor genau 65 Jahren der Zweite Weltkrieg ohne Blutvergießen zu Ende. Zu verdanken haben das die Netzschkauer 100 Frauen unter der Führung von Johanna Straach, die erfolgreich die Verteidigung der Stadt vor den anrückenden Amerikanern verhinderten und die US-Truppen freundlich empfingen. Der Reichenbacher Historiker Peter Beyer stellt in einem Aufsatz dazu seine neuesten Forschungsergebnisse vor.

Netzschkau. „Hau ab von hier, wir brauchen keine Soldaten, raus aus unserer Stadt ..., der Krieg ist zu Ende und verloren!“ Das riefen in den letzten Tagen vor der Besetzung Frauen und alte Männer den auf der Flucht befindlichen deutschen Militäreinheiten bei einem Fahrzeugstopp in Netzschkau zu. Sie wurden von der Sorge beherrscht, das fünf Minuten vor Schluss noch große Zerstörungen erfolgen könnten. Netzschkau wies bislang lediglich in der Oststraße Häuserschäden nach einem Luftangriff am 17. März auf die Eisenbahnstraße auf. Aber die schlimmsten Befürchtungen drohten wahr zu werden, als die Verteidigung der Stadt vorbereitet wurde. Zugrunde lag dem ein am 12. April vom Oberkommando der Wehrmacht erlassener Befehl, Städte als wichtige Verkehrsknotenpunkte „bis zum äußersten“ unter Leitung von speziellen Kampfkommandanten zu verteidigen. Hinter diesem Befehl stand die Todesstrafe bei Befehlverweigerung.

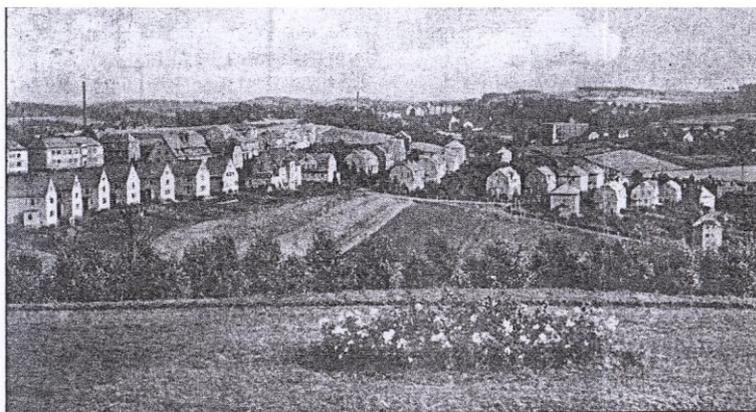
In Netzschkau fungierte als Kommandant nicht wie in Reichenbach ein Offizier, sondern der langjährige NSDAP-Ortsgruppenführer Arthur Pursche, der schon den aus alten Männern

rekrutierten Volkssturm leitete. Da niemand wusste, auf welcher Straße die rasch durch Thüringen vordringenden US-Truppen eintreffen würden, kam es zur Sicherung aller Zufahrten. Seitlich vom oberen Ende des Schützenplatzes schuf man an dort lagernden Betonringen für Abwasserleitungen eine ca. zwei Meter hohe Panzersperre. In der Plauener Straße stand bei der Firma C.H. Müller ein Geschütz. Ein oder zwei weitere Geschütze standen seitlich der Mylauer Straße unterhalb der Fabrik und Klinkervilla Floss. Weiter unterhalb wurde zwischen Straßenbäumen ein starkes Drahtseil gespannt.

Die Nazis strecken die Waffen.

In der Siedlung oberhalb des großen Rüstungsbetriebes Nema wurde ein Geschütz aufgestellt. Es stand im Winkel zwischen der Siedlungsstraße (rechts von der Bildmitte) und der abzweigenden Jahnstraße (links) bei der Bäckerei Mosch. Auf Beschuss hätten die auf der Brockauer oder Elsterberger Straße kommenden US-Truppen mit einem Gegenangriff auf die am Hang vor ihnen liegenden Siedlung mit Granaten oder sogar Bomben reagiert. Die Anwohner bedrängten die Geschützbesatzung, die aber ihren Posten nicht verließ.

Die tödliche Gefahr bewog die Lebensmittelhändlerin Johanna „Hanna“ Straach (sie wohnte an der Siedlungsstrasse 33), rund 100 Frauen in der bis 1933 als rot geltenden Siedlung zu mobilisieren, denen sie bereits an Hand einer Karte mit dem von ihr gekennzeichneten Frontverlauf erklärt hatte, dass es keinen Endsieg geben könnte. Die große Frauengruppe zog zur nahen Wohnung von Nema-Miteigentümer Gottwald Stark und mit diesem zu Putsche. Was die hocheerregten Frauen massiv forderten, erreichten sie auch: Die Geschütze



Ein Geschütz der Nazis stand genau am Ende der linken Häuserzeile unterhalb des letzten Hauses. Bei Beschuss von dort hätten die anrückenden Amerikaner sicher auch mit der Siedlung kurzen Prozess gemacht. –FOTOS: SAMMLUNG BEYER

Der Vorgang zeigt, dass viele Menschen endlich den volksfeindlichen Charakter des Naziregimes erkannt hatten und in der Stunde der höchsten Gefahr zu gemeinsamen Vorgehen

bereit waren. In Plauen und anderswo wurde dadurch auch manche Brücke gerettet, wobei individuelle Aktivitäten wie bei der Göltzschtalbrücke und dem Blauen Wunder in Dresden



Sie und ihre 100 Frauen erreichten den Abzug der deutschen Geschütze: Händlerin Johanna Straach.

die Hauptrolle spielten. In Netzschkau erkannten schließlich auch Pursche und andere maßgebliche Nazis ihre aussichtslose Lage; der Volkssturm gab die Waffen in der Polizeiwache ab, die Verteidigungsmaßnahmen wurden rückgängig gemacht, und jeder von ihnen versuchte, die eigene Haut zu retten.

Eine Frau übergibt die Stadt

Als in den frühen Morgenstunden des 17. April die US-Truppen auf der Brockauer Straße nach Netzschkau rollten, kam ihnen eine junge Frau mit einer weißen Fahne und einem Blumenstrauß entgegen, was als Stadtübergabe seitens der Einwohner verstanden wurde. Sie sagte ihnen auch, dass nicht alle in ihnen Feinde sehen. Die US-Soldaten sollen davon beeindruckt gewesen sein. Auf Veranlassung ihres Vaters Paul Dick, der auch den aus dem Lengenfelder KZ geflohenen Rudolf Mauersberger (Ich glaube der Vorname des Herrn Mauersberger war Felix. R.F.) in der Siedlung heimlich aufgenommen hatte, war diese mutige Aktion mit seiner Tochter Traudl an der Spitze zustande gekommen. Wie der geschilderte Frauenprotest gehört sie zu den bisher wenig bekannten positiven Traditionen Netzschkaus, die es voller Hochachtung zu bewahren gilt. Durch die Aktivitäten der die geschichtliche Wahrheit leugnenden braunen Epigonen ist das Wissen darum auch von aktuellem Wert.

Jahrgang 1929

Von Hitler verführt und als sein letztes Aufgebot missbraucht

Günthers Erinnerungen

Zeitraum 13.04.1945 bis Ende Mai 1945

Meine Wege

und Umwege führten mich vom Wehrtüchtigungslager in der Nähe von Hof, über das obere Vogtland, durch die Tschechoslowakei bis nach Bayern und schließlich doch noch nach Hause.

Zeitraum: 13. April bis Ende Mai 1945.

Meine Karriereleiter war in dieser Zeit sehr steil.

Schon auf dem Heimweg vom Wehrtüchtigungslager befindlich, den Kuhberg konnte ich schon von weitem sehen, schnappte

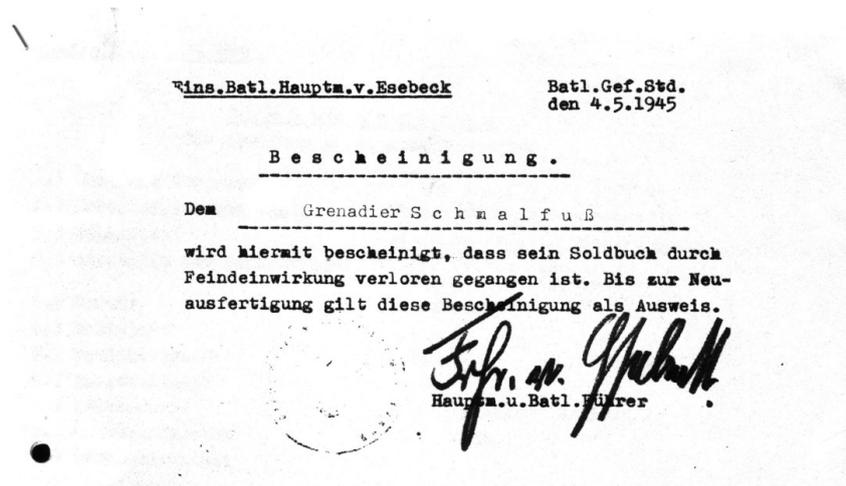
mich die Feldgendarmerie (genannt die "Kettenhunde") und avancierte von einem Tag auf den anderen vom Hitlerjungen zum Panzergrenadier im Feldersatzbattalion 119 der 11. Panzerdivision. Nun



sollte ich, mit noch vielen anderen solcher jungen Bengels, Großdeutschland retten.

Ich sah schon voller Hoffnung den

Kuhberg



Wie ist es Günther ergangen in der Zeit vom 13. April bis Ende Mai 1945. Hier sein Bericht.

Wie Rudolf schon berichtete, wir wurden getrennt. Ich war in der vorletzten Gruppe, die von Stegenwaldhaus abrückte. Ein Unteroffizier führte uns. Wir marschierten – schiefen bei den kurzen Pausen sofort ein und kamen so bis Mechelgrün. Dort bekamen wir Wehrmachtsuniformen. Aber keine Neukleidung, sondern Uniformen, die man Toten und Verwundeten ausgezogen hatte. Man hatte sich nicht einmal die Mühe gemacht, die Einschusslöcher, die dunkel umrandet waren, zu beseitigen. Die Uniformstücke waren nur grob gewaschen. Ich selbst bekam eine Unbeschädigte, dazu ein Sturmgewehr, 10 Schuss - neu - mit roh gedrechseltem Schaft. Wir waren das letzte Aufgebot, das die Nazis noch zu verheizen gedachten.

Unsere Gruppe marschierte nach Oberlosa. Hier erhielt unser Unteroffizier den Befehl von der Orts-Kommandantur, die rechte Flanke des Ortes von einem Steinbruch aus zu verteidigen. Aus dem Steinbruch heraus führte ein Hohlweg mit Büschen auf freies Feld bis zu einer Straße und nochmals über freies Gelände bis zum Waldrand. Der Unteroffizier betrachtete sich das Gelände genau und befahl uns: „Eingraben am oberen Rand des

Steinbruches!“. So erwarteten wir den Feind. Die Nacht verging, Frontlärm, Schüsse, Kanonendonner und Motorgeräusche kündeten vom Herannahen der Amerikaner. Wir hatten auch ein paar Panzerfäuste und einige Kisten mit Munition bekommen. Alle waren auf das Äußerste gespannt. Plötzlich erschien der erste Panzer am Horizont. Gegen den Morgenhimmel gut sichtbar. Langsam fuhr er weiter auf den Ort zu, blieb öfter lange stehen. Plötzlich rief der Unteroffizier: „Sofort alle sammeln und Abmarsch im Laufschrift, los, los!“ Wir waren maßlos enttäuscht und schauten uns an. Er brüllte: „In Schützenkette mir nach, last alles liegen, Panzerfäuste und Munition, los los!“ Wir rannten durch den Hohlweg und über das freie Gelände bis zur Straße und erst einmal in den Straßengraben. Deckung. Der Unteroffizier, ein erfahrener Frontsoldat, hatte einen Beobachter aus unserer Gruppe in der Nähe der Kommandantur mit dem Auftrag postiert: „Sobald sie abhauen, machst du mir Meldung!“ Er hatte erkannt, dass aus dem Steinbruch keiner lebend herauskommen würde. „Wir nicht“! Auf der Straße kamen Fahrzeuge, eines mit Vierlingsflak. Ein Leutnant schrie: „Was macht ihr noch hier?“ Ein paar Worte mit dem Unteroffizier, dann: „Wegen euch riskieren wir unseren Arsch!“ Die Flak schoss ein paar Feuerstöße in Richtung Amerikaner und fuhr schnell weg. Wir rannten über das freie Feld. Am Waldrand war Sammeln. Die Amerikaner stoppten sofort und drehten um. Wir hatten den Waldrand noch nicht erreicht, da kamen drei Doppelrumpf-Flugzeuge im Tiefflug und feuerten aus allen Rohren. Mehr auf die Straße, aber auch auf uns. Das war der erste Ernstfall und unser „Kampfesmut“ sank rapide! Der Unteroffizier beruhigte uns: „Jungs, aus dem Steinbruch wäre keiner lebend herausgekommen“. Er hatte das sofort erkannt und für uns und für sich selbst die richtigen Entscheidungen getroffen. **Man muss ihm heute noch dafür dankbar sein!**

Unser Befehl lautete, in Mühleithen unsere Truppe zu treffen. Gegen Abend kamen wir dort an. Schneider, Reißland u.a. waren noch nicht da. Der Unteroffizier teilte uns auf die Häuser im Ort auf. Wir waren todmüde, bekamen von den Quartierfrauen warmes Essen, konnten uns endlich einmal waschen und schliefen sofort ein.

(Ich habe bis hierher etwas ausführlicher berichtet, um deutlich zu machen, wie gewissenlos man uns verheizen wollte. Die Herren, die den Befehl gaben, den Steinbruch zu verteidigen, wussten das genau. Die Soldaten mit der Flak riskierten für uns Jugendliche ihr Leben, um das Erreichen des Waldrandes möglich zu machen.)

Am anderen Morgen gab es einen fürchterlichen Krach. Schneider und Reißland waren inzwischen eingetroffen und dem Unteroffizier wurde die Quartierübernachtung für uns vorgeworfen. Der Befehl lautete, im Wald zu übernachten. Jetzt war unser Entschluss gefasst,

wir hauen hier ab. Fritz Langner aus Reichenbach, mit dem ich in Quartier war, hatte die Schnauze auch voll von diesem Haufen. Wir meldeten uns ab, um noch die Tornister zu holen. Dann ging es ab und bis Tannenbergsthal im Laufschrift. Die Gewehre hatten wir noch mit. Im Wald trafen wir einen Soldaten, der hatte den Arm im Stukaverband. Er war aus Christgrün und wollte, wie wir, nach Hause. Wir gingen im Wald in Richtung Heimat. Auerbach lag unter Beschuss. Wir hörten nach jedem Granateinschlag die Splitter auf die Dächer prasseln.

Trotzdem kamen wir problemlos durch (oder um Auerbach herum?) Auerbach bis zum Ortsausgang Rodewisch. Der Kuhberg war schon in Sicht. Nun hatten wir die Straße zu überqueren. Da plötzlich stellten uns zwei Feldpolizisten (Kettenhunde genannt). Zum Glück hatten wir Gewehr und Uniform abgelegt. „Wo kommt Ihr her?“ „Wir kommen aus Bayern, das WE-Lager ist aufgelöst und wir sollen uns zu Hause melden.“ „Netzschkau, Reichenbach, dort ist der Ami, Ihr geht ins Flüchtlingslager!“ Sie glaubten uns, oder auch nicht! Im Morgengrauen wurden wir abgeholt und zum Bataillonsgefechtsstand im Rittergut Sorga gebracht. Zwei Stunden später war ich Panzergrenadier der 11. Panzerdivision, Feldersatzbataillon 119, im Alarmzug von Leutnant Horst Scharfenberg. Neue passende Uniform (meine Größe war vorrätig), Stiefel, das neueste Sturmgewehr mit 36er Magazin, Soldbuch und Erkennungsmarke, Verpflegung, Tabakwaren und 1,5 Liter Rotwein. So war das damals mit uns 15-Jährigen.

Nach Tagen begann der geordnete Rückzug in Richtung Prag. Die 11. Panzerdivision sollte zur Kampfgruppe Schörner stoßen und gegen die Russen kämpfen.

(Auf unserem Weg sahen wir das Wirken vom Standgericht Schörner. Soldaten, die ohne Marschbefehl aufgegriffen, wurden an Ort und Stelle verurteilt und sofort aufgehängt, zur Abschreckung. Es herrschte Chaos und Auflösung. Allein diese Rückzugserlebnisse würden ein Buch füllen.)

Nach dem zu erwartenden neuen Kampfauftrag fasste der Hochadel der 11. PD-Führung den Entschluss, mit den Amerikanern zu verhandeln - umzukehren - und mit 40.000 Mann nach Kötzing, in Bayern, mit allen Fahrzeugen geordnet in Gefangenschaft zu gehen. Hier verbrachte ich die Zeit vom 02. bis zum 27. Mai 1945. An meinem 16. Geburtstag wurde ich entlassen und nach drei Tagen Fußmarsch kam ich endlich zu Hause an. Rudolf und die anderen Kameraden warteten schon. Ich war einer der letzten, die zurückkamen. Von Netzschkau und Reichenbach ist keiner von dem WE-Lager Stegenwaldhaus umgekommen. Es gab aber Verluste auf dem Rückzug. So hatte jeder von uns einen anderen Weg und andere

Erlebnisse auf dem Weg nach Hause. Wir ahnten nicht, was uns noch bevorstand und dachten, der Krieg ist aus.---Soweit der Bericht von meinem Freund. Danke Günther.---

Da ist mein Freund Günther mit seinen 15 Jahren von einer Minute auf die andere zum Grenadier der Deutschen Wehrmacht avanciert. Es ging fast zu wie sehr viel früher, als Landsknechte neue Krieger einsammelten. Jedoch muss festgehalten werden, dass im Falle meines Freundes, und vieler anderer in unserem Alter, nicht gegen das Gesetz verstoßen wurde. Jedenfalls formal gesehen nicht. Die Reichsregierung hatte am 05. März 1945 den Jahrgang 1929 zum Wehrdienst aufgerufen. Hier einige Dokumente, die Günthers Bericht bestätigen.

Hins. Batl. Hauptm. v. Eisebeck

Batl. Gef. Std.
den 4.5.1945

B e s c h e i n i g u n g .

Dem Grenadier S c h m a l f u ß

wird hiermit bescheinigt, dass sein Soldbuch durch Feindeinwirkung verloren gegangen ist. Bis zur Neuausfertigung gilt diese Bescheinigung als Ausweis.

Hauptm. v. Eisebeck
Hauptm. u. Batl. Führer

00218

ALL ENTRIES WILL BE
MADE IN BLOCK LATIN
CAPITALS AND WILL BE
MADE IN INK OR TYPE-
SCRIPT.

PERSONAL PARTICULARS

SURNAME OF HOLDER SCHMALEISS DATE OF BIRTH 27 th May 1929
DAY, MONTH, YEAR

CHRISTIAN NAME GÜNTER PLACE OF BIRTH NETZSCHKAU

CIVIL OCCUPATION TEXTILE EMPLOYER FAMILY STATUS - SINGLE
MARRIED
WIDOW (ER)
DIVORCED

HOME ADDRESS NETZSCHKAU
PLAUEN

RICHARD WAGNER STR 18 NUMBER OF CHILDREN WHO ARE MINORS NONE

I HEREBY CERTIFY THAT TO THE BEST
OF MY KNOWLEDGE AND BELIEF THE PAR-
TICULARS GIVEN ABOVE ARE TRUE.
I ALSO CERTIFY THAT I HAVE READ AND
UNDERSTOOD THE "INSTRUCTIONS TO
PERSONNEL ON DISCHARGE" (CONTRCL FORM D.1)

SIGNATURE OF HOLDER..... Günter Schmaleiss

NAME OF HOLDER IN
BLOCK LATIN CAPITALS GÜNTER S C H M A L E I S S

II

MEDICAL CERTIFICATE

DISTINGUISHING MARKS SCARS BEHIND RIGHT EAR AND BELOW RIGHT CHEEK

DISABILITY, WITH DESCRIPTION NONE

MEDICAL CATEGORY NORMAL

I CERTIFY THAT TO THE BEST OF MY KNOWLEDGE
AND BELIEF THE ABOVE PARTICULARS RELATING
TO THE HOLDER ARE TRUE AND THAT HE IS NOT
VERMINOUS OR SUFFERING FROM ANY INFECTIOUS
OR CONTAGIOUS DISEASE.

SIGNATURE OF MEDICAL OFFICER Malvin M. Green
NAME AND RANK OF MEDICAL OFFICER
IN BLOCK LATIN CAPITALS MALVIN M GREEN CAPT

III

THE PERSON TO WHOM THE ABOVE PARTICULARS
REFER WAS DISCHARGED ON 25th May 1945
(DATE OF DISCHARGE)

FROM THE PWE Kötztin

RIGHT
THUMBPRINT

DELETE THAT WHICH IS INAPPLICABLE
* INSERT "ARMY" "NAVY" "AIR FORCE"
"VOLKSTURM", OR PARA MILITARY
ORGANIZATION, e.g. "RAD", "SPK", etc.

CERTIFIED BY Rollin P. Steinmetz
NAME, RANK AND
APPOINTMENT OF ALLIED Rollin P.
DISCHARGING OFFICER STEINMETZ

MAJ CAV CAMP COMMANDER
IN BLOCK LATIN CAPITALS

(WHEN PRINTED THIS FORM WILL BE IN ENGLISH AND GERMAN)

Die Amerikaner sind da.

Ich komme zurück auf den 17. April 1945, den Tag, an dem der Krieg für mich zu Ende war. So glaubte ich wenigstens. Mein Vater rüttelte mich früh beizeiten aus dem Schlaf und sagte: „Guck doch mal aus dem Fenster!“ Und da sah ich sie. Die amerikanischen Soldaten kamen im Gänsemarsch auf beiden Seiten der Straße zwischen Brockau und Dungersgrün heruntergelaufen. Dazwischen fuhren leicht gepanzerte Fahrzeuge. Die Einwohner dieser kleinen Ansiedlung hatten weiße Tücher aus den Fenstern gehängt und es wurde nicht geschossen. Für mich gab es kein Halten mehr, schnell ein paar Bissen gegessen und dann los auf die Straße und schnell in die Stadt. (Wenn wir von unserer Siedlung aus in das kleine Zentrum unseres kleinen Ortes gehen, dann gehen wir „in die Stadt“.) Überall hingen weiße Fahnen aus den Häusern, und sehr viele Leute waren auf den Straßen. Man kann fast sagen, ganz Netzschkau war auf den Beinen. Inzwischen kamen die Amis auch aus Richtung Greiz und Elsterberg. Die meisten saßen auf Lastkraftwagen oder in kleinen geländegängigen Autos, manche liefen. Das ging den ganzen Tag über so. Ich traf viele Bekannte und war auf dem Marktplatz gelandet. Plötzlich fielen Schüsse. Es hörte sich an, als wäre aus der Polizeiwache heraus auf die Amerikaner geschossen worden. Sofort räumten die Soldaten den Marktplatz von den Zivilisten, ein Fahrzeug mit aufmontiertem schwerem Maschinengewehr fuhr vor und feuerte in die Polizeiwache hinein. Dann drangen Soldaten in die Wache ein. Etwas wurde aus der Wache heraus geschleudert, es sah so aus als wären es drei Bündel. Es waren aber nicht irgendwelche Bündel, sondern drei Polizisten: Leutnant Hochmuth und die Wachtmeister Schädlich und Lauterbach. Geschossen jedoch hatten nicht sie, sondern die Polizisten Hess und Fickert. Das stellte sich aber erst später heraus, denn die beiden hatten schnell das Weite gesucht. Polnische Zwangsarbeiter erreichten bei den Amis, dass Lauterbach freigelassen wurde. Er war für sie verantwortlich gewesen und hatte die Polen immer gut behandelt. Die anderen zwei Polizisten wurden vor einem Fahrzeug her getrieben durch Netzschkau und Mylau hindurch. Sie wurden später in Höhe des Stadtbades von Mylau erschossen aufgefunden. Leider kam es an diesem Tage durch Ausländer und Deutsche auch noch zu Plünderungen in unserem Ort. Heimgesucht wurden Lager der Fleischwarenfabrik. Als ich davon hörte, wollte ich mir auch etwas holen. Dort gab es ein heilloses Durcheinander. Es gelang mir nicht, bis zu dem Lager vorzudringen, das sich in der ersten Etage einer Weberei befand. Zunächst ging es mit den vielen Leuten die Treppe hoch. Dann erschien ein Soldat. Er schoss mit seinem Colt in die Luft, und alle machten kehrt und rannten die Treppe hinunter. Und dann, als neuer Mut gefasst war, rannten sie wieder hinauf. Ich selbst gab auf, und das

war gut so, denn später zu Hause musste ich mir einen strengen Vortrag über den „kriminellen Tatbestand der Plünderung“ von meinem Vater anhören. Auch in der Firma, in der ich in die Lehre ging, wurde geplündert. Davon hörte ich aber erst später. Es gab in den Tagen danach etliche deutsche Einwohner, die geplünderte Waren wiederbrachten und klammheimlich auf der Eingangstreppe zum Geschäft ablegten. Sie schämten sich ihrer Tat und machten sich wieder ehrlich. Für uns Jugendliche begann eigentlich eine schöne Zeit: Keine Schule, die meisten brauchten nicht zur Arbeit zu gehen, ich arbeitete nur halbe Tage und wir hatten herrliches Frühlingswetter. Was wollten wir also mehr. Die Ernährungslage hätte allerdings besser sein können, und auch die vielen Ausländer im Ort, im wesentlichen Fremdarbeiter vieler Nationen, störten uns ein wenig, zumal es unter ihnen leider einige gab, die sich veranlasst fühlten, an der deutschen Bevölkerung ihr Mütchen kühlen zu müssen. Hauptsächlich mit den Polen gab es solche Probleme. Über die verordnete Ausgangssperre ab 20 Uhr freuten wir uns natürlich auch nicht. Aber das Schöne damals überwog. Wir waren eine Clique Jungs und Mädels, und es begann genau das, was überall in diesem Alter beginnt: Liebelei. Es war auch eine gewisse Sorglosigkeit vorhanden, den Ernst des Lebens hatten wir noch nicht begriffen. Wir waren wieder zu Hause und freuten uns darüber. Denn eines wussten wir, mit uns hätte sehr viel Schlimmeres passieren können. Aber nun war der Krieg zu Ende. Und trotzdem: „wenn es dem Esel zu gut geht, dann geht er aufs Eis tanzen“. Das wiederum traf auch auf uns zu. In den Wäldern unserer Gegend lag allerhand Kriegsmaterial, das deutsche Soldaten dort „entsorgt“ hatten. Dort fanden wir Gewehrmunition und Sprengkapseln, vermutlich für Handgranaten. Klar, dass wir diese Sachen irgendwie zur Explosion bringen wollten. Ich erinnere mich noch an einen schönen Tag, an dem wir wieder einmal solchen Unfug im Sinn hatten. Auf der Straße von Netzschkau nach Greiz gibt es eine kleine Brücke über den Stoppbach. Darunter entzündeten wir ein Feuer und warfen unsere „wertvollen“ Fundstücke hinein. Es sollte unter der Brücke besonders laut krachen. Das klappte auch. Ich machte es mir mit einer Pfeife Tabak auf der Böschung bequem und sah plötzlich, wie meine Freunde den Waldweg entlang rannten. Ebenso plötzlich spürte ich einen Schlag ins Gesicht und eine Faust im Nacken und hörte die Worte, „ Du deutsches Schwein“. Es waren zwei Polen, die mich die Böschung hinauf zerrten, mich beschimpften und schlugen. Sie wollten mich zur Kommandantur bringen, was ich wiederum unbedingt verhindern musste. Sie hatten Fahrräder bei sich, die sie mit einer Hand führten, und somit hatten sie nur je eine Hand frei, mit der sie mich schlagen oder festhalten konnten. Dadurch gelang es mir, mich loszureißen, und wie ein Blitz war ich im Wald verschwunden. Noch

einige Tage lang war ich besonders vorsichtig, wenn ich Ausländer aus Polen sah. Ich hatte große Sorge, vielleicht sogar Angst, sie könnten mich wiedererkennen.

Ich habe schon berichtet, dass wir alle sehr scharf waren auf ein Motorrad. Hans wohnte etwas außerhalb der Ortschaft. An einem Sonntagmorgen wurde er von einem Geräusch wach, das er sehr gut kannte. Vom Fenster aus erblickte er zwei ehemalige deutsche Soldaten, wie sie versuchten, ein Motorrad in Gang zu setzen. Sie waren sicherlich mit der Maschine bis hierher gekommen, aber nun streikte sie. Bestimmt wollten sie schnell nach Hause kommen, ohne vorher in Gefangenschaft zu geraten. In den Wochen nach Kriegsschluss streiften viele ehemaligen deutsche Soldaten mit dem gleichen Ziel durch die Wälder. Den beiden Landsern gelang es nicht, das Motorrad zu reparieren, und deshalb ließen sie es einfach stehen. Das war für Hans die Gelegenheit! Es war nur Minutensache und das Prachtstück stand gut versteckt auf seinem Hof. Nach einer halben Stunde war das Krad wieder einsatzbereit. Es genügte, lediglich den Vergaser und die Düse zu reinigen. Benzin war auch noch im Tank, aber leider nicht viel. Von dieser neuen Lage wurden wir, Günther, Gottfried und ich sofort durch Hans informiert, und das Motorrad wurde kurz darauf von uns bestaunt. Es war eine „250er Zündapp“, und wir sahen uns schon damit fahren. Also musste Benzin organisiert werden. Zur gleichen Zeit bewohnte ein Fremder ein Zimmer in der Gaststätte „Schönsicht“. Wir wussten nur, er hat viel mit den Amerikanern zu tun und es wird für ihn wohl kein Problem sein, für seinen PKW der Marke DKW mit Zweitaktmotor, Benzin zu beschaffen. Wenn wir also bei ihm Sprit abzapfen, trifft es keinen Armen, dachten wir uns. Das haben wir dann bei Dunkelheit nach allen Regeln der Kunst auch getan. Wie, das möchte ich hier nicht näher beschreiben, aber es hat geklappt und es ging auch alles gut. Jetzt hatten wir eine wunderbare Maschine und auch Benzin. Wieder ging die Raserei los, und man kann es fast als Wunder bezeichnen, dass nichts Schlimmes passiert ist.

Eines Tages hörten wir davon, dass in einem Waldstück, in der Nähe von Herlasgrün, ein abgestürztes Flugzeug liegen würde. Ich selbst glaubte nicht so richtig an die Geschichte; denn seit Kriegsende waren bereits sechs oder acht Wochen vergangen und von diesem Absturz hätten wir bestimmt schon eher erfahren. Ich ging natürlich trotz meiner Zweifel mit und tatsächlich: wir fanden die Maschine, eine „He 111“, leider vollständig ausgeplündert. Für uns war nichts mehr zu holen, obwohl wir ansonsten alles gebrauchen konnten.

Felix Mauersberger war in unserer Volksschule in Netzschkau bis 1933 Lehrer. Wegen seiner politischen Einstellung, er war Antifaschist, und seiner Zugehörigkeit zur Sozialistischen Arbeiterpartei (Sapper), wurde er 1933 aus dem Schuldienst entlassen. Ich weiß nicht, welche weiteren Schikanen, Vernehmungen oder auch kurzfristige Festnahmen er in den ersten Jahren der Naziherrschaft erdulden musste. Ihm wurde damals Konspiration (Verschwörung) vorgeworfen und auch belastendes Material soll bei ihm gefunden worden sein. Er wohnte in unserer Siedlung, wurde 1944 erneut verhaftet und in einem kleinen KZ, in der Nähe von Lengenfeld gelegen, festgehalten. Kurz vor Kriegsende wurde seine Befreiung organisiert und erfolgreich durchgeführt. Versteckt wurde er im Hause der Familie Dick. Eine andere Version besagt, dass ihn die SS entlassen hätte wegen seines schlechten Gesundheitszustandes. Von ihm ginge keine Gefahr mehr aus. Felix Mauersberger war nun schon ein alter Mann und durch seine KZ-Haft gesundheitlich stark angeschlagen. Er erlebte noch den Einmarsch der Amerikaner, starb aber kurz darauf. An seiner Beerdigung nahmen viele Menschen Anteil, auch eine starke Gruppe von Ostarbeitern war anwesend, um Felix Mauersberger ihre Ehrerbietung zu bezeugen.

Zur gleichen Zeit mussten eine Anzahl von Netzschkauer Nazigrößen in unserem Stadtbad Strafarbeit leisten. Das Stadtbad liegt, man kann sagen, am Fuße des Friedhofes. Unter diesen Netzschkauer Nazigrößen befanden sich auch zwei Personen, die den Ostarbeitern während der Zeit ihrer Zwangsarbeit das Leben besonders schwer gemacht hatten. Da soll es allerhand an Schikanen wie z.B. Brotentzug und auch Schläge gegeben haben. Jedenfalls stürmten die Ostarbeiter nach der Beerdigung ins Stadtbad und erschlugen den ehemaligen Personalchef und Obmann der NEMA und einen ihrer früheren Bewacher. Ein weiterer ehemaliger Bewacher, der auch auf ihrer „Liste“ stand, hatte insofern Glück, weil er ein paar Monate zuvor zur Wehrmacht einberufen worden war und sich noch irgendwo in Gefangenschaft befand. Die Namen dieser Personen sind natürlich bekannt, ich aber möchte sie hier nicht nennen.

Die ganze Stadtbevölkerung sprach damals von dieser Beerdigung und diesem Vorfall. Ich selbst war nicht dabei und berichte nur auf Grund von Hörensagen. Dieser Lynchmord sollte schon zu einem früheren Zeitpunkt stattfinden. So jedenfalls berichtete Willy Söllner, Obermeister in der Nema und späterer Mühlberg-Häftling. Er konnte die Ostarbeiter und vor allem ihren Anführer mit dem Vornamen Pjotr auf dem Nema-Gelände davon abhalten. Willy Söllner hatte die Ostarbeiter stets menschlich behandelt und verfügte auf sie einen gewissen Einfluss.

Die Russen ziehen ein.

Anfang Juli zogen die Amis ab und ein bis zwei Tage darauf kamen die Russen. Es gab gleich Transparente mit der Aufschrift: „Wir grüßen die siegreiche Rote Armee.“ Lastkraftwagen zum Transport der Soldaten gab es kaum. Und wenn es schon mal welche gab, dann sah man diesen klapprigen Fahrzeugen an, dass sie einen weiten und beschwerlichen Weg hinter sich gebracht hatten. Aber es gab sehr viele Pferdewagen, auf denen die Soldaten saßen. Ein solches Gefährt ist mir in besonderer Erinnerung geblieben, weil auf dem Wagen ein Sofa stand. Darauf saß ein Rotarmist und spielte Akkordeon. Die Pferdefuhrwerke hatten keine Bremsen, und die Tiere konnten bergab den schiebenden Wagen kaum halten. In diesem Fall ketteten die Soldaten einfach ein Rad fest, und die Bremse war gebaut. Es gab auch Soldaten, die „besaßen“ ein Fahrrad, andere liefen ungeordnet nebenher. Es waren dieselben Straßen, auf denen wir nur wenige Jahre zuvor in preußischer Ordnung als Pimpfe marschierten. Ich habe damals verwundert festgestellt, dass sowohl die Amis als auch die Russen nicht so auf „Zack-Zack“ gedrillt waren wie es bei uns der Fall war. Selbst auf Posten qualmten sie ihre Zigaretten, und wenn ein Vorgesetzter zu ihnen herantrat gab es nicht das unterwürfige „Haltung annehmen mit Hände an die Hosennaht!“ wie bei uns. Ein Rotarmist hatte den Auftrag, Plakate zu kleben. Darauf stand in sechs bis acht verschiedenen Sprachen: „Wer plündert wird erschossen!“ Es wurde nicht geplündert. Jedenfalls nicht im herkömmlichen Sinne. Die Soldaten gingen auch in die Geschäfte und kauften ein. Einer kam mit Zigaretten wieder heraus und dann kamen sie auch in unsere Firma, um Stoff zu kaufen. Sie ließen sich für einen Anzug oder für ein Kleid – es waren auch Frauen unter den Rotarmisten – die erforderliche Menge abmessen und bezahlten mit ihrem Besatzungsgeld. Eines Tages kam ein Sergeant mit einer Maschinenpistole. Er ging im Geschäft herum, und kaufte auch ein. Vor lauter Interesse an unseren Stoffen vergaß er beim Gehen seine Waffe mitzunehmen. Wir merkten es auch nicht gleich, sondern stellten erst nach geraumer Zeit fest, als kein Russe mehr im Laden war, dass eine Maschinenpistole an der Wand lehnte. Mein Chef wurde blass, und während wir noch berieten, was zu tun sei, kam der Soldat abgehetzt durch die Ladentür und war sichtlich erleichtert, als er seine Waffe stehen sah. Während des Ein- und Durchmarsches der Roten Armee gab es bei uns keinerlei Übergriffe seitens der Soldaten. Tagelang zogen sie in Scharen durch. Einmal sah ich Sturmgeschütze sich unsere Bahnhofstraße hoch quälen. Sehr schnell wurde die Kommandantur im Hotel Ratskeller eingerichtet. Das Gebäude wurde geschmückt mit Girlanden und einem Stalinbild, das bei Dunkelheit beleuchtet wurde. Es dauerte auch nicht lange und das Kino durfte wieder öffnen.

Als ich eines Tages in der Schlange nach Eintrittskarten stand, wollten sich Polen zur Kasse vordrängeln, was wir aber nicht zuließen. Solche Situationen waren in der damaligen Zeit nicht ganz ungefährlich. Zum Glück tauchten einige russische Soldaten auf und – ich traute meinen Augen nicht – sie beförderten die Polen an das Ende der Schlange. Inzwischen weiß ich, dass sich Russen und Polen noch nie vertragen haben. Aber immerhin: dass sie Partei für uns gegen die Polen ergriffen, obwohl wir noch bis vor kurzem erbitterte Feinde der Sowjetunion gewesen waren, darüber habe ich damals schon gestaunt.

Unser Chef hatte die Verkaufsräume wieder geöffnet. In den Regalen lagen Stoffe, die entweder von den Plünderern am 17. April nicht gefunden wurden waren, oder von Leuten aus der Bevölkerung, die sich nun mit der Rückgabe wieder ehrlich gemacht hatten. Sie hatten „auch etwas geholt, um nicht alles den Ausländern zu überlassen“! Jedenfalls war das eine Erklärung unter anderen, die zu hören waren. Eigentlich wurde der Laden so richtig, wie es sich gehört hätte, nicht wieder geöffnet. Warum gute Ware verkaufen gegen Geld, was vielleicht in absehbarer Zeit nicht mehr viel Wert hat, wird sich mein Chef gesagt haben. Also blieb die Haustüre verschlossen und die Aufgabe von uns Lehrlingen bestand nun darin, Einlass begehrende Leute abzuwimmeln. An die Haustüre gehen wenn es klingelte, mussten wir schon; denn es konnte doch sein, dass ein Angehöriger der Besatzungsmacht etwas kaufen wollte. Aber meistens waren es Ausländer, ehemalige Ostarbeiter oder Polen, die nach einem Anzug fragten. Und Anzüge hatten wir wirklich nicht im Laden, die waren ausgelagert. Den Laden in diesen Tagen und Wochen vollkommen geschlossen zu halten, ging nicht. Mit der Einrichtung einer Kommandantur entwickelte sich auch die städtische Administration. Sicherlich wird es wohl entsprechende Vorgaben an alle Geschäftsinhaber auf Befehl der Russen gegeben haben.

Eines schönen Tages klingelte es wieder, ich ging wie gewohnt an die Haustüre, aber dieses mal war an ein „abwimmeln“ überhaupt nicht zu denken. Vor mir standen zwei sowjetische Offiziere. Der Kleinere von den beiden war der „Politische“, jedenfalls wurde er von der Bevölkerung so genannt. Den anderen Offizier hatte ich bisher noch nicht gesehen. Sie zitierten sofort den Chef herbei. Einen Dolmetscher in Zivil, einen Deutschen, hatten sie mitgebracht. Sie ließen sich alle Räume zeigen und begannen in der Wohnung der Familie unseres Chefs im 1. Stock. Als der Kleiderschrank des Familienoberhauptes geöffnet werden musste und die Russen die Anzüge, ungefähr zehn, aus bestem Stoff gefertigt, sahen, konnten sie ihr Erstaunen nicht verbergen. Ihr Frage nach dem „wozu so viele Anzüge?“ kam sofort. Das Gestammel unseres Chefs hörten sie sich aber gar nicht erst an, sie schüttelten nur

mit dem Kopf. Nun ging es wieder nach unten durch die Verkaufsräume hindurch in die Lagerräume. Vom Lagerraum im Erdgeschoss führte eine Treppe in einen anderen Lagerraum, der sich im Keller befand. Vor dieser Treppe hatten wir einige Tage zuvor auf Anweisung des Chefs einen, mit zugeschnittenen Stoffen für Tarnjacken, beladenen Transportwagen geschoben. Die Treppe sollte nicht gesehen werden, zumindest nicht auf den ersten Blick, aber es sollte auch so aussehen, als wäre der Wagen zufällig dort platziert worden, weil er woanders im Wege gewesen war. Für mich war es erstaunlich, dass die beiden Offiziere sofort, ohne sich groß umzusehen, den Wagen wegschieben ließen und die Treppe hinunter gingen. Sie fanden im unteren Lager auch sofort eine verschlossene Stahltür, die den Weg in einen weiteren Keller versperrte. Noch vor Ende des Krieges hatte unser Chef die Brandmauer für diese Tür durchbrechen lassen. Schnell wurde der Schlüssel geholt und nun wurden die Russen doch etwas ungemütlich, als sie auch in diesem Keller Stoffrollen und -ballen sahen. Wie wird das alles ausgehen, dachte ich mir und meinem Chef sah man an, er war ins Schwitzen gekommen. Von den Offizieren so unter Druck gesetzt, war es unserem Chef nicht möglich zu protestieren, als sie sich verschiedene Stoffe aussuchten, die zur Kommandantur gebracht werden sollten. Bezahlt wird in der Kommandantur, sagten sie. Den Stoff, es war ein großer Handwagen voll, musste ich liefern. Geld bekam ich nicht.

Dieses Ereignis habe ich mir schon oft durch den Kopf gehen lassen. Zwei Fragen ergeben sich. Wieso konnten die Russen so zielgerichtet vorgehen, woher hatten sie die genaue Kenntnis der Örtlichkeiten? War diese Aktion eine Beschlagnahme durch die Kommandantur oder eine Plünderung auf höherem intellektuellem Niveau?

In den Tagen danach nahmen wir Pakete mit fertigen Kleidern oder mit Stoffen zur vorläufigen Aufbewahrung mit nach Hause. Dazu hatte uns der Chef aufgefordert.

Im Ort wurde allmählich ein Sportring aufgebaut und es gab auch Diskussionen, um die Bildung einer „Antifa-Jugend“. Die Ausgangssperre wurde um eine Stunde verkürzt und dann hörte ich von einem Kollegen, dass der Stadtkommandant von Mylau die erste Tanzveranstaltung höchstpersönlich eröffnet hat. Das stimmte auch und am Sonntag darauf waren wir natürlich auf dem Tanzsaal zu finden. Wir spielten auch schon wieder Fußball, nicht nur unter uns, sondern auch gegen Mannschaften aus Reichenbach und Elsterberg. Als ich an einem Sonnabend von einem Spiel aus Elsterberg zurückkam, sagte mir meine Mutter, dass russische Offiziere in unserer Siedlung von Haus zu Haus gegangen seien. Bei uns waren sie auch. Sie hatten sich nach allen möglichen Dingen aus unserem alltäglichen Leben

erkundigt und wollten kaum glauben, dass in unseren Häusern und in den Wohnungen ausschließlich Arbeiter und kleine Angestellte wohnen. Sie werden wohl eingesehen haben, dass zwischen dem Bild, das sie über den Lebensstandard deutscher Arbeiter in ihren Schulungen vermittelt bekamen und der Wirklichkeit, die sie hier bei uns antrafen, ein großer Unterschied bestand. Es waren aber nette Kerle, sagte meine Mutter und sie sprachen auch gut deutsch.

Nun waren die Russen da. Herbeigewünscht von Frauen und Männern, die während der zwölf Jahre Nationalsozialismus Repressalien ausgesetzt waren. Gefürchtet von Naziaktivisten, die nun mit Rache von denjenigen rechnen mussten, die sie schikaniert, denunziert oder sogar für deren Verhaftung und Aburteilung sie gesorgt hatten. Und dann gab es noch die große Masse. Erst mal abwarten und Tee trinken. Viel hören, viel sehen, aber nichts sagen. Aber alle waren sich, zunächst nur gefühlsmäßig sicher: Nun wird alles ganz anders kommen. Wie anders, wusste keiner genau, eben irgendwie anders. (Dieses Gefühl war während der Besetzung durch die Amerikaner nicht vorhanden). Bis auf eine Minderheit, wurde von den meisten Menschen im Jahre 1945 das Ende des 2. Weltkrieges als Niederlage Deutschlands betrachtet und nicht als eine Befreiung vom Faschismus. Natürlich war die Niederlage gleichzeitig die Befreiung vom deutschen Faschismus. Es ist auch keine Frage: Diese Niederlage wurde unter großen Opfern hauptsächlich durch die Rote Armee herbeigeführt – aber Freiheit konnte uns diese siegreiche Armee nicht bringen, sie war selbst nicht frei.

So langsam kam vieles wieder in Gang, die Handelsschule noch nicht. Aber es bestand die Hoffnung, nach und nach alle Schwierigkeiten zu überwinden und dass uns friedliche Zeiten bevorstehen. Natürlich auch arbeitsreiche. Es wird Ende August, Anfang September gewesen sein, als plötzlich Menschen verschwanden. Es wurde manches über gewisse Leute gemunkelt: sie seien von den Russen festgenommen worden oder über die nahe grüne Grenze nach dem Westen geflüchtet. Zunächst wusste niemand etwas genaues. Dann war auf einmal mein Freund Gottfried Tag verschwunden. Er war Lehrling bei der Post, hatte während seiner Arbeitszeit einen Botengang zu erledigen, von dem er nicht zurückkehrte. Unsere Bemühungen, über den Sportring, bei dem für diese Arbeit verantwortlichen Offizier, etwas Genaueres zu erfahren, hatten keinen Erfolg. Er sagte nur allgemein, dass es Festnahmen von Jugendlichen wegen illegaler Tätigkeit gäbe. Wir kannten die meisten Verhafteten und wussten, dass sie nichts verbrochen hatten und dass sie auch nicht die Absicht hatten, gegen

die Besatzungsmacht zu kämpfen. Also wurden Günther und ich sehr unruhig, zumal die Verhaftungen weitergingen. Wir fassten den Plan, nach dem Westen abzuweichen, obwohl wir eigentlich nicht wussten, **warum wir das tun sollten**, denn wir hatten nichts verbrochen. Wir wussten auch nicht **wohin**. Weder Günther noch ich hatten Verwandte jenseits der grünen Grenze. Als ich meinen Vater mit diesem Problem konfrontierte, sah ich ihn zum ersten Male hilflos, er riet weder zu noch ab. Günthers Vater jedoch riet uns ab, unseren Plan durchzuführen. Er glaubte an Gerechtigkeit. Wer nichts verbrochen hat, kann auch nicht bestraft werden. Und so packte ich meinen Rucksack wieder aus und verließ mich auf meine Unschuld und auf die Gerechtigkeit – und wurde verlassen.

Was geschah 1945 “nach Kriegsende“ mit uns 1929ern?

In dem irrigen Glauben, nun den 1945er Umständen entsprechend, unsere Freiheit genießen zu können, frei vom HJ-Dienst, frei vom Drill, frei von der Sorge an die Front zu müssen, hatten wir begonnen unser Leben einzurichten. Aber leider, unsere Odyssee war noch lange nicht zu Ende. Die in unsere Gegend und damit auch in unserem Heimatort stationierten Amerikaner waren Anfang Juli 1945 abgezogen. Nun waren seit Juli die Russen da, und damit auch der sowjetische Geheimdienst NKWD. Wir wurden gesucht, und das mit Erfolg. Nach Festnahme, Verhör, und Gefängnis trafen wir vom Jahrgang 1929 uns in einem der sowjetischen Speziallager wieder. Meine Freunde und ich landeten im Speziallager Nr. 1, Mühlberg an der Elbe. Uns wurde vorgeworfen, Mitglieder des Werwolfes gewesen zu sein und Aufträge zur Diversion erhalten zu haben. (Was aber nicht stimmte).

Die Zustände in den Speziallagern waren schlimm. Hunger und Krankheiten fanden viele Opfer. Es wird von ca. 1700 Jugendlichen gesprochen, die diese Lager nicht überlebten. Im Buch „Himmlers letztes Aufgebot“ von Volker Koop werden sogar 3417 Kinder und Jugendliche angegeben, die in den Speziallagern und Gefängnissen starben. Noch einigermaßen kräftige Häftlinge, so auch ich, wurden zur Wiedergutmachungsarbeit in die Sowjetunion deportiert. Das waren die sogenannten „Pelzmützentransporte“. „Mein Zug“ setzte sich am 8. Februar 1947 vom Bahnhof Neuburxdorf bei Mühlberg aus in Bewegung. Die Entlassungen aus den Lagern in Deutschland und der Sowjetunion fanden in den Jahren 1949 bis 1952 statt. Ich arbeitete während „meiner Sibirienzeit“ im Ort Anshero-Sudchensk

hauptsächlich im Steinkohlenschacht unter Tage und die letzten Monate meiner Gefangenschaft in Stalinsk, dem heutigen Nowokuzneck, in einem Betonwerk. Am 6. April 1959 konnten wir endlich unseren Heimkehrerzug besteigen. Am 29. April war ich dann wieder zu Hause.

Die Zeit in diesen Lagern gehört natürlich auch zum Leben von uns 1929ern, ist aber ein gesondertes Thema. Ich werde in meinem Rückblick Teil 2 konkret auf die Jahre bis 1950 darauf eingehen.

Ist es Hitler gelungen aus uns, den Kindern und Jugendlichen des Geburtsjahrgangs 1929 Nazis zu machen? **Kompromisslos, Gehorsam und zu allem bereit?**

Nein! Es ist uns kein einziger Fall bekannt geworden, dass ehemalige Angehörige der Hitlerjugend des Jahrganges 1929, vom Geheimdienst NKWD der Sowjetunion als angebliche Werwölfe verhaftet, vier bis sieben Jahre in Speziallagern oder als Deportierte in der Sowjetunion festgehalten, nach ihrer Entlassung sich der NPD oder anderen Gruppierungen des rechten Spektrums angeschlossen hätten.

Jahrgang 1929

Teil 2: 1945 bis 1950
Aufgeschrieben von Rudolf Freitag
Von Stalin bestraft

Mühlberg

Speziallager Nr. 1: Ein Menschenkäfig

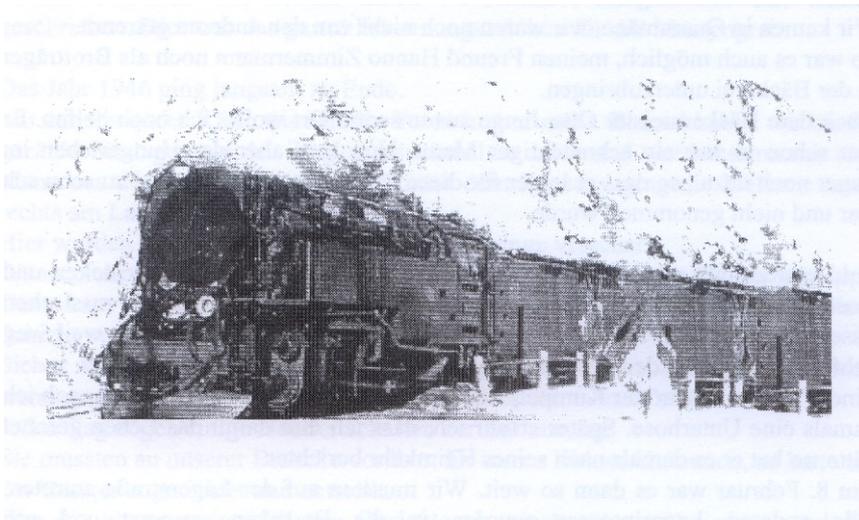
Mein unfreiwilliger Aufenthalt dauerte vom 24. Oktober 1945 bis 8. Februar 1947.

Unser Zug setzte sich am gleichen Tag in Bewegung.

Deportation

Sibirien

33 Tage und Nächte unterwegs. Viel Zeit zum Grübeln, Nachdenken und Reden. Wo werden wir landen, was kommt auf uns zu. Verglichen zu Mühlberg kann es eigentlich nur besser werden sagen die Optimisten. Die Disziplin im Waggon ist gut, trotz aller Spannung nimmt jeder Rücksicht auf seine Leidensgenossen. Es gibt keinen Störenfried.



Angekommen in
Anshero-
Sudchensk am
13. März 1947.

Jahrgang 1929

Von Stalin bestraft

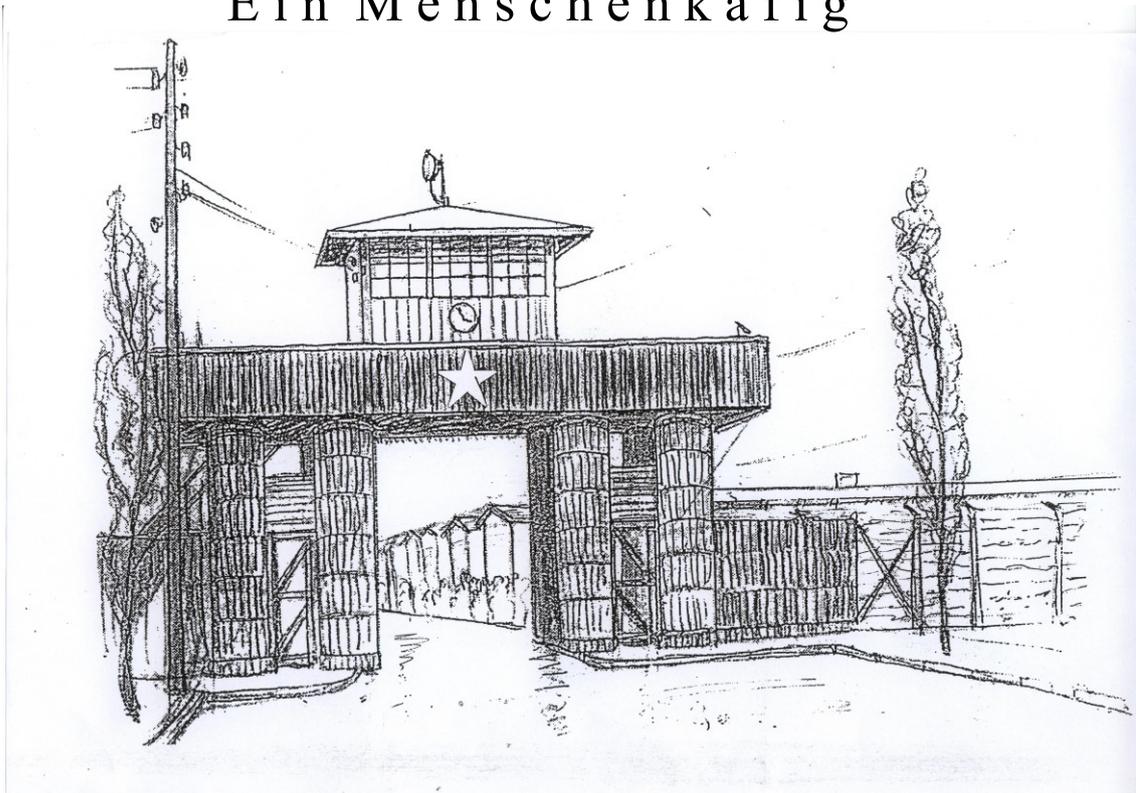
D a m a l s

Erinnerungen und Gedanken

Oktober 1945 bis Februar 1947

Mühlberg

Ein Menschenkäfig



In den meisten Baracken hinter diesem Tor Elend und Siechtum. Da konnte auch die Kultura trotz aller dankenswerten Bemühungen kaum etwas daran ändern. Von 1945 bis 1948 gab es 6766 Tote. Sie fanden

ihre letzte Ruhe in Massengräbern außerhalb des Lagers am nördlichen Rand.

Teil 2: 1945 - 1950

Von Stalin bestraft

2.1 Die Festnahme

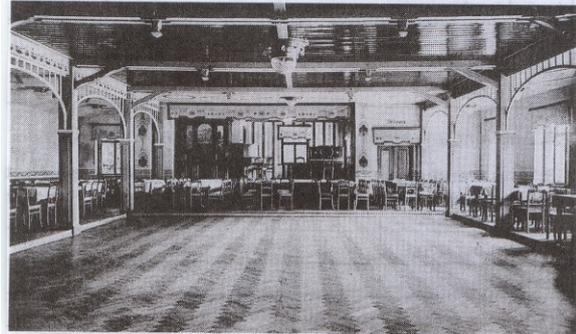
Der 30. September 1945 war ein Sonntag. Schon vormittags freute ich mich auf Nachmittag. Einen Tag zuvor hatten wir erfolgreich Kontakt aufgenommen mit Mädels, die wir bisher nur flüchtig kannten. Deutlicher gesagt, Jungs und Mädels sind sich dabei sehr nahe gekommen. Nun hatten wir vereinbart uns einen Tag später wieder zu treffen, und das sollte zu einer Tanzveranstaltung in der Gaststätte „Bad Rosental“ geschehen. Ich war also fröhlicher Stimmung. Nach dem Mittagessen, meine Mutter erledigte noch den Abwasch, erschien ein Polizist in unserer Wohnung und forderte mich auf, schnellstens auf der Polizeiwache zu erscheinen, und er sagte auch, was ich mitzubringen hätte: Decke, feste Schuhe, Bettwäsche, warme Kleidung usw. Ich dachte gar nicht daran, sofort die Polizeiwache aufzusuchen sondern machte erst einmal die Runde, um mich bei Verwandten und Bekannten zu verabschieden. Vermutlich werden meine Freunde ebenfalls Besuch von der Polizei gehabt haben. Und so war es auch. Harry Gebauer, Walter Dillner, Günther Schmalfuß und, ich weiß nicht mehr wer noch, erschienen bei mir zu Hause, um zu beraten, was machen wir. Entweder wir melden uns auf der Polizeiwache, wie angeordnet, oder wir hauen ab über die grüne Grenze nach Westen. Das Gespräch verlief so, dass ich das letzte Wort hatte. Günther und ich hatten uns aber schon 10 Tage zuvor entschieden, nicht zu türmen und so sagte ich: „Macht, was ihr wollt, ich werde mich auf der Polizeiwache melden“. Alle anderen schlossen sich mir an. Diese von mir getroffene Entscheidung habe ich mir später noch sehr oft und sehr kritisch anhören müssen.

Der 30. September 1945 erwies sich für mich (und weitere Jungs) als ein scharfes Schwert in unserem Leben. Das geplante Vergnügen in einer Tanzgaststätte viel aus und gelandet bin ich in einer Gefängniszelle. Die Sonntagsplanungen von weiteren neun Jungs wurden ebenfalls zerstört. So kamen wir gemeinsam in ein und dieselbe Zelle. Und was dann noch auf uns zukommen sollte, davon hatten wir nicht die geringste Ahnung.

Dahin wollte ich gehen, tanzen und fröhlich sein und mit Mädels flirten.

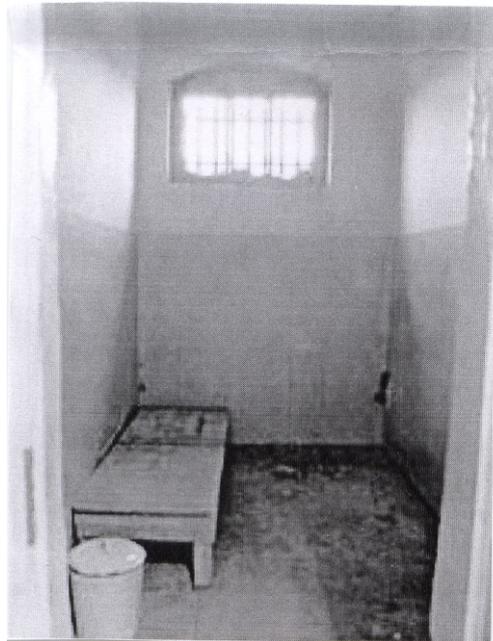


1924 erfolgte eine Vergrößerung des Tanzsaales und ein Bühnenanbau. Dadurch erhielt die Straßenseite ihre gerade Hausflucht.



Konzert- und Ballsaal

Gelandet sind wir in einer Gefängniszelle in Reichenbach.



Wir waren in dem Alter, wo Jungs ihre kindliche Naivität noch nicht vollkommen hinter sich gebracht haben, aber andererseits das „uns kann keiner, wir sind die Größten“ eine Rolle spielt. Zu unserer großartigen Stimmung hatte natürlich auch beigetragen: Der Krieg ist vorbei, kein Dienst mehr in der HJ und vor allem, wir haben Stegenwaldhaus überstanden. Und nun mit einem Male saßen wir hinter Schloss und Riegel.

Es waren diesmal zehn Jungs, die verhaftet wurden: Lothar Baumann, Walter Dillner, Rudolf Freitag – also ich –, Harry Gebauer, Werner Jahn, Dieter Rauschenbach, Günther Schmalfuß, Kurt Schmalfuß, Dieter Weber und Wolfgang Zieschang. Alle vom Jahrgang 1929. Die Hälfte der Jungs waren meine Klassenkameraden aus der Volksschulzeit. In der Polizeiwache

konnten wir unser Gepäck ablegen und erhielten die Erlaubnis, uns wieder zu entfernen: wir sollten aber nicht zu weit weggehen. Diese „lange Leine“, die uns von der Polizei noch gestattet wurde, erlaubte mir meine Gedanken zwischen Gestern und Heute pendeln zu lassen. Ich dachte an die Mädels mit denen ich mich zusammen mit einigen meiner Freunde treffen wollte und an eine politische Kundgebung die 24 Stunden zuvor stattgefunden hatte. An diesem einen Tage zuvor, das war der 29. September 1945, fand auf dem Marktplatz eine Kundgebung statt. Es war der erste „Tag der Opfer des Faschismus“ den ich erlebte. Es waren für Netzschkauer Verhältnisse viele Leute gekommen. Vom Balkon des „Hotel Ratskeller“, das damals als Kommandantur der Sowjet-Armee diente, sprach der Bürgermeister. Er bezog sich verständlicherweise auf die NS-Opfer, die aus Netzschkau stammten und bezeichnete auch einige Netzschkauer Bürger als Kriegsverbrecher. Ich hatte nicht den Eindruck, dass der Redner von allen Zuhörern ernst genommen wurde, obwohl das, was er sagte, in groben Zügen richtig war. Das hing vielleicht auch mit seinem Namen, er hieß Pfeifer und vor allem mit seinem Spitznamen „Quark“, also „Pfeifers-Quark“, zusammen. Er war von Beruf Maurer und er bemühte sich laut genug zu sprechen, damit auch jeder seiner Zuhörer seine Worte gut verstehen konnte. ----- Vom gleichen Balkon herunter redete nur einige Monate zuvor, ebenfalls laut genug, unser Ortgruppenleiter der NSDAP. Aber auch seine Reden wurden in den wenigsten Fällen verinnerlicht. Sie wurden, schlicht und einfach gesagt, nicht geglaubt. Herr Artur Purche, so hieß der Ortgruppenleiter, sprach vom Endsieg, Glaube an den Führer und auch von den Wunderwaffen, mit denen die „Rote Flut“ aus dem Osten aufgehalten werden würde. Seine Durchhalteparolen waren nahezu unerschöpflich. Das Problem war nur, dass sie mit der Wirklichkeit schon seit dem dritten Kriegsjahr nicht mehr überein stimmten. Inzwischen hatten wir nun schon das fünfte Kriegsjahr. Kurz vor dem Einmarsch der Amerikaner am 17. April 1945 floh der Ortsgruppenleiter aus Netzschkau.

An diesem 29. September hatten wir nun schon seit dem 8. Mai offiziell Frieden, niemand musste mehr zum Volkssturm, zur Wehrmacht oder wie wir, in ein Wehrtüchtigungslager. Auch die Konzentrationslager waren von den Siegern befreit bzw. aufgelöst worden und so gesehen, war für mich, den Umständen entsprechend, eigentlich alles gut gelaufen. Musste man ja annehmen. Dass gute alte Freunde und Bekannte mit einem Male verschwunden waren, dass dieses oder jenes gemunkelt wurde von Verhaftungen und Vernehmungen, hat mir schon Sorge bereitet, aber nie eine Panikstimmung in mir hervorgerufen. Ich hatte niemanden etwas getan, also konnte auch niemand einen Grund haben, mir etwas zu tun.

>Einfügung aus heutiger Sicht: Das war einer meiner größten Irrtümer in meinem ganzen Leben. Dumm, unbeschreiblich naiv, unbefangen und vielleicht sogar etwas unbekümmert, aber im Unterbewusstsein auch mit gespannter Erwartung vor dem Unbekannten, vor dem für mich noch nicht dagewesenen, noch nicht erlebten, stand ich, nur einen Tag später, also vier und einen halben Monat nach Kriegsschluss wieder auf dem Marktplatz, aber diesmal quasi schon als Arrestant. Trotz Lachen, Witze erzählen und vom schönen Geschlecht reden, wurde nach und nach das Gefühl immer stärker: „Jetzt kommt was ganz ernstes auf dich zu“. **Was ich damals noch nicht wissen konnte:** Erst vier Jahre und sieben Monate später hatte ich Gelegenheit wieder über den Marktplatz zu gehen, als freier Mensch.

Die Polizisten, die am Tage unserer Verhaftung in der Polizeiwache Dienst hatten, kannte ich fast alle. Es waren auch gute Bekannte meiner Eltern und aus der Nachbarschaft dabei. Sie waren der Meinung, wir kämen in ein Umschulungslager in die Nähe von Senftenberg, es wäre also alles nicht so schlimm. Ich denke schon, dass sie es selbst nicht anders wussten und uns gegenüber das zum Ausdruck brachten, was sie sich zusammenreimten. Die Polizisten kannte ich fast alle. Sie waren einfache, ehrliche, freundliche und auch gutmütige Menschen. Natürlich auch mit Vorzügen und Macken versehen, wie sie jeder Mensch hat, aber eben in akzeptablen Grenzen. Ich dachte, so richtig sicher mit ihrem „Umschulungslager“ sind sie sich auch nicht. Sie glauben es einfach, weil sie es glauben wollten. Sie werden sich selbst nicht zugeben, dass unsere Festnahme auch etwas viel schlimmeres bedeuten könnte als eben „Umschulungslager“. Wir sind doch nicht die Ersten im Ort, die festgenommen werden. Was hält die Bevölkerung davon? Sicher wird über uns und über die anderen Männer und Frauen, die verhaftet worden waren, gesprochen, aber jeder hat seine eigenen Sorgen. Es gibt kaum eine Familie, in der nicht ein oder mehrere Angehörige vermisst, gefallen oder schwer verwundet sind oder hoffentlich in Kriegsgefangenschaft noch am Leben sein werden. Dazu kam noch die schlechte Versorgungslage mit Lebensmitteln, Kleidung, Wohnraum, Kohle usw. Wie gesagt, wir werden in der Öffentlichkeit bestimmt nicht der Schwerpunkt der Diskussionen sein.

Einige Leute, es waren nur wenige, man kann sagen die Ausnahmen, betrachteten uns doch als einen Schwerpunkt. Negativ und dumm war ihre Betrachtungsweise. Das kam schon zum Ausdruck als wir außerhalb unserer Arbeit, also auch sonntags, Tätigkeiten im Ort, oder um ein konkretes Beispiel zu nennen, beim dringend notwendigen Wiederaufbau der Elstertalbrücke, die auf Befehl von Soldaten der

Wehrmacht, einen Tag vor dem Einmarsch der Amerikaner, vollkommen sinnlos gesprengt wurden war, verrichten mussten. Das erste, was wir von solchen Leuten hörten war die Feststellung, dass wir Mitglieder der Hitler-Jugend gewesen sind und deshalb mehr tun müssen als andere Bürger. Eigentlich hätte es doch dieser Feststellung überhaupt nicht bedurft, das Wichtigste wäre doch gewesen, auf die Notwendigkeit z.B. des Wiederaufbaues der Elstertalbrücke hinzuweisen. Das hätte sicherlich jeder eingesehen. Die Art und Weise, wie wir zu solchen Arbeiten rekrutiert wurden, führte natürlich kaum zu hohen Arbeitsleistungen. Schlussfolgerung: Diese Tätigkeiten waren von solchen Leuten in erster Linie als **Strafarbeit** und erst in zweiter Linie als notwendige Aufbauarbeit gedacht. Als wären wir die Schuldigen, dass Hitler 1933 an die Macht kam und 1939 der Krieg begann.

Ein weiteres Beispiel, dass in diesem Zusammenhang Erwähnung finden muss, geschah am Tage unserer Festnahme. Wir befanden uns vor der Polizeiwache. Ich weiß nicht mehr welches Thema gerade den Mittelpunkt unserer Unterhaltung bildete. Es wurden aber auch Witze erzählt und gelacht. Das gefiel einem von der oben erwähnten Sorte von Mensch überhaupt nicht und voller Zorn und vielleicht sogar Hass, knirschte er zwischen seinen Zähnen hervor: „Euch wird das Lachen schon noch vergehen!“ Diese Bemerkung passte nun überhaupt nicht zu den Äußerungen der anderen Polizisten, die von einem Umschulungslager gesprochen hatten. Das hätte ja heißen, uns in Schulungen nachzuweisen, wie falsch und verderblich faschistische Ideologie ist und uns mit der klassischen deutschen Philosophie bekannt zu machen.

Ich kann jedoch auch nicht ausschließen, dass es Leute gab mit der Meinung: Da wird schon was dran gewesen sein mit dem Werwolf. In der Zeitung hatte man doch in den Apriltagen lesen können, was der Werwolf alles gemacht hat. Nachfolgend nur die Titel der betreffenden Artikel aus „Reichenbacher Tageblatt und Anzeiger“: **6. April 1945 „Der Feind bekommt den Werwolf zu spüren“**, **7./8. April 1945 „Der Werwolf in Tätigkeit“**, **10. April 1945 „Der Krieg im Dunkeln macht den Alliierten Sorge“**, **11. April 1945 „Widerstandsbewegung im sowjetischen Hinterland“** Also, so wird man über uns gedacht haben, ganz unschuldig sind die Jungs sicherlich nicht, sonst wären sie ja schon längst wieder zu Hause. Es ist noch nicht lange her, Anno 2001, da wurde meinem Freund Günther von einer älteren Frau die

Frage gestellt: „Nun sag einmal Günther, ihr seid doch beim Werwolf gewesen, sonst hätten sie euch doch nicht fortgeschafft. Was habt ihr da gemacht?“ Wenn heute noch im Hinterkopf einiger Menschen solche Überlegungen herum spuken, dann muss ich einfach annehmen, dass solche Gedanken in den Jahren 1945 und 1946 weit verbreitet waren. Das ganz normale Gerechtigkeitsgefühl, vor allem von den vielen einfachen Menschen, konnte sich nicht vorstellen, dass ohne Grund Jugendliche, fast noch Kinder, festgenommen und für eine lange Zeit in Haft gehalten werden können.

Ich denke auch, dass die meisten Männer und Frauen, die bis 1933 politisch organisiert waren in der SPD, KPD, SAP, die sich zwar während der zwölf Jahre bis 1945 politisch ruhig verhalten hatten, aber dennoch Gegner des Hitlerstaates die ganze Zeit über waren, die Brutalität des stalinschen Kommunismus nicht vorstellen konnten, oder nicht wahrhaben wollten. Sie wurden regelrecht damit überfahren, mit falschen Argumenten überschüttet und waren nicht in der Lage, alles was an Menschenfeindlichkeit in kürzester Zeit geschah, zu analysieren. Und schließlich, ich erwähnte es schon: „Vielleicht stimmt es doch mit dem Werwolf.“ Sie waren hilflos in ihrem Denken und gelähmt in ihren Taten. Es darf auch nicht übersehen werden, dass ein Wort und erst recht eine Tat im Sinne der Menschlichkeit, falls daraus eine Kritik an der Sowjetunion konstruiert werden konnte, außerordentlich gefährliche Folgen hatte. Von den barbarischen „Säuberungsaktionen“ Stalins in seinem eigenen Land, auch gegen seine eigenen Genossen, wusste unsere Bevölkerung damals noch nichts.

Aber die Antifaschisten, welche in der Sowjet-Union während der NS-Zeit Asyl gefunden hatten, wussten genau wie brutal das Regime gegen vermeintliche und tatsächliche Gegner vorging. Hatten doch viele deutsche Kommunisten, Sozialdemokraten und Gewerkschafter, Tausende Antifaschisten anderer Nationen, Millionen sowjetischer Bürger, darunter viele Kommunisten, durch Genickschuss ihr Leben verloren, bzw. schmachteten in Stalins Arbeitslagern und gingen dort zu Grunde. Und trotzdem lässt mich der Gedanke nicht los, dass diese aus sowjetischem Exil nach Deutschland zurückgekehrten ehemaligen Emigranten auf die Verhaftungen, ähnlich durchgeführt wie nach der „Rasenmähermethode“, sehr oft auf Verdacht oder auf Grund von Denunziationen, starken Einfluss genommen haben. Sie konnten Leute, die **möglicherweise** anders dachten und vielleicht sogar

anders als im kommunistischen Sinne argumentieren **könnten**, nicht gebrauchen. Der antifaschistisch-demokratische Aufbau, so die amtliche ostzonale Bezeichnung, sollte möglichst störungsarm in ihrem Sinne, besser gesagt **nur** in ihrem Sinne, erfolgen. Meine mit mir festgenommenen Kameraden und ich selbst auch, hätten sich bestimmt nicht dem Neuaufbau in den Weg gestellt. Im Gegenteil, wir hätten positiv mitgewirkt. Aber soviel Vertrauen konnten die Leute, welche jetzt das Sagen hatten, nicht aufbringen. Also wurden mögliche „Störenfriede“ oft als Nazis denunziert. Ein damaliger hoher kommunistischer Funktionär namens Ackermann, kaum aus der Sowjetunion zurückgekehrt, erkannte schon die Nazis an ihrem Gesicht. In einem Interview mit Dimitroff, Ulbricht und Sobottka im Juni 1945 sagte er u.a. „Es ist unstrittig, dass der Feind zwar zerschlagen, aber noch nicht vernichtet ist. Ich bin dessen sicher. Wenn du durch die Städte gehst, durch die Straßen, siehst du Leute und erkennst die Nazi-Physiognomien – das ist ein bestimmter Typ – so siehst du, dass die deutschen Städte übervoll von Nazis sind. Das wird durch die Migration der Leute gefördert, die Leute kennen sich ja nicht, und in jeder Stadt wohnen Tausende, die von allen Seiten zugezogen sind. **Und das ist ein sehr günstiger Nährboden für die Tätigkeit der Werwölfe**“.

Sollte jemals eine Chronik der Stadt über diese Zeit geschrieben werden, dann müssen die massenhaften Verhaftungen unschuldiger Männer, Frauen und Jugendlicher nicht nur erwähnt, sondern auch, und das vor allen Dingen, richtig und ehrlich dargestellt werden.

HINTER GITTERN

Nach Einbruch der Dunkelheit mussten wir ein kleines Transportfahrzeug besteigen und beim Verlassen unserer Stadt spielte Dieter Weber auf seiner Mundharmonika das Lied: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus“. Wir wurden nach Reichenbach ins Amtsgerichtsgefängnis gefahren. Dort erschien ein junger Mann im dunkelblauen Anzug und sagte zu uns in deutscher Sprache mit russischem Akzent: „Nun kommen sie.“ Er führte uns in eine Ein-Mann-Gefängniszelle und dort mussten wir zu zehnt die Nacht verbringen. Das war unsere Verhaftung. Die Stimmung unter uns in dieser Zelle war nicht etwa gedrückt. Wir erzählten Witze, lachten darüber, dann sangen wir bis die Tür geöffnet wurde und ein kräftiger pockennarbiger russischer Soldat uns aufforderte zu schlafen. „Schnell schlafen“, sagte er, und obwohl er ziemlich furchteinflößend wirkte, lachten wir; denn schnell schlafen, das kann

man nicht. Er meinte, wir sollten versuchen, schnell einzuschlafen. Woher sollte er den feinen Unterschied in der deutschen Sprache auch kennen. Von dieser Nacht sind mir besonders Harry Gebauer und Günther Schmalfuß in Erinnerung geblieben. Harry hatte eine ganze Büchse Blutwurst mitgebracht, die er nun zusammen mit Brot verputzte, und Günther schleifte freiwillig am Montag Früh den randvoll gefüllten stinkenden Kübel auf Anweisung des pockennarbigen russischen Soldaten hinaus.

Nach diesem kurzen Aufenthalt in Reichenbach wurden wir – wieder mit einem Kleintransporter – nach Plauen ins Gefängnis gebracht. Unterwegs, etwa in Höhe Ortausgang Netzschkau Richtung Lauschgrün, manipulierten wir einen Zettel nach draußen. Darauf hatten wir schnell ein paar Worte gekritzelt, die unsere Lage beschrieben. Es war aber mit Sicherheit ein nutzloses Unterfangen; denn von unserem Zettel haben wir nie wieder etwas gehört. In Plauen war unsere Unterkunft, so vermute ich, ein ehemaliger Büroraum. Später mussten wir in einen anderen ähnlichen Raum umziehen, weil immer mehr Gefangene dazukamen. Zwei Mal wurden wir zu leichten Arbeiten auf dem Hof herangezogen. Dort war es auch, wo mich ein Zivilist, ein Russe, ansprach und fragte, ob ich aus Netzschkau sei. Das war der Fall, und ich musste mitkommen. Wir gingen in eine Villa und nach kurzem Warten in einer Küche wurde ich zur Vernehmung geführt. Diese fand in einem gut ausgestatteten Raum statt, der sicher schon immer als Arbeitszimmer gedient hatte. Die Fragen wurden von einem Kapitän, also Hauptmann, in russischer Sprache gestellt, die dann der Zivilist in ein einigermaßen befriedigendes Deutsch übersetzte. Der Kapitän hatte ein Alter von etwa 45 Jahren, er wirkte auf mich etwas behäbig und hatte, wie man heutzutage sagt, die Ruhe drauf. Es gab weder Schreibmaschine noch Füllfederhalter, nur Federhalter und Tintenfass. Zwischen jeder Frage verging deshalb eine geraume Zeit die der Offizier brauchte, um handschriftlich Fragen und Antworten zu protokollieren. Zunächst ging es um meine Personalien, dann um die meiner Eltern bis hin zu ihrem Beruf. Später kam dann die Frage, ob ich in „Stegenwaldchausen“ gewesen sei, ob ich bei dem Appell „vor Fahne“ dabei gewesen war, ob ich ein Werwolf sei und welche Aufträge ich erhalten hätte. Die letzten beiden Fragen verneinte ich, und das war im Großen und Ganzen das erste Verhör. Der Zivilist führte mich wieder zurück in den Büroraum um mein Gepäck zu holen – meine Freunde waren noch im Hof beim Arbeiten – und dann in den Zellenbau, wo er mich dem wachhabenden Sergeanten übergab. Einige meiner Sachen wurden mir abgenommen, einiges konnte ich behalten. Dort bin ich, unter anderem, meine Kennkarte und die Bescheinigung über die in Stegenwaldhaus durchgeführte Musterung losgeworden. Dieses Dokument hatte ich in meiner Naivität extra mitgenommen,

um zu beweisen, dass ich „fast“ ein Soldat gewesen war und kein politischer Naziaktivist oder Werwolf. Der Sergeant hatte insofern viel Mühe mit mir, weil ich kein einziges Wort von dem verstand, was er sagte. Es blieb ihm nur noch übrig die Zeichensprache anzuwenden, die ja bekanntlich überall verstanden wird. Schließlich war er zufrieden und ich wurde von ihm in eine Zelle gebracht. Das ging alles für meine Begriffe sehr schnell, und da saß ich nun ganz allein in „meiner“ Gefängniszelle. Ich verhielt mich, ängstlich wie ich nun inzwischen geworden war, ganz ruhig. Draußen hörte ich es rumoren, es hörte sich an, als würde Essen ausgegeben. Ich machte mich aber nicht bemerkbar und die Essenausgeber glaubten sicherlich, dass die Zelle nicht belegt ist. So wie die Zeit verstrich, begriff ich nach und nach in welcher verzweifelten Situation ich mich befand. Bevor mich aber die Angst endgültig packte, wurde die Tür geöffnet und herein kam mein Freund Walter Dillner, der Junge aus meiner unmittelbaren Nachbarschaft. Nun war ich wenigstens nicht mehr allein. Es vergingen nur ein paar Minuten und der Schlüssel rasselte wieder im Türschloss. Wir mussten eine andere Zelle beziehen. „Nix gut Zelle“ meinte ein Uniformierter und deutete an, dass sich darin jemand erhängt hat. Im Verlaufe des Abends stießen noch Günther Schmalfuß, Dieter Weber und Lothar Baumann zu uns. Von den Russen wurden wir drei Tage lang in Ruhe gelassen. Brot und Essen waren knapp bemessen, aber man verhungerte nicht. Kohldampf hatten wir natürlich ständig. Unsere Gespräche drehten sich hauptsächlich um Musikkapellen, ums Tanzen, wo am nächsten und am übernächsten Sonntag Kirmes ist und, nicht zu vergessen, um das schöne Geschlecht. Natürlich kam auch die Beschreibung guter Speisen nicht zu kurz.

Der Erste, der Nachts zum Verhör geholt wurde, war ich. Auf der Seite der Fragenden hatte sich nichts geändert. Es ging wieder um Aufträge, die ich erhalten haben sollte, wie etwa Brücken sprengen, dass ich ein Werwolf sei und dass ich Namen von Jungs nennen sollte, die auch in Stegenwaldhaus waren. Also nannte ich Namen von Jungs, die schon in Haft waren. Natürlich war mir klar, dass der Kapitän die von mir genannten Namen schon kannte und ich beobachtete ihn gespannt, wie er reagieren würde. Aber er verzog keine Miene. Ich führte meine Einberufung nach Stegenwaldhaus an, der ich Folge zu leisten hatte. Dabei fiel auch die Bezeichnung „Sofortaktion.“ Des Hauptmanns Meinung nach war das der Deckname für Werwolf. Dann kam die Frage, ob ich Hauptmann Schneider kenne. Das verneinte ich wider besseres Wissen und sagte aber vorsichtshalber, dass ich nur einen Bannführer Schneider kennen würde. Daraufhin wurde der Hauptmann zum ersten Male so richtig lebendig und er sagte laut und voller Wut: “Scht, Bannführer, Banditführer!“ Irgendwie gefiel mir dieses

Wortspiel so, dass ich es bis heute nicht vergessen habe. Er war sehr hartnäckig und fragte immer wieder nach Aufträgen, die ich erhalten haben soll. Ich erzählte, dass ich desertiert sei und hatte Angst, die Frage nach den kriegsgefangenen Russen könnte kommen, die wir bei Stegenwaldhaus bewachen mussten. Aber diese Frage kam nicht. Keiner hatte von sich aus davon berichtet und da Stegenwaldhaus jenseits der Zonengrenze lag, kamen die Russen auch nicht an konkrete schriftliche Unterlagen heran. Das war unser Glück. Hätten sie das herausbekommen, es wäre uns schlecht gegangen, sehr schlecht. Unser menschliches Verhalten damals gegenüber den gefangenen Russen hätte uns da bestimmt nicht viel genutzt. Ich musste alle Seiten des handschriftlichen Vernehmungsprotokolls unterschreiben, hatte aber noch so viel Mut zu sagen, dass ich Russisch nicht lesen könne und ich nicht weiß, was ich hier unterschreibe. Der Kapitän ließ übersetzen, im Protokoll steht das, was ich ausgesagt habe. Ich war froh, als die Fragerei ein Ende hatte, denn mächtigen Bammel hatte ich schon, weil ich wusste, dass andere Gefangene bei Verhören geschlagen wurden, wenn die Antworten nicht so ausfielen, wie der Vernehmende sie sich wünschte. Wir zehn Mann, die am 30. September verhaftet worden waren, hatten mit „unserem“ Kapitän insofern Glück, dass er nicht schlug. Zumindest uns nicht schlug. Aber während der Vernehmung wusste ich ja noch nicht, dass nichts dergleichen passieren würde. Und so war die Angst vor Schlägen während des Verhørs immer in mir vorhanden. Von dem gleichen Kapitän machte damals das Gerücht die Runde, dass er gesagt haben soll: „Ich weiß, dass ihr unschuldig seid.“ Ich wurde wieder in die Zelle zu meinen Leidensgenossen zurückgeführt, und wir konnten uns in aller Ruhe über die gestellten Fragen und Antworten austauschen. Die Fragen des Kapitäns nach unserer Werwolfzugehörigkeit konnten wir sowieso alle ehrlichen Herzens mit Nein beantworten. Demzufolge auch seine Fragen nach Aufträgen, die wir bekommen hätten bzw. Aktionen, wie z.B. Brücken sprengen, die wir ausführen sollten. Die Verhöre meiner Kameraden ließen nicht lange auf sich warten. Schon in der nächsten Nacht ging es weiter. Alle meiner Freunde wurden nach dem gleichen Schema wie ich befragt. In dieser Zelle waren wir knapp zwei Wochen, dann wurden wir getrennt. Es ging auf Transport. Zunächst jedoch in eine Sammelzelle. Irgendwann und irgendwie bekamen wir auch unsere Sachen zurück. Nach einer schlimmen Nacht, dicht gedrängt mit noch anderen Gefangenen aller Altersklassen in einer viel zu kleinen Zelle, mussten wir, nach knapp zwei Wochen unfreiwilligen Aufenthaltes im Plauener Gefängnis, Omnibusse besteigen. Die Fahrt ging nun schon zum zweiten Male als Gefangener durch meinen Heimatort und endete in Zwickau. Natürlich, das

konnte ja gar nicht anders sein, im Gefängnis. Von uns zehn Jungs blieben in Plauen Walter Dillner und Lothar Baumann zurück.

Hinter den dicken Mauern des Zwickauer Gefängnisses angekommen, wurden wir in der Effektenkammer gefilzt. Nicht alle auf einmal, sondern schön der Reihe nach, und sehr gründlich. Das hatte zur Folge, dass sich die ganze Zeremonie lange hinzog. Wir Jungs aus Netzschkau waren wohl die letzten, die dran waren und ich hatte den Eindruck, dass der filzende Sergeant nicht die beste Laune hatte. Harry, der vor mir dran war, besaß noch eine kleine Tabakspfeife. Der Sergeant sie sehen, ergreifen und in zwei Teile zerbrechen, war Sekundensache. Auch mein Ring aus Aluminium wurde mir abgenommen. Es war derselbe Ring, den mir ein russischer Kriegsgefangener für ein Stück Brot angefertigt hatte, als wir in der Nähe von Stegenwaldhaus gefangene Russen bewachen mussten. Wir hatten schnell begriffen, mit dem Effekten-Sergeanten ist nicht gut Kirschenessen. Eine Szene hatten wir noch brandneu vor unseren Augen, die sich kurze Zeit vorher abgespielt hatte. Klaus Rose aus Elsterberg, ein paar Jahre älter als wir, gehbehindert auf Grund einer überstandenen Kinderlähmung, Verhaftungsgrund HJ-Führer, war nicht schnell genug bei dem Sergeanten zur Stelle. Diese Verzögerung brachte den Russen so in Rage, dass er Klaus Rose packte und in die Effektenkammer über ein Fahrradständer-Gestell (oder so etwas Ähnliches) schleuderte. Die Gehhilfen von Klaus flogen durch die Luft. Klaus konnte sich kaum wieder aufrappeln. Immerhin gestattete der Russe, dass wir Klaus halfen wieder hoch zu kommen. Vielleicht war seine Wut schon wieder verraucht. Aber trotzdem: Der Sergeant hatte bestimmt gesehen, dass er einen Behinderten vor sich hatte und war trotzdem so brutal. Die Gehilfin des Sergeanten war eine außerordentlich schöne und nette junge Frau. Sie bekam auch sofort einen Namen von uns: „Effektenfee.“

Das Innere des Zwickauer Gefängnisses versetzte mir gleich einen Schock. Als wir, Harry Gebauer, Dieter Rauschenbach, Werner Jahn und ich als Letzte vom gesamten Transport in der Effektenkammer das „Filzen“ überstanden hatten und zu einer Zelle geführt wurden, sah ich zwischen den Stockwerken eine Art Gitternetze aus starkem Draht gespannt. Diese Netze waren sicher, unter anderem, dazu angebracht worden, damit sich Gefangene, in ihrer Verzweiflung, nicht von oben in die Tiefe zu Tode stürzen konnten. Was wird sich wohl in solchen Gemäuern, wo wir uns jetzt befinden, alles schon an Elend und Verzweiflung abgespielt haben? So etwa waren damals meine Gedanken. Wir vier kamen dann zusammen in eine Zelle. Diese war verglichen mit dem, was wir bisher an „Wohnraum“ zur Verfügung hatten, ausgesprochener Luxus. Es war von ihrer ursprünglichen Bestimmung her eine Drei-

Mann-Zelle. Hier gab es wirklich ein Klosett mit Wasserspülung, es war sogar vom Zellenraum – wenn auch nur andeutungsweise – etwas abgeschirmt. Wir hatten uns kaum mit unserer Zelle bekannt gemacht als die Tür geöffnet wurde und „unsere Effektenfee“ mit einigen Stücken Brot und mit einem bezauberndem Lächeln im Türrahmen stand. Natürlich ließen wir uns nicht lange bitten diese Extraration anzunehmen. Sofort stand für uns fest, hier in Zwickau ist es besser als in Plauen. Leider sollte sich diese optimistische Feststellung nicht bestätigen.

Ich war fest überzeugt, dass wir hier in Zwickau noch einmal vernommen und dann entlassen würden. Wir hatten doch nichts verbochen. Aber es tat sich nichts dergleichen. Nach zwei oder drei Tagen überfiel mich erstmals richtiger schmerzhafter Kummer. Es war an einem Nachmittag, meine Freunde schliefen auf ihren Pritschen und ich dachte an meine hilflose Situation. Was ist denn nur los, was soll denn nun werden. Auch an zu Hause dachte ich. Was wird wohl im Kopf meines Vaters herumgehen. Er hatte doch immer gehofft, dass Stalin und seine Armeen Freiheit bringen und nun ist das Liebste was er hatte, nämlich sein 16-jähriger Sohn, in Unfreiheit. Und da kollerten mir die Tränen über mein Gesicht, ich wusste nicht, was mit mir los ist. Die Verzweiflung hatte mich total gepackt. Meine Leidensgenossen merkten von alledem nichts. Als sie erwachten, hatte ich mich wieder in der Gewalt. Gleich darauf bekamen wir Zuwachs in unserer Zelle. Ein Jugendlicher aus dem Erzgebirge, ein älterer Mann und ein ehemaliger Angehöriger der Waffen-SS wurden bei uns einquartiert. Es wurde also wieder eng. Wir Sieben waren aber nicht die einzigen Bewohner in dieser Zelle. Wir mussten nämlich feststellen, dass es Läuse waren, die den Juckreiz bei uns verursachten. Gehört hatten wir schon von diesem Ungeziefer, aber von uns Jungs hatte bisher noch keiner solche kleinen Plagegeister gehabt. Wir versuchten, die Läuse zu vernichten, indem wir sie zwischen zwei Fingernägeln zerquetschten. „Läuse knacken“ wird diese Tätigkeit genannt. Zu ungewohnter Zeit ging eines Tages die Tür auf und ein ziviler Russe, wahrscheinlich auch ein Gefangener, sagte: „Ein Kamerad komm.“ Der Junge aus dem Erzgebirge, er stand der Tür am nächsten, ging mit. Wir beneideten ihn schon weil wir glaubten, er hätte großes Glück und würde in der Küche zum Arbeiten eingesetzt: Denn wer Hunger hat, und den hatten wir, der denkt ständig nur ans Essen. Von der Verpflegung in diesem Gefängnis konnte man keinesfalls satt werden. Aber es war nichts mit Küche und dort arbeiten. Ihm war der Kopf kahl geschoren worden, und das Gleiche blühte auch uns. In kürzester Zeit hatten wir alle eine Glatze. Das hatten wir unseren Läusen zu verdanken, denn wie es sich später herausstellte, verfügten die Insassen der anderen Zellen noch über ihre komplette Haarpracht. Ein Hammer

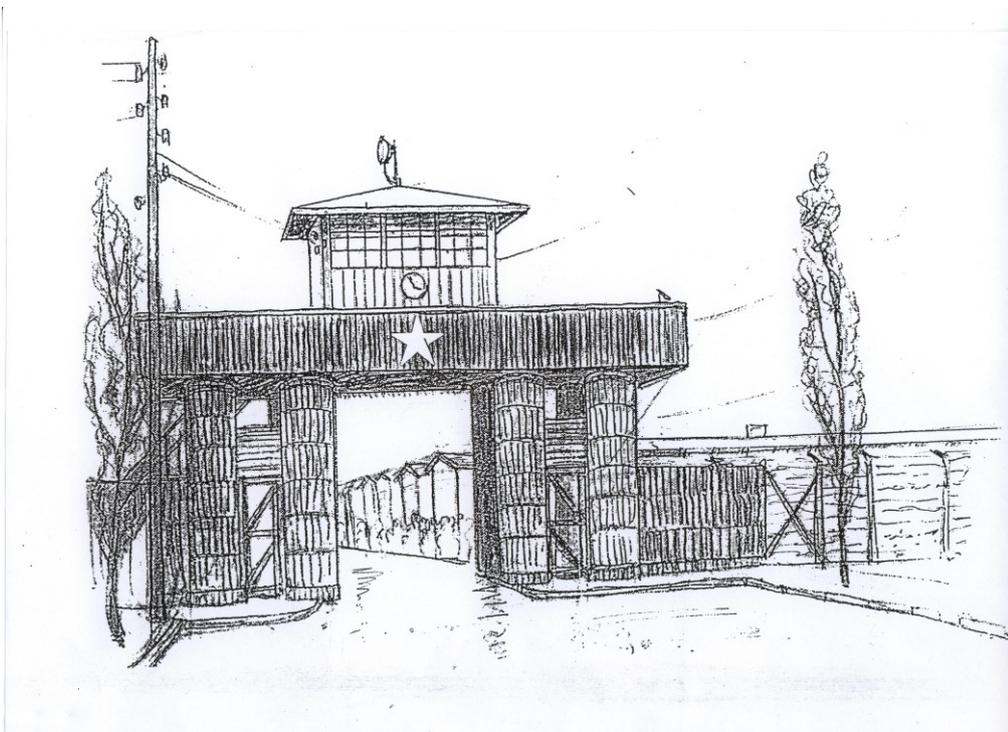
war das schon für uns. In Zwickau waren wir ungefähr eine Woche. An einem Nachmittag wurden wir aufgerufen, bekamen in der Effektenkammer unsere Sachen zurück, traten auf dem Hof an und bestiegen Omnibusse. Es werden wohl zwei oder drei Fahrzeuge gewesen sein. Es war schon dunkel, als die Fahrt begann. Das Ziel kannten wir nicht, aber nach einigen Stunden Fahrt hörten wir Schiffssirenen, und wir vermuteten, dass wir in der Nähe der Elbe seien. Es dauerte nicht mehr lange, und wir sahen schon von weitem viele Lichter leuchten. Es war ein Lagerzaun, auf dem in kurzen Abständen Glühbirnen angebracht waren. Wir waren an unserem neuen „Zuhause“ angelangt. Also raus aus den Bussen und warten, denn das Lager nahm uns um diese Zeit nicht mehr auf. Es war in der Nacht zum 24. Oktober 1945, als wir in einer Ruine ohne Dach bei regnerisch kaltem Wetter auf Einlass warten mussten. Einige russische Posten ließen diese für sie günstige Gelegenheit nicht ungenutzt verstreichen. Besonders scharf waren sie auf Koffer. Also hieß es: Decke ausbreiten, Inhalt des Koffers darauf ausschütten – und schon war der Koffer weg. Ich besaß auch einen Koffer, hatte aber Glück. Überhaupt gewann ich den Eindruck, dass sie fast nur ältere Gefangene heimsuchten. Glück und Pech lagen wieder einmal, wie so oft im Leben, hautnah nebeneinander. Frierend und hungrig erwarteten wir das Morgengrauen. Endlich wurde es hell. Wir mussten antreten. Unser Zwickauer Zellenkamerad von der Waffen-SS wurde als einziger ausgesondert. Er musste wieder in einen der Busse steigen, die uns hierher gebracht hatten. Also musste man annehmen, dass russische Offiziere in der Nacht unsere Akten durchgesehen und entschieden hatten, wer im Speziallager aufgenommen wird und wer nicht.

2.2 Mühlberg

Hinter Stacheldraht



Das Tor zum Kriegsgefangenenlager IV Mühlberg



Das Tor zum Speziallager Nr. 1 Mühlberg

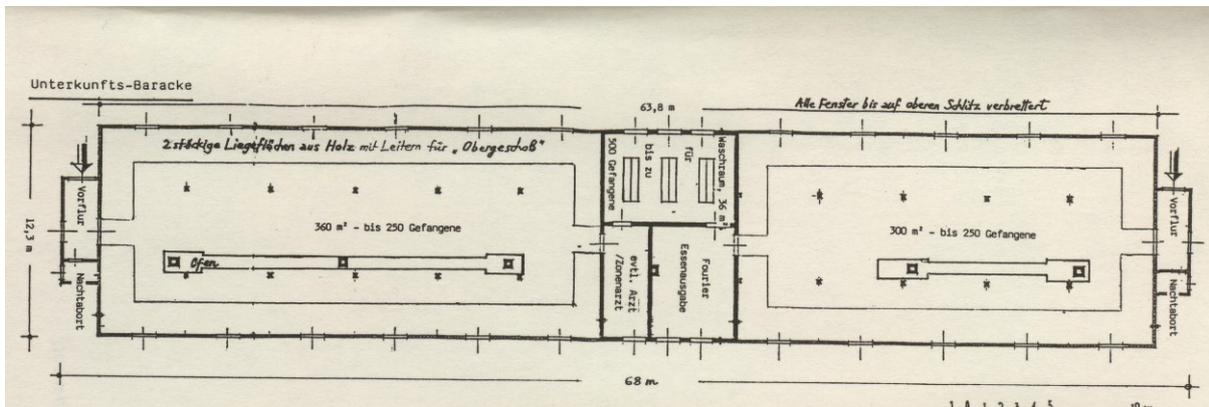
Das Lager

Zu Fünft in jedem Glied (pro Piat), mit jeweils fünf Meter Abstand von Glied zu Glied, gewissenhaft gezählt, marschierten wir durch das Lagertor.

Kaum im Lager angelangt, kümmerten sich die Russen nicht mehr um uns, sie waren einfach nicht mehr da. Dafür wurden wir von deutschen Gefangenen mit weißen Armbinden empfangen und in eine leere Baracke geführt. Dort wurde uns von so einem Armbindenträger etwas erzählt von der Lagerordnung. Harry erkannte den Mann sofort, er sagte: „Das ist ein ehemaliger HJ-Führer“. Harry hatte Recht, der Mann hieß Albert oder Heinz Eisert. Dann wurden wir gefilzt (durchsucht). Zum Beispiel: Wer zwei Decken hatte, musste eine abgeben. Auch Bettwäsche durften wir nicht behalten. Ich habe es damals so gedreht: Ein Laken gab ich ab, das zweite, das ich hatte, ließ ich vor den Kettenhunden des „Kameraden“ Eisert verschwinden. Angeblich sollte die Bettwäsche für das Lazarett sein. In Wirklichkeit geriet das meiste davon in die Betten der Lagerprominenz. Um zur Lagerprominenz einiges von vornherein klarzustellen: Wie überall, so gab es auch unter den Armbindenträgern gute Kameraden aber leider auch Schufte, und gerade diese hatten in Mühlberg am meisten zu sagen. Von uns ehemals gleichzeitig Verhafteten waren acht in Mühlberg gelandet. Außer Kurt Schmalfuß kamen wir anderen in die Baracke 7, 9. Kompanie.

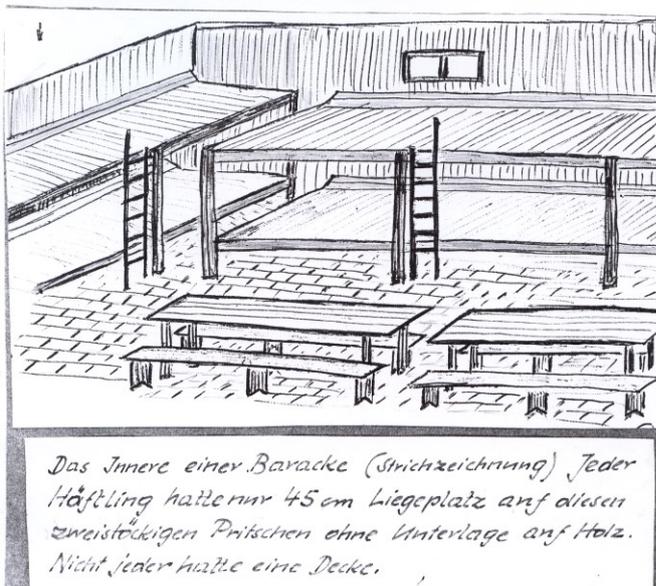
Der Name unseres damaligen Kompanieführers ist mir entfallen. Ich schätzte ihn auf 33 Jahre und glaubte, dass er vorher beim Militär Offizier gewesen sei. Die Holzbaracken in Mühlberg waren von der Größe und dem Innenausbau her so gestaltet, dass bis zu 250 Mann darin Platz finden mussten. Allerdings unter der Voraussetzung, dass sie sich während der „Betruhe“ wie Ölsardinen in der Büchse verhielten. Ich will nicht übertreiben, aber mehr als fünfzig Zentimeter Platz zum Schlafen hatten wir nicht. Eher weniger. Also: Die Baracken waren gestopft voll. Jeweils zwei dieser Baracken stießen mit einer Giebelseite an ein gemauertes Zwischenelement, in dem sich ein Waschraum und drei weitere kleine Räume befanden. Diese wurden von den Fourieren der beiden Kompanien genutzt. Die Schlafstätten sahen aus wie ein riesenlanges Regal mit zwei Ebenen. Nur vorn an der Eingangstür und hinten, wo sich die Tür zum Waschraum befand, war die Regalreihe unterbrochen. Strohsäcke oder Matratzen gab es nicht. Wir schliefen auf blankem Holz. Es gab grobe Tische und Bänke und auch einen Einmann-Abort für die Nacht. Vergessen will ich auch nicht, dass es in der Baracke einen Ofen gab, Heizmaterial musste organisiert werden. Das Lager Mühlberg war

während des zweiten Weltkrieges Kriegsgefangenenlager und nun das Speziallager Nr. 1 des NKWD der UdSSR.



Grundriss einer von drei Dutzend im Jahre 1940 erstellten Baracken zur Unterbringung von jeweils 250 Kriegsgefangenen. Die Belegungszahlen schwankten jedoch beträchtlich. Später kamen kleinere Wohnbaracken hinzu. Zur Zeit des Kriegsgefangenenlagers trug diese Baracke die Nummer 14. In der Zeit des Speziallagers die Nummer 41. Von 1945 bis 1948 wurden im Speziallager des NKWD bis zu 500 und mehr Gefangene in solchen Unterkunftsbaracken zusammengepfercht. Dadurch ergab sich je Gefangenen ein Liegeabstand von weniger als 50 cm. Alle Fenster waren bis auf schmale Schlitz verbrettert. Geheizt wurde kaum. Zwischendecken gab es nicht überall.

Der Fußboden bestand aus Ziegelpflaster.



Gleich an diesem ersten Tag im Lager, also am 24. Oktober 1945 forschten wir nach, ob und wo andere Netzschkauer im Lager sind. Das war der Fall. Gleich in der Baracke 7a fanden wir Willy Söllner, zu Hause Obermeister in

der Nema (Netzschkauer Maschinenfabrik Franz Stark und Söhne), nicht weit entfernt von uns wohnend und genau wie mein Vater ein Kaninchenzüchter. Ich kannte ihn also gut und er mich auch. Gleich neben ihm auf der Pritsche lagerte Rudolf Flache. Er war in der Nema Betriebsleiter gewesen und wohnte auch in unserer Siedlung. In einer Baracke weiter Richtung Küche fanden wir Schlossermeister Kurt Müller. Auch ihn kannte ich gut. Er war im Volkssturm Kompanieführer gewesen und damit der unmittelbare Vorgesetzte meines Vaters. Seine Schlosserei und auch seine Wohnung befand sich auf der gleichen Straße wie die Firma, bei der ich als Lehrling arbeitete. Kurt Müller fluchte und schimpfte gleich nach der Begrüßung fürchterlich. Er hatte Durchfall und war gerade dabei, im Ofen ein Stück Holz in Holzkohle zu verwandeln. Seit diesem Tag weiß ich nun, dass gegen Durchfall Holzkohle helfen kann. Dort trafen wir auch Kurt Ficker (jetzt Fricke) aus Mylau, Ing. Walter Ludwig (Nema) und den Berufsschullehrer Barth. Herr Barth wohnte bis zu seiner Verhaftung ganz in meiner Nähe und er war immer ein sehr leiser, ruhiger Typ. Ob er überlebt hat, weiß ich nicht. Auch Herrn Schwabe traf ich. Er gehörte zu einer Familie überzeugter Nationalsozialisten, hatte in Netzschkau einen kleinen Konfektionsbetrieb und neben weiteren Kindern auch eine hübsche Tochter namens Brigitte, so alt wie ich. Wir erfuhren auch, dass sich Friedel Schädlich ebenfalls im Lager befindet. Mit ihrer Tochter Traudl hatte ich im April 1943 bei der Firma Kessler meine Kaufmannslehre begonnen. Deshalb kannte ich auch ihre Mutter sehr gut. Diese Frau hatte während des Krieges eine zeitlang polnische Zwangsarbeiterinnen in der Firma „Juteweberei“ betreut. Sie war eine freundliche, lebhafte und kontaktfreudige Frau und genoss bei den Polinnen hohes Ansehen. Das beweisen auch die Geschenke, die sie nach dem Einmarsch der Amerikaner von den Polinnen erhielt. Das weiß ich deshalb so genau, weil ich als „Kollege“ ihrer Tochter ab und zu etwas davon abbekommen habe. Nun war sie trotz ihres guten Verhältnisses zu den Polinnen verhaftet worden. Friedel arbeitete bei den Köchen. Sie hielt deren Unterkünfte sauber und ich glaube, sie kochte auch hin und wieder etwas besonderes, sicherlich etwas „Vogtländisches“, für die Köche. Kurz gesagt: Friedel hatte einen der begehrtesten Posten des ganzen Lagers inne.

Indem wir Kameraden aus der Heimat suchten und auch fanden, wurde uns nach und nach die ganze Trostlosigkeit des Lagers gewahr. Allein die Lagerstrasse mit ihren Baracken auf beiden Seiten drückte uns einen Stempel der Hoffnungslosigkeit auf.



Foto Kriegsgefangenenlager (Lagerstraße)

Aber auch wir wurden gesucht. Wir hatten uns in unserem neuen Domizil kaum eingerichtet, da tauchte Günter Hoffmann aus Mylau auf, ein Junge so alt wie wir. Auch er erzählte uns, dass er eben erst einen schweren Durchfall überstanden hat und man sah es ihm auch an. Er sah blass und abgezehrt aus. Damals fiel uns noch auf, wenn jemand schlecht und wie krank aussah. Nicht viel später hatten wir uns daran gewöhnt.

An diesem ersten Tage gab der Kompanieführer unserem Gruppenführer die Anweisung, für uns Neuankömmlinge Essgeschirre zu besorgen. Wir hatten ja nichts dergleichen. Ich als Naivling bildete mir nun ein, jetzt bekommen wir so ein Kochgeschirr wie die Soldaten der Wehrmacht oder wie sie in der Hitlerjugend üblich waren. Erhalten haben wir angerostete Schwarzblechbüchsen in denen irgendwann einmal Konserven oder vielleicht auch Chemikalien zur Läusebekämpfung waren. Zunächst konnte ich mir überhaupt nicht vorstellen, dass ein Mensch daraus essen kann. In den nächsten Tagen merkten wir Neuen sehr schnell, mit den angerosteten Blechbüchsen wurden wir noch gut bedient. Viele Gefangene aßen aus Ofenkacheln und auch aus Blumentöpfen, bei denen sie das Loch im

Topfboden irgendwie zugestopft hatten. Es wurde berichtet, dass zum Essenempfang sogar Unterschieber Verwendung fanden. Wer eine Büchse aus Weißblech besaß die früher einmal Cornedbeef aus Amerika zum Inhalt hatte und im Lagergelände ausgebuddelt worden war, wurde beneidet. Übrigens, im Verlaufe meines weiteren Lagerlebens kam ich dann auch, ich weiß nicht mehr wie, zu einem richtigen Kochgeschirr.

Ebenfalls am ersten Tag – ich werde das nie vergessen – wurden wir nachmittags aufgefordert, vor die Baracke zu gehen, um einem toten Kameraden unserer Kompanie die letzte Ehre zu erweisen. Es dauerte auch nicht lange und die Leiche wurde vorbei getragen. Sie war zwar zugedeckt, aber die Füße, angezogen mit gestopften Strümpfen, ragten unter der Decke hervor. Mir lief es eiskalt den Rücken hinunter als ich das sah. Ich erinnerte mich an meinen Großvater, als er – zweiundneunzigjährig – bei uns zu Hause tot in seinem Bett lag. Damals hatte ich auch so ein banges Gefühl und trat nur sehr zögernd an ihn heran.

Die Kompanie war in Züge und Gruppen eingeteilt. Unser Zugführer hieß Herbert Martin, unser Spieß Hans Straßburger, beide waren feine Kerle. In der Kompanie waren bereits Jugendliche. Sie stammten aus Bärenstein im Westerzgebirge, aus Rechenberg-Bienenmühle im Osterzgebirge und aus dem Raum Chemnitz. Die Jungs waren etwa drei Wochen vor uns aus dem Speziallager Bautzen nach Mühlberg gekommen. Wir vertrugen uns gut. Bei den „Alten“ gab es schon eher mal Krach. Wie in allen Unterkünften des Lagers, gab es jede Menge Wanzen; mit Flöhen war es bei uns nicht so schlimm. Vielleicht habe ich das aber auch nur vergessen, weil ich mit Flöhen kaum Probleme hatte. Die Wanzen ärgerten mich schon etwas. Es gab aber Kameraden, auf die sie es viel mehr abgesehen hatten.

Am nächsten Tag ging es zur Entlausung und unter die Dusche. Die aus Zwickau mitgebrachten Läuse hatten wir nun endlich los.

Ende Oktober gab es im Lager schon einen Männerchor. Das war eine Überraschung als wir hörten, dass dieser Chor bei uns in der Baracke am Sonntag auftreten wird. Es war der erste Sonntag nach unserer Ankunft in Mühlberg. Die Bänke wurden entsprechend aufgestellt, und ich war voller Erwartung. Ich weiß nicht, ob ich vorher schon einmal einen Männerchor hatte singen hören. Die Vorstellung fand am Vormittag statt, es war ein herrlicher Gesang. Die Sänger legten ihre ganze Seele in ihre Lieder und als sie dann sangen: „Wie’s daheim war, wo die Wiege stand...“, oder „Sonntag ist’s in allen Wipfeln heiliger Sonntag weit und breit“, da war es bei mir wieder so weit: Ich musste weinen, dieser schöne Gesang inmitten eines solchen Elends! Es war eine unvergessene Stunde. Ich weiß nicht, ob jemand es sah als ich weinte, gesagt hat keiner etwas. Vermutlich hatten alle mit Tränen zu kämpfen.

Die ersten Tage und Wochen im Lager Mühlberg waren die schlimmsten, schwierigsten und geradezu niederschmetternd. Verglichen zu meinem Optimismus den ich hatte, oder den ich mir in den ersten Wochen nach meiner Festnahme vielleicht auch nur vorgegaukelt habe, war das was ich hier in mich aufnehmen musste, ein regelrechter Absturz. Ein Absturz in die Rechtlosigkeit und in Richtung Hoffnungslosigkeit. Noch weigerte sich der Verstand, meine Lage in ihrer ganzen Brutalität so wahrzunehmen wie sie war. Aber intuitiv gab es schon Anzeichen dafür. Vielleicht waren meine Tränen in der Gefängniszelle in Zwickau, obwohl ich dort noch große Hoffnung hegte entlassen zu werden, und erst recht meine Tränen während des Chorgesanges vor ein paar Tagen, Ausdruck einer Ahnung meiner Lage. In Reichenbach, Plauen und wie bereits erwähnt in Zwickau glaubte ich an eine weitere, abschließende Vernehmung und Entlassung. Nun in Mühlberg trafen wir Jugendliche, die aus dem Lager Bautzen vor uns hier angekommen waren. Diesen Jungs hatten die Russen ebenfalls Werwolf-tätigkeit vorgeworfen und schon Wochen vor uns festgenommen. Obwohl es zwischen uns aus dem Vogtland und den „alteingesessenen Jungs“ aus Bärenstein, Rechenberg-Bienenmühle und Chemnitz keine Probleme gab, musste sich erst noch das kameradschaftliche Verschmelzen entwickeln. Von meiner Hoffnung waren jetzt in Mühlberg nur noch einige kleine Schimmer übrig geblieben.

Schon früh, es war noch halb dunkel, mussten wir die Baracke verlassen und die Lagerstraße fegen. Das Laub fiel von den Pappeln, es war windig und auch schon kalt geworden. Uns warm arbeiten, warum denn und für wen denn, wollten und konnten wir nicht. Also verdrückten wir uns ab und zu frierend, hungernd, trost- und mutlos, aber auch wachsam, in leere Baracken (kurze Zeit später gab es keine leeren Baracken mehr) oder an windgeschützte Ecken. Ab und zu kam zaghaft Hoffnung auf, wenn wieder eine neue „Parole“ die Runde machte. Weihnachten sind wir zu Hause, das war auch so ein Gerücht an das mehr oder weniger geglaubt wurde, genau bis zum 24. Dezember. Als sich diese „Latrineparole“ als falsch erwies, kam schon die nächste, dann die übernächste, natürlich auch die überübernächste, usw. Das Wetter im Oktober, Anfang November war auch nicht dazu angetan, um unsere Stimmung zu heben.

Voller Sehnsucht schauten wir immer wieder in nördliche Richtung. Dort befindet sich jenseits des Lagerzaunes, in dessen unmittelbarer Nähe eine Erhebung. Der Sehnsuchts Hügel.



Der „Sehnsuchtshügel“, ein Stück Freiheit.

Vom Lager aus ist diese Erhöhung, unweit der nördlichen Lagerbegrenzung gelegen, trotz Bretter-, elektrischen, mehrfachen Stacheldrahtzaun und „Toter Zone“, gut zu sehen. Nicht zu sehen waren (und sind) die Massengräber. Sie befinden sich in unmittelbarer Nähe des „Sehnsuchtshügels“. (Bei der Erhebung handelt es sich um die im 19. Jahrhundert für militärische Zwecke aufgeworfene „Alte Schanze“, dem Kugelfang.)

Rudolf Flache, früher Betriebsleiter in der „NEMA“, musste ins Lazarett. Er kam in die Seuchenbaracke wegen seines Durchfalls. Das war eine Krankheit, an der im Lager viele starben, weil der Durchfall in den meisten Fällen eine handfeste Ruhr war. Günther und ich besuchten ihn, obwohl das verboten war. Abgemagert lag Herr Flache in seinem Bett. Unser Besuch war ihm eine moralische Stütze und da sich sein Zustand in jüngster Zeit nicht weiter verschlechtert hatte, keimte auch wieder Hoffnung auf. (Herr Flache hat Mühlberg überstanden).

Es gab Schwindler, die bestimmte Fähigkeiten vortäuschten. Diese Scharlatane, witterten Morgenluft und nahmen ihre „Arbeit“ auf. Mit einem Pendel, das sie über etwas Brot und einem Stein hin und her schweben ließen, wurde alles Mögliche, hauptsächlich Tod, Leben, Entlassung und anderes prophezeit. Natürlich ist so ein „Magnetfluss aus ihrem Körper“ sehr anstrengend und so wurde von manchen von ihnen als Lohn auch etwas essbares angenommen. Mir hat einmal ein Kamerad, ein ehemaliger Seemann, aus der Hand gelesen. Gemerkt von seinem „wissenschaftlichen“ Ergebnis habe ich mir nur, dass ich zwei Kinder

zeugen werde. Das hat sich übrigens als falsch erwiesen, vielleicht deswegen, weil ich ihm nichts gegeben habe.

Damals, 1945, waren im Lager viele Baracken noch nicht belegt, aber trotzdem wurden weitere aufgestellt. Vom Vorlager mussten Barackenteile herangeschleppt werden. Die Kameraden, die das tun mussten, waren nicht zu beneiden. Die Teile waren sehr schwer und wie viele Leute je ein solches Teil schleppen mussten, bestimmten nicht die Träger sondern andere. Wir hatten die Aufgabe, die Lagerstraße sauber zu halten. Das war eine leichte Arbeit und wir sahen uns vor, nicht zum Barackenschleppen herangezogen zu werden. Eine ähnlich schwere Arbeit war das Holzkommando. Ein Wäldchen – in der Nähe des Lagers gelegen – wurde nach und nach abgeholzt. Küche und Bäckerei brauchten Heizmaterial. Mein Freund Günther war einmal dabei. Er schilderte mir diese Arbeit in allen Einzelheiten. Darum weiß ich, dass es schlimm gewesen sein muss.

Zwischendurch ein kleiner Stimmungsbericht

Wieder so ein verdammter Tag in diesem Scheißlager. Wir „frühstücken“, draußen ist es noch dunkel. Dazu ist es jetzt im November 1945 schon empfindlich kalt, richtig ungemütlich. Auch nachts in der Baracke wird gefroren. Die einzige Heizung in der scheunenartigen Unterkunft sind wir selbst. Unsere Körperwärme. Deshalb praktizieren wir drei Kleinen, also Günther, Wolfgang und ich eine Methode, um es nachts etwas wärmer zu haben. Wir wickeln uns zusammen in alles das ein, was wir haben an Decken, Mänteln und Bettlaken und schlafen so eng aneinander gerückt, dass sich einer allein im Schlaf nicht drehen kann. Das geschieht sozusagen auf Kommando. Jeden Abend wird gewechselt; denn in der Mitte zu liegen ist am begehrtesten. Dort ist es am wärmsten.

Jetzt aber sitzen wir am Tisch und löffeln aus unseren rostigen Blechbüchsen Rote-Rüben-Suppe. Wie in nahezu jeder Mühlberger Suppe sind auch diesmal kaum feste Bestandteile zu finden. Aber die Suppe ist warm und ein Stückchen Brot, etwa ein Drittel der Tagesration, gibt es auch dazu. Die spärliche Beleuchtung in der Baracke gestattet es uns nicht zu erkennen, wie die Suppe aussieht. Manchmal, vor allem wenn es wässrige Mehlsuppe gibt, ist das sogar von Vorteil. Es wird dann oft von Mehlwürmern gesprochen. Ich versuche bei solchen Gesprächen meine Ohren auf Durchgang zu schalten.

Was der Tag bringen wird, weiß ich schon im Voraus. Hunger den ganzen Tag über. Gleich werden wir die Baracke verlassen müssen und zur „Arbeit“ gehen. Sich zu drücken könnte nach hinten losgehen. Boris der Schläger sucht seine Arbeitskräfte zuerst in den Baracken

zusammen. Also verlassen wir lieber die Unterkunft und versuchen im Freien dem nasskalten Wetter zu trotzen. Was wir tun sollen, ist das gleiche wie an den Tagen zuvor. Zwischen den zwei Großküchen und dem Lazarettbereich sind die meisten Baracken noch nicht belegt. (Fast hätte ich irreführend geschrieben, dass die Baracken dort noch nicht „bewohnt“ sind). An der Längsseite einer solchen Baracke sollen wir Unkraut jäten und den Boden planieren. Das ist alles so sinnlos. Das, was wir heute ebnen, wird am nächsten Tag wieder zerstört. Aber bewegen müssen wir uns. Schon allein, um nicht zu frieren. Also machen wir gerade soviel, um unseren körperlichen Wärmehaushalt intakt zu halten, ohne allzu viele Kalorien dafür zu opfern. Und aufpassen müssen wir auch. Es könnte ja schnell Boris auftauchen, oder ein anderer mit einer Binde am Arm. Dann ackern wir so emsig, dass man glauben könnte, wir machen die wichtigste Arbeit der Welt. Ansonsten drehen sich die Gespräche ums Essen. Die Erzgebirgler werden nicht müde ihre „Buttermilchgötzen“ zu loben und manchmal entwickelt sich sogar eine gutmütige Meinungsverschiedenheit darüber, was nun besser schmeckt: Die „Buttermilchgötzen“ oder unsere vogtländischen „Bambes“. Die Zeit bis Mittag vergeht quälend langsam. So nach und nach verlassen unsere Gespräche den Erfahrungsschatz von Chefköchen und wenden sich dem bevorstehenden Mittagmahl zu. Heute ist ein Festtag. Auf großen Holztafeln an der Küche sind „Dicke Graupen“ avisiert. Außerdem gibt es heute die fällige Zuckerration. Die Stimmung unter uns steigt an und ich übertreibe nicht, die Vorfreude ist so ähnlich wie zu Hause vor der Weihnachtsbescherung. (Sogar Freude und Glück gehorchen der Relativitätstheorie.)

Nachmittags, bei gleicher trister Arbeit, schwärmen wir noch eine Weile von den dicken Graupen und machen so zeitig wie möglich Feierabend. Dann streben wir unserer düsteren Baracke zu, die, wie alle anderen Baracken auch, nur Qual, Hoffnungslosigkeit, Elend und Unmenschlichkeit, schon allein durch ihr Aussehen, signalisiert.

Unsere Kompanieführung war bemüht, die Atmosphäre des Zusammenlebens in einem für zirka 240 Menschen viel zu engen Raum, auf ein erträgliches Maß zu bringen, bzw. zu halten. Das war nicht einfach. Jeder hatte seine eigenen Sorgen, die Altersunterschiede waren beträchtlich. Wir hatten unter uns Kameraden mit einfachster Bildung, aber auch Akademiker, die verschiedensten Berufe waren vertreten, und der Gesundheitszustand physisch und psychisch war schlecht. Einheitlich jedoch war der ständige, uns alle plagende Hunger.

Deshalb wurde versucht, Abwechslung in die Öde zu bringen. Einmal hörten wir einen Vortrag. Ein Trichinenschauer erzählte von seiner Arbeit. Er kannte sich gut aus. Vor allem wusste er Rezepte, was aus Schweinefleisch alles hergestellt werden kann. In Erinnerung ist

mir seine präzise Schilderung über die Herstellung von „Schinken in Brotteig“ geblieben. Obwohl es geradezu falsch ist, in einer Lage, wo alle hungern, vom Essen, und dazu noch von solchen leckeren Delikatessen zu sprechen, kamen wir immer wieder in unseren Gesprächen auf gutes Essen zurück.

Für einen Schlag (Portion) Suppe kamen auch Kameraden aus anderen Kompanien und unterhielten uns. Es waren meistens Leute, die in ihrem Beruf als Experten galten und es sicherlich auch waren. Ich erinnere mich noch an einen Regisseur vom Film. (Sein Name war so ähnlich wie Jakubowski). Er erzählte uns in spannender Weise Filme. Darunter auch solche, die nicht fertig gestellt werden konnten. Neu an seiner Art zu erzählen waren für mich, die Begriffe aufblenden und abblenden. Er benutzte sie immer dann, wenn eine Szene begann oder zu Ende ging.

Natürlich versuchten wir auch selbst etwas „Kultura“ zu machen. Unter 240 Mann gibt es immer einige, die schön singen und schön erzählen können, oder vielleicht sogar kleine Zauberkunststückchen beherrschen. Einmal trat auch ich als „Gesangssolist“ auf. „Im Leben geht alles vorüber, im Leben geht alles vorbei.....“ sang ich, so gut wie es mir möglich war. (Immerhin wurde ich nicht ausgepiffen). Das Bemühen, einigermaßen gut zusammen zu leben, war vorhanden. Und trotzdem, Streit ganz und gar zu vermeiden, ist nicht gelungen. Solche unschönen Auseinandersetzungen hielten sich aber in unserer Kompanie in Grenzen.

Es ist sehr schade, dass die vorhandene Zeit in Mühlberg nicht genutzt wurde, um uns Jugendlichen mehr Bildung beizubringen, uns mit den Grundsätzen der Demokratie, mit der klassischen deutschen Philosophie bekannt zu machen. Das wäre wirklich etwas gewesen, im Sinne einer „Umschulung“. Es wurden aber keine Lehrgänge organisiert. Lehrer und Experten dafür gab es im Lager genug. Viele, vielleicht sogar die meisten Jugendlichen hätten mitgemacht. ABER: Da waren die Russen sicherlich dagegen, unsere deutsche Lagerführung war dafür zu primitiv und außerdem war der Besitz von Bleistiften oder anderem Schreibgerät, bei Strafe verboten. Papier gab es auch nicht. Also blieb nur das individuelle Gespräch zwischen einem gebildeten Erwachsenen und einem Jugendlichen.



Abendlicher Stumpfsinn in der Baracke. (Bild von Walter Reiche)

Hunger.

Um die Küche 1 herum strichen, wie zwei hungrige Wölfe, Harry Gebauer und ich. Vor allem die hintere Längsfront des Gebäudes hatte es uns angetan und hier wiederum ein bestimmtes Fenster. Friedel Schädlich hatte uns, wenn alles klappt, für jeden eine Büchse voll Mittagessen in Aussicht gestellt. Wir sollten gut aufpassen und wenn ein Fensterflügel von ihr geöffnet wird, sofort zum Empfang der Zusatzration zur Stelle sein. Aber es musste auch außen „die Luft rein sein“. Die Aktion klappte wie am Schnürchen, genau wie vereinbart. Harry und ich waren für eine oder zwei Stunden den quälenden Hunger los und Friedel freute sich bestimmt darüber, dass sie für zwei Jugendliche aus ihrem Ort etwas außerordentlich Gutes getan hatte. Das Risiko dabei hatte sie getragen. Schlimmstenfalls hätte sie ihren schönen Posten in der Küche verloren.

Im November oder Dezember 1945 wurde Werner Wessel, unser ehemaliger Jungzugführer bei den Pimpfen, in Mühlberg eingeliefert. Werner hatte bis zu seiner Einberufung zur Luftwaffe die Karriereleiter bis zum Jungstammführer erklimmt. Das war aus unserer damaligen Sicht nicht wenig. Nun war er im Lager und erzählte uns, dass er sofort nach seiner Heimkehr aus kurzer Kriegsgefangenschaft in Haft genommen worden war. Im II. Quartal 1946 kam er, auf Befehl der Russen, in Arrest. Dort versorgten wir ihn ab und zu mit

zusätzlichem Essen. Diese Unterstützung war möglich geworden, weil wir inzwischen die „VEMMAG“, davon werde ich noch berichten, gegründet hatten. Was genau die Russen von ihm wollten, hat er uns nach seiner Entlassung aus dem Arrest, er war dort etwa vier Wochen, nicht erzählt. Werner wurde etwa zur gleichen Zeit wie die meisten Mühlberg-Häftlinge entlassen. Demzufolge hatte er nichts getan, was eine gerichtliche Verfolgung gerechtfertigt hätte.

Einige Male mussten wir nachts Kartoffeln schälen. Es wird wohl Ende November gewesen sein, als wir vom Einsatz in der Schälküche nach Mitternacht in unsere Baracke zurückkamen. Ich schlief gleich ein, wurde aber bald wieder munter, ich „musste“ mal. Die Unterkunft durften wir damals auch nachts noch verlassen. Ich machte mich also auf den Weg zur Latrine, etwa sechzig Meter entfernt, schaffte es aber nicht bis dorthin. Also erledigte ich mein Geschäft in freier Natur. Kaum hatte ich mich wieder hingelegt und war etwas eingeduselt, als ich schon wieder musste. Diesmal entleerte sich mein Darm bereits als ich die Leiter – mein „Bett“ war oben – hinunter stieg. Diese Nacht war für mich ein Drama. Mein Darm entzog sich voll und ganz meinem Willen, zuerst schämte ich mich, und dann war mir alles egal. Ich bekam hohes Fieber. Der Arzt sprach von einem fieberhaften Darmkatarrh, vermutlich durfte er die Bezeichnung Ruhr nicht aussprechen. Da ich auch nicht mehr richtig laufen konnte und es bis zum Lazarett allein nicht geschafft hätte, packten mich Werner Jahn und Dieter Rauschenbach auf eine Trage, die dazu bestimmt war, Ziegel, Erde und anderes aufzunehmen, und trugen mich zum Lazarett. Dort bekam ich ein Bett in einem Zimmer für sechs Patienten zugewiesen. Ich war fix und fertig, an einem Tage musste ich fünfzig Mal den Kübel aufsuchen, was aber nicht immer gelang. Eine ältere Schwester, auch eine Gefangene, kümmerte sich um mich, wusch unten herum alles ab, und ich war schon so runter, dass ich mich nicht einmal mehr schämen konnte. Die Einsatzbereitschaft dieser Frau, ihre tröstenden und aufmunternden Worte, ist auch etwas, was ich nicht vergessen werde. An dieser Stelle sei gesagt, dass es noch viele solcher Frauen und Männer gab, die – ohne Rücksichtnahme auf ihre eigene Gesundheit – ihren Dienst verrichteten. Auch meine Freunde kümmerten sich um mich. Obwohl der Eintritt in das Seuchengebäude verboten war, tauchten sie schnell mal auf. Harry brachte mir eine warme Decke (er hat mir nie verraten woher er sie hatte), und sogar Herr Flache stand eines Tages in der Tür mit ein paar Holzscheite in der Hand für den Ofen. Das ist Kameradschaft pur. In hatte das Glück in fast allen Monaten meines unfreiwilligen Aufenthaltes in „sowjetischen Gewahrsam“ solche moralischen Stützen zu bekommen.

So langsam trat meine Krankheit den Rückzug an. Von den sechs Patienten, die in diesem Zimmer lagen, sind vier gestorben. Das war dort über eine lange Zeit hinweg die Regel. Ich kam dann in ein anderes Zimmer, wo auch noch gestorben wurde – aber weniger, später wieder in einen anderen Raum, dort hatten wir auch noch Tote zu beklagen, und dann wurde ich in eine Krankenbaracke entlassen. Die eine Nacht, die ich dort verbrachte, gehört mit zu meinen schlimmsten Erinnerungen. Ich will aber erst noch an einem Beispiel schildern, wie kaputt mich die Krankheit gemacht hatte. Kurz vor meiner Entlassung aus dem Lazarett, Weihnachten war schon vorbei, durfte ich einen kleinen Spaziergang machen. Ich ging in meine Kompanie. Dort war ich nicht in der Lage, allein die drei oder vier Stufen zum Barackeneingang zu erklimmen. Es folgte eine tolle Begrüßung durch meine Freunde und auch andere Kameraden und erfuhr, dass niemand damit gerechnet hatte, mich noch einmal lebend zu sehen. Ich ging wieder zum Lazarett, es war ein schöner sonniger Tag. Das Lazarettgebäude war ebenerdig gebaut und hatte nur eine Stufe. Um meine Beine auf diese Stufe zu bekommen, musste ich mich an der Wand stützen. Die Krankheit hatte fast alle meine Kräfte gekostet. Medikamente für die Patienten gab es kaum. Die Behandlung war denkbar einfach. Einen Tag lang hungern, das war für mich in diesem Stadium meiner Krankheit kein Problem. Dann gab es ein paar Löffel Graupenschleim, nichts zu trinken, nur die Lippen wurden angefeuchtet und, um bei der Wahrheit zu bleiben, zum Anfang auch ein paar Tabletten. Der Durst war nur schwer zu ertragen. Ich dachte immer nur ans trinken und machte mir Vorwürfe, dass ich früher hin und wieder Reste von Getränken einfach stehen ließ oder weg kippte. Eines Tages im Januar wurde ich aus dem Lazarett entlassen, aber nicht zu meiner Kompanie, sondern, wie bereits erwähnt, in eine Krankenbaracke. Ich glaube, es war die Nummer Neunzehn. Von außen und innen sah sie genauso aus wie alle anderen Holzbaracken. Aber die Belegung – es war grauenhaft! Nur Kranke, man hatte den Eindruck, hier ist alles vertreten, was es an Krankheiten gibt. Die Patienten lagen – auch wie in unserer Kompanie – Mann an Mann, eng aneinander. Neben der Furunkulose lag einer, der unter sich machte. Neben dem Blasenkranken so einer wie ich, der gerade eine schwere Krankheit überstanden hatte und noch weiter gesunden sollte. Um nur zwei Beispiele zu nennen. Ständige Unruhe war vorhanden, auch Nachts. Da rief es: „Sani, ’ne Ente“! Da wurde gestöhnt und gejammert. Und dann der Gestank! Für mich war es die Hölle. Eine Nacht hielt ich es aus, dann ging ich zum Arzt und bat um meine Entlassung zur Kompanie. Der Arzt hatte Bedenken wegen meiner schlechten körperlichen Verfassung, er könne mich nur für drei Tage krankschreiben. Das

war mir egal, bloß raus hier, und der Arzt willigte ein, als ich ihm sagte, hier in dieser Baracke würde ich kaputtgehen.

Den gleichen Eindruck von dieser Krankenbaracke haben alle Kameraden, die dort für kurze oder länger Zeit aushalten mussten. Über diese Zustände dort kenne ich keine andere Meinung.

Nun war ich endlich wieder in meiner Kompanie – zwar völlig entkräftet – aber langsam erholte ich mich wieder. Das habe ich in erster Linie einigen älteren Kameraden aus meinem Heimatort zu verdanken, die sich beim Kompanieführer dafür einsetzten, dass ich täglich eine zusätzliche Essenportion erhielt. Anfangs hatte ich kaum Appetit und musste mich zwingen alles aufzuessen, aber mit der Zeit kamen auch das normale Essbedürfnis und später der Hunger wieder zurück. Als der tägliche Nachschlag gegenüber den anderen Kameraden nicht mehr vertretbar war, wurde ich als Gehilfe beim Fourier eingesetzt. Damit war für einige Zeit zusätzliches Essen gewährleistet. Es dauerte dann nicht mehr lange, und meine körperliche Verfassung entsprach der meiner Kameraden.

Zur Kompanieprominenz gehörte neben dem Kompanieführer, seinem Stellvertreter, vielleicht noch dieser oder jener Zugführer und dem Schreiber, bestimmt auch der Fourier. Das wird wohl im Prinzip in jeder Kompanie so gewesen sein. Wie jedoch die jeweilige Funktion ausgeübt wurde, geschah sicherlich sehr unterschiedlich. Unser Fourier hieß Artur Tzsche. Im Zivilleben betrieb er in Dresden eine Wäscherei und ich glaube er landete in Mühlberg wegen seiner SS-Zugehörigkeit. Artur hatte einen Unter- und Oberlippenbart und stets auf dem Kopf eine Kappe. Sie sollte sicherlich seine Glatze verbergen. Für mich sah er aus wie ein Türke. Wenn er mit seinen Trägern und den gefüllten drei Essenkübeln von der Küche kommend in der Baracke eintraf, dann wurden die Gefäße dort aufgestellt, wo später die Essenausgabe erfolgte. Also an eine Stelle, die jeder Mann in der Baracke beobachten konnte. Geöffnet wurden die Kübel erst mit Beginn der Essenausgabe. Ich schreibe das deswegen so ausführlich, weil diese Verfahrensweise nicht in jeder Kompanie so praktiziert wurde. Es gab auch Fouriere, die mit samt den Essenkübeln in ihren Raum verschwanden, somit aus dem Blickfeld der Kameraden gerieten und erst zur Essenausgabe wieder auftauchten. Es ist doch klar, dass sich der Fourier, sein Gehilfe und vielleicht auch noch andere Gestalten der Kompanieprominenz, erst einmal eine schöne große Portion einverleibten. Zusätzlich natürlich. Solche Sachen gab es bei unserem Artur nicht. Er schwang seine Kelle so, dass möglichst jeder nicht nur die gleiche Menge, sondern auch die gleiche „Qualität“ in seinem Gefäß hatte. Durch wiederholtes Rühren im Kübel wollte er erreichen,

dass das wenige „Dicke“ gleichmäßig verteilt wurde. Aber er konnte sich bemühen wie er wollte, jeder Kamerad war der Meinung, dass ausgerechnet er wieder nur „Dünnes“ bekommen hatte. Wenn mit der Kelle aus dem Kübel nichts mehr heraus zu holen war, dann gab er mir das Kommando „Kübel weg“ und ich trug das **fast** leere Gefäß in den Waschraum zur Reinigung. Der Lohn für meine Arbeit war nun der kleine Rest des Essens, den der Fourier mit seiner Kelle nicht heraus bekommen hatte. Aber mein Löffel eignete sich für diesen Rest ausgezeichnet und so hatte ich, fast mit dem halben Oberkörper im Kübel steckend, immer etwas Suppe zusätzlich. Ich denke, bei drei Kübeln kam da bestimmt ein dreiviertel Liter zusammen. Eigentlich war ich für den Fourier ein schlechter Gehilfe. Aus Schwäche konnte ich die ersten vier Wochen meiner neuen „Funktion“ beim Brotempfang im Magazin oder beim Essen holen in der Küche nicht mit zufassen bzw. tragen. Im Sommer 1946 verließ Artur mit dem sogenannten Offizierstransport das Lager Richtung Osten.

(Übrigens: Auf Befehl der russischen Lagerleitung mussten später die Essenkübel mitten in der Baracke aufgestellt werden und nirgendwo anders. Und wie wir Deutsche nun einmal so sind wie wir sind, mussten in einigen Kompanien sogar zwei Gefangene als Wachposten neben den gefüllten Esskübeln Stellung beziehen).

Die Enttäuschung über die nicht stattgefundene Entlassung in der Vorweihnachtszeit hatte ich inzwischen ebenfalls überwunden. Auch ich war den entsprechenden Latrinenparolen auf den Leim gegangen. Da war zunächst der eigene Wunsch nach Entlassung, der den garantiert sicheren Gerüchten bereitwillig Eingang in das eigene Innere verschaffte und zweitens auch die Hinweise und Ratschläge von Ärzten, z.B. des Barackenarztes, man soll nach der Entlassung zu Hause nur leicht verdauliche und vor allem fettarme Speisen essen. Also, wenn sogar die Ärzte schon davon reden, dann muss ja die Entlassungsaktion kurz bevorstehen. Aber wie erwähnt, inzwischen war ich darüber hinweg und außerdem, es gab schon wieder neue, sich gut anhörende Parolen.

Die Krätze hatte ich auch einmal. Aber nicht nur ich, sondern viele Jugendliche wurden von dieser Krankheit befallen. Es war ja auch kein Wunder, die Wanzen sorgten dafür, dass wir uns dauernd kratzen mussten, und die Hygiene war in der Nähe von Null angesiedelt. Außerdem ist die Krätze ansteckend. Von uns Netzschkauern waren außer mir Harry und Dieter davon betroffen, wer noch, weiß ich nicht mehr. Wir mussten in eine Lazarettbaracke einziehen und wurden dort vom Hals bis hinunter zu den Füßen mit einer in den Augen beißenden und auf der Haut brennenden Flüssigkeit von einer Krankenschwester, es kann aber auch eine Ärztin gewesen sein, eingepinselt. Nach einer reichlichen Woche waren wir die

Krätze los, hatten uns aber dafür wieder Läuse eingefangen. Ganz so tragisch wie beim ersten Läusebefall nahmen wir eine solche Angelegenheit nicht mehr. Wir fingen wieder an zu knacken, zählten unsere „Abschüsse“ und sagten: „Läuse bekommen ist unter diesen Bedingungen keine Schande, aber Läuse behalten, das ist eine Sauerei“. Also wieder hin zur Entlausung und zum Duschen, und die Sache war aus der Welt geschafft.

In der Krätzestation hatte ich meine Liegestatt neben Dieter. Eines Tages, geplagt von Hunger, Juckreiz Heimweh und Langeweile kam er auf die Idee, die Anzahl, Namen und Straßen der in Netzschkau vorhandenen Bäcker zu ermitteln. Ich weiß heute nicht mehr, was dabei herausgekommen ist. In meinem Gedächtnis ist aber hängen geblieben, dass mir Dieter bei dieser Gehirnakrobatik haushoch überlegen war. Hinterher beichtete er mir, dass er einmal im Auftrage der Stadtverwaltung, wahrscheinlich während der Schulferien, er war Realschüler, mit der Abrechnung der Lebensmittelmarken zu tun hatte.

Wir hatten bei diesem Spiel ein Stück Langeweile besiegt, aber was viel wichtiger war, wir hatten unser Gehirn in Bewegung gesetzt, wir mussten uns sogar anstrengen; denn diese Recherche fand statt ohne die geringste Möglichkeit, Notizen machen zu können. Ich denke, das Ergebnis, welches wir gemeinsam mit unseren rauchenden Köpfen erzielten, kam der Realität sehr nahe, vielleicht stimmte unsere „Anzahl der in Netzschkau tätigen Bäcker“ sogar ganz genau.

Belastend waren auch die Zählappelle vor allem in den ersten Monaten. Wir mussten die Baracke verlassen und im Freien antreten. Diese Aktion wurde mehrmals in der Woche durchgeführt, wobei schlechtes und kaltes Wetter keine Rolle spielte. Es war keine Seltenheit, dass wir zwei Stunden frierend in Antretereordnung standen bis endlich die Sergeanten die richtige Zahl irgendwie ermittelt hatten und wir wegtreten durften. Im Verlaufe des Jahres 1946 fanden die Zählappelle nicht mehr so häufig und auch in den Baracken statt.

Ebenfalls in den Baracken, häufig und belastend gleichermaßen, wurden nachts Razzien durchgeführt. Es war wie bei einem Überfall. Wir Jugendlichen wurden aus unserem Tiefschlaf, die älteren Kameraden aus ihrem unruhigen Schlaf gerissen. Von einer Schwadron Lagerpolizisten, meistens angeführt von einem Lagerführer namens Hinze, ein ganz übler Bursche, wurden wir angetrieben, schnellstens unsere Schlafstätten zu verlassen und anzutreten. Um was ging es. Es gab eine Reihe von „verbotenen Gegenständen“ die wir auf Anweisung der russischen Lagerleitung nicht besitzen durften. Das waren Messer, spitze und scharfe Gegenstände aus Metall, Bleistifte, Papier und anderes mehr. Nach solchen Gegenständen wurde gesucht und schon der Besitz eines winzigen Bleistiftstummels wurde

mit einigen Tagen Arrest bestraft. Zugegeben, die Kontrollen fanden auf Anweisung der russischen Lagerleitung statt, und das ist auch nicht mein Punkt. Mein Punkt ist, **wie** wurden diese Maßnahmen durchgeführt. Für die Kameraden der Lagerpolizei ging es wohl hauptsächlich darum, für ihren Einsatz mit einem „Schlag“ (zusätzliche Portion) Suppe belohnt zu werden. Das kann ich verstehen, es war eben so. Wenn ich jedoch daran denke, wie brutal sich dieser Adolf Hinze bei solchen Razzien (aber auch zu anderen Gelegenheiten) in Szene setzte, dann wird es mir heute noch übel. Sein selbstherrliches, gebieterisches und schonungsloses Auftreten gegenüber seinen Mithäftlingen lässt für mich nur einen Schluss zu: Er war die gelungene Mischung, besser gesagt Synthese aus einem von den Rekruten beim Barras gehassten Unteroffiziers und einem Aufseher in einem Zuchthaus, der von den Verurteilten gefürchtet und von seinen Kollegen gemieden wird. Es ist doch eigenartig, begegne ich heute, also viele Jahre danach einem Mann mit dem Namen Hinze, dann sehe ich vor meinem geistigen Auge sofort den Hinze aus Mühlberg vor mir. Selbstverständlich ist mir klar, dass die Hinzes nicht anders sind, als andere Menschen mit anderem Namen. Wie gesagt, bis auf den einen.

Die nachfolgende Schilderung über die Deutsche „Selbstverwaltung“ im Speziallager Mühlberg entstammt der Dokumentation „Der Menschenkäfig von Mühlberg“. Der Herausgeber ist Gottfried Gülicher.

DIE DEUTSCHE „SELBSTVERWALTUNG“

Der Boss und seine Funktionäre

Das Speziallager Nr. 1 (Mühlberg) hatte – wie alle anderen sowjetischen Internierungslager – eine sogenannte Selbstverwaltung, die dem deutschen Lagerleiter unterstand. Der erste Lagerleiter war General Hänicke (Schwiegervater des Generals der Gebirgsjäger Dietl), ein integrierter Mann, der nicht nur als Befehlsempfänger fungierte, sondern es wagte, die Sowjets darauf aufmerksam zu machen, dass auch Internierte Rechte haben. Nach wenigen Wochen wurde er abgelöst durch Walter Haller, dem ehemaligen Leiter eines Nazi-Lagers für Zwangsarbeiter. Bei jeder Gelegenheit betonte er, er sei kein Nazi, sondern immer Antifaschist gewesen. Entsprechend handelte er. Haller war als Lagerchef der Mittelsmann zwischen den Gefangenen und der sowjetischen Kommandantur, deren

Anordnungen und Weisungen er durch seine Funktionäre widerspruchs- und rücksichtslos durchsetzen ließ. Ihm zur Seite stand ein kleiner Stab von Helfern, die daran gewöhnt waren, zu befehlen und zu gehorchen: Siegfried Fickert, ehemaliger Feldwebel der deutschen Wehrmacht und HJ-Führer; der Chef des „Ordnungsdienstes“, Horst Koch, schwer verwundeter ehemaliger Offizier und HJ-Führer; der Leiter der Verwaltung, Wilhelm Höstetter, ein ehemaliger Konsul. Höstetters Mitarbeiter, Dr. Walter Uhlemann, führte die Listen mit den Namen der Gefangenen. Er verzeichnete alle Zugänge und Abgänge – auch die „Abgänge durch Tod“. Dann gab es noch einige Schreiber als Hilfskräfte. Einer von ihnen, ein Baumeister, zeichnete tagaus tagein für die sowjetische Kommandantur Grundrisspläne des Lagers. Wofür sie gebraucht wurden, hat er nie erfahren.

Zum erweiterten Mitarbeiterkreis des Lagerleiters zählten die Zonenältesten (sie führten die Aufsicht über je sechs Wohnbaracken) und die Barackenältesten. Neben der Aufrechterhaltung von Ruhe und Disziplin innerhalb der Baracken hatten sie dafür zu sorgen, dass die Gefangenen nicht gegen die sowjetischen Verbote verstießen, die im Laufe der Monate und Jahre die Bewegungsmöglichkeiten und die persönlichen Handlungsspielräume der Internierten immer mehr einschränkten. Es durfte zum Beispiel nicht gelesen und nicht geschrieben werden. Selbst unterhaltende und belehrende Vorträge, die in den ersten Monaten noch erlaubt waren, wurden später offiziell verboten. Alle vierzehn Tage kamen die Zonenältesten, die Barackenältesten; die Chefs der Stabsabteilungen in Hallers Stabsbaracke zu einer Besprechung zusammen. Von sachlich geführten Arbeitsgesprächen konnte hier allerdings nicht die Rede sein. Der „Oberleiter“ – wie sich Haller ansprechen ließ – kanzelte vielmehr seine Helfer ab und hielt ihnen Strafpredigten. Zu widersprechen wagte niemand. Widerspruch hätte unweigerlich den Verlust der Privilegien bedeutet, die seine Funktionäre hatten: Mehr zu essen und bessere Kleidung als die arbeitslosen Gefangenen; eigene Schlafstellen in warmen Räumen und nicht nur Schlafplätze von 40 bis 50 cm Breite auf einer durchgehenden Holzpritsche in schlecht beheizten Baracken.

Die drei Stabsabteilungen der „Selbstverwaltung“

Der Ordnungsdienst – für die Gefangenen war er die Lagerpolizei – bestand aus etwa zweihundert Ordnungshütern. Sie wohnten in der mit einer Zwischendecke

versehenen und gut beheizten Baracke 41, die neben dem Theater lag. Da ihre Essenkübel immer gut gefüllt waren, hatten sie – mengenmäßig gesehen – etwas mehr zu essen als „normale“ Inhaftierte.

Ihre generellen Aufgaben bestanden darin,

- 1) Ruhe, Ordnung und Disziplin im Lagergelände aufrecht zu erhalten;
- 2) dafür zu sorgen, dass nur Gefangene mit gültigen, von der sowjetischen Kommandantur ausgestellten Ausweisen die Zonenverbindungstore passierten;
- 3) die Gefangenen in Gruppen zum Bad oder zu Stellen, die außerhalb ihrer Wohnbarackenbereiche lagen, zu führen und streng darauf zu achten, dass niemand aus der Kolonne ausscherte, Verbindung mit anderen Internierten aufnahm oder sich dem Stacheldrahtzaun näherte;
- 4) als Aufpasser vor den Handwerksbaracken zu stehen;
- 5) neu eingelieferte Häftlinge, die vom sowjetischen Wachpersonal bereits durchsucht worden waren, noch einmal zu filzen. Grundsätzlich nahmen sie dann alle Betttücher weg. Und wenn jemand zwei Unterhosen und zwei Unterhemden mitbrachte, musste er ein Stück davon abgeben;
- 6) mit den sowjetischen Kontrollposten von Zeit zu Zeit die Baracken nach verbotenen Gegenständen (Messern, Scheren, Bleistiften, Büchern, schriftlichen Aufzeichnungen) zu durchsuchen.

Ordnungshüter, die ihre Funktion allzu wichtig nahmen, waren bei den Inhaftierten nicht beliebt.

Die **Arbeitseinsatzleitung** war die größte und wichtigste Stabsabteilung. An ihrer Spitze stand bis zum Frühjahr 1946 der Gefangene Böhning. Zu seinem Nachfolger ernannte „Oberleiter“ Haller Siegfried Fickert, einen Mann mit großem Durchsetzungsvermögen und dem sicheren Blick für das Wesentliche.

(Über Einzelheiten berichten Augenzeugen in dem Kapitel: ARBEIT- ABER NICHT FÜR ALLE.)

Die **Verwaltung** hatte ihren Sitz in der Stabsbaracke, die auch „Glasbaracke“ genannt wurde, weil ihre Längsfront aus Glasscheiben zusammengesetzt war.

Für Hallers Verwaltungschef Höchstetter gab es – wie in einem armen Land der dritten Welt – lediglich Mangel zu verwalten, den Mangel an allzu knapp zugeteilten Nahrungsmitteln, den Mangel an Kleidung, den Mangel an Holz und Kohle. Wie das Essen, die Kohle- und die Holzrationen, die durch Filzungen des „Ordnungsdienstes“ bei Neuankömmlingen verfügbar werdenden Hemden, Unterhosen und Betttüchern, wie durch den Tod von Häftlingen anfallenden zerschissenen Kleidungsstücke und Schuhe verteilt wurden, das überließ die sowjetische Kommandantur der deutschen Selbstverwaltung. Selbst wenn sie die von den Sowjets gelieferten spärlichen Lebensmittelzuteilungen absolut gerecht verteilt hätte – und das war bei den zahlreichen Suppen-Sonderzuschlägen für die ständigen Arbeitskommandos, für die Zonen- und

Barackenältesten mit ihren Stäben, für die Ärzte in den Baracken und im Lazarett, für das Lazarettpersonal sowie für die Mitglieder der KULTURA natürlich nicht der Fall – wäre in den ersten Jahren die Verpflegung immer noch völlig unzureichend gewesen und ohne Einfluss auf die steigenden Kranken- und Todesziffern geblieben.

Über die „**Justiz**“ **der Selbstverwaltung**“ hat mir mein Freund Dieter Rauschenbach seine Erlebnisse als Melder im Arresthaus zur Verfügung gestellt. Ich habe sie am Ende des Abschnittes **Mühlberg** aufgeschrieben.

Die Stabsmelder

Zur deutschen Lagerselbstverwaltung zählten auch die Stabsmelder – zehn bis fünfzehn junge Burschen. Ihr Dienst ging rund um die Uhr. Sie unterstanden dem „Obermelder“, der für die Diensterteilung und dem Lagerleiter verantwortlich war. Im Gang der Stabsbaracke standen immer drei Melder bereit für ihren unberechenbaren, mal in sich gekehrten und zu Tränen gerührten, mal brüllenden und tobenden Herrn und Meister. Wie oft sind die Melder von ihm nach einem Wutausbruch abgesetzt worden. Doch eine halbe Stunde später setzte er sie wieder ein. Die Aufgabe der Melder war es, den Kurierdienst zwischen Haller und seinen Lagerfunktionären aufrecht zu erhalten, Anordnungen und Mitteilungen zu übermitteln. Aber sie mussten auch Abschirmdienste leisten. Ein Junge stand immer in Nähe des Lagertors. Er hatte sofort zu melden, wenn russische Offiziere das Lager betraten.

(Gottfried Becker, Kurt Krause)

Die Zeit verging. Vor Arbeiten, wie schleppen von Barackenteilen und Baumstämmen oder Fäkalienabfuhr, drückten wir uns. Das war nicht so einfach wie es sich liest. Da gab es immer noch „Boris“ den Schlägertypen, der beim Zusammentreiben von Arbeitskräften keine Rücksicht nahm auf die körperliche Verfassung des Einzelnen. Dieser Boris war in unseren Augen kein richtiger Russe, auch kein richtiger Deutscher, aber ein gefährlicher Mann. Man musste immer damit rechnen, dass er blitzschnell mit seinem Fahrrad auftauchte, und dann gab es kein Pardon.

Einmal habe ich die Fäkalienwagen mit hinausgefahren, als Freiwilliger. Ich wollte einfach mal sehen, wie es weiter draußen aussieht. Die Wagen wurden auf einer Wiese entleert. In der Nähe hielten sich Frauen und Männer auf, es waren Angehörige von Gefangenen. Sie versuchten, durch Rufen und Winken Kontakt mit uns herzustellen. Das Ziel war, Pakete für ihre Angehörigen im Lager an uns zu übergeben oder auch begreiflich zu machen, dass sie am nächsten Tag wieder hier sein werden, und es sollte doch versucht werden, dass der Mann

oder der Sohn mit herauskommt. Manchmal klappte auch das Vorhaben. Der Schlüssel hierzu war Schnaps für die Wachposten. Die Pakete wurden einfach in die Jauchewagen gelegt, wobei mittels eingebauter Roste, oder anderer geeigneter Vorrichtungen, mögliche Schadensnahme verhindert wurde.

Bis Anfang 1946 war als Arbeitseinsatzleiter ein gewisser Böhning eingesetzt. Von ihm wurde erzählt, er hätte sich auf dem einen Arm ein Hakenkreuz und auf den anderen Arm einen Sowjetstern mit Hammer und Sichel tätowieren lassen. Dieser Böhning wurde eines Tages unter deutscher Bewachung durch die Baracken geführt. Er trug ein Schild vor der Brust mit der Aufschrift, dass er Pakete aus Jauchewagen unterschlagen und deren Inhalt für sich verbraucht hat. Böhning hatte in seiner damaligen Position bestimmt genug zu essen und trotzdem bestahl er Kameraden, die seit ihrer Verhaftung Tag um Tag hungerten.

So etwas ähnliches wie einen mittelalterlichen Pranger hatten wir auch im Lager Mühlberg, vor der Stabsbaracke. Da standen plötzlich zwei Mann mit einem Schild um den Hals. Diese Leute hatten toten Kameraden die Goldzähne bzw. Goldplomben heraus gebrochen, und das konnte man auf dem Schild lesen. Die Reaktionen von den vorbeigehenden Gefangenen war recht unterschiedlich. Einige schüttelten nur mit dem Kopf, andere spuckten den Tätern vor die Füße, die meisten jedoch zeigten keine Reaktion. Ich gehörte zu den Kopfschüttlern. Das mit dem Pranger geschah nicht nur einmal. Das Kuriose dabei ist nur, dass die Lagerführung selbst Leichenfledderei großen Stils betrieb und mit dem Pranger nur die Konkurrenz ausschalten wollte.

Hierzu ein Bericht von Gottfried Gülicher, Herausgeber der Dokumentation „Der Menschenkäfig von Mühlberg“

Der Goldgangster und der Tod

Nach der Auflösung des Speziallagers Torgau wurde ich in das Lager Mühlberg und nicht – wie einige tausend andere Kameraden – in das Lager Buchenwald verlegt.

Dass das Schicksal mit dieser Verlegung für mich ein gutes Los gezogen hatte, erfuhr ich aber erst nach dem vorübergehenden Aufenthalt in einer Mühlberger Normalbaracke.

Als ich am späten Nachmittag eines eiskalten Wintertages zu Beginn des Jahres 1947 mit einigen anderen „Torgauern“ in die Baracke eintrat, sah ich im Dämmerlicht, das ein trübe flackerndes offenes Herdfeuer in der Mitte eines höhlenartigen, langgestreckten Raumes und ein paar elektrische Funzeln verbreiteten, schemenhafte menschliche Gestalten herumgeisterten. Ich glaubte

mich von einem Alptraum genarrt, der mich in die Unterwelt, in das mythische Totenreich des Hades versetzt hatte.

„Komm schon!“ brüllte mich der Barackenälteste an. Sein barscher Befehlstön machte mir bewusst, dass ich nicht träumte. Der ‚Kompanieführer‘ – wie der Barackenälteste auch genannt wurde, wies mir meinen etwa 50 cm breiten Schlafplatz, ein paar nackte Bretter, auf der unteren durchgehenden Pritsche an, die sich an der Längswand der Baracke entlangzog.

In bedrückender Enge, in ständiger Berührung mit meinen rechts und links liegenden, schnarchenden Pritschennachbarn, bei einer Temperatur unter dem Gefrierpunkt – von der Barackendecke hingen lange Eiszapfen wie Stalaktiten in einer Tropfsteinhöhle herab – verbrachte ich die erste fast schlaflose Nacht.

Wer kann das aushalten? Fragte ich mich, als ich am Morgen wie zerschlagen aufstand. Sehnsüchtig dachte ich an die kleine Stube der Torgauer Kaserne, in der wir zu sechs Mann, jeder in seinem eigenen Holzbett – allerdings auch dort ohne Matratze oder Strohsack – geschlafen hatten. Ich besaß zum Zudecken nur einen langen grauen Wehrmantsmantel, der mir im Lager Landsberg an der Warthe zugeteilt worden war. Er hatte mich durch den Winter 1945/46 gebracht. Gegen die Kälte des Winters 1946/47 in der Mühlberger Eisbaracke bot er mir keinen Schutz.

Zwei Begebenheiten in dieser Baracke werde ich nie vergessen. (Ich gebe hier nur eine Begebenheit wieder R.Fr.).

Als am Abend des zweiten Tages nach unserer Einlieferung drei tadellos gekleidete Männer in unsere Baracke eintraten, brüllte der Barackenälteste laut und schneidend „ACHTUNG!“ Alle Gefangenen standen mit einem Ruck stocksteif da wie Wachspuppen, bis einer der drei Zivilisten, der eine rote Armbinde trug, gnädig abwinkte und „Weitermachen!“ rief. Nachdem er ein paar Worte mit dem Barackenchef gewechselt hatte, kam der Befehl „Alle Torgauer herkommen und in einer Reihe antreten!“ Als wir uns vor den drei – wie uns schien – mächtigen Männern aufgebaut hatten, sagte der Mann mit der roten Armbinde: „Nun hört mal gut zu. Bei uns herrscht eiserne Disziplin, solltet ihr die in anderen Lagern noch nicht gelernt haben, wir bringen sie euch bei“. Dann hob er die Stimme: „So – und nun macht mal den Mund auf und lacht, damit wir euer Gebiss prüfen können“. Verdattert standen wir da. Waren die drei etwa Zahnärzte? „Habt ihr nicht gehört? Ihr sollt die Schnauze aufmachen und lachen. Wenn du nicht parierst“, fuhr der Mann mit der

roten Armbinde den Kameraden an, der am äußersten Ende unserer Reihe stand, „haue ich die eine rein. Verstanden“? Vor Schreck öffnete der Angebrüllte seinen Mund und lächelte verkrampft. Ein prüfender Blick und der Befehl: „Wegtreten!“ Auch den zweiten und dritten schickte der Mann mit der roten Armbinde weg. Vom vierten und fünften ließ er durch seine Begleiter die Namen und die Lagernummer notieren. Das Gebiss eines Kameraden fand seine besondere Aufmerksamkeit. Er brüllte: „Mach deine Schnauze weiter auf! Noch weiter, du altes Nazischwein“. Das wurde dem Kameraden zu viel. „Ich war nie in der Partei“, sagte er. „Du wagst es, mich anzulügen? Warum bist du denn hier? Die Russen haben sich wohl geirrt, als sie dich festnahmen? Halt bloß die Schnauze, du widerlicher Faschist!“ Als der Kamerad weiter sprechen und sich verteidigen wollte, versetzte ihm der Mann mit der roten Armbinde einen Kinnhaken. Dann sagte er zynisch: „Wenn du lockere Zähne haben solltest, darfst du morgen zum Zahnarzt gehen“. Und nun alle mal herhören! So wie dem hier ergeht es jedem, der nicht pariert oder mich anlügt“. Danach verließ er mit seinen beiden Genossen die Baracke. „Wer war das denn?“ fragten wir noch ganz benommen die Alteingesessenen. „Goldsucher Thomas, ein gefährlicher Kapo und Russenspitzel. Mit seinen beiden Genossen, die auch üble Schlägertypen sind, fahndet er nach goldenen Eheringen und Zahngold“. Tatsächlich. Die Kameraden, deren Namen seine beiden Kumpel aufschreiben mussten, besaßen ein oder zwei goldene Zahnkronen. „Im Gebiss des geschlagenen Kameraden“, sagte ein Alteingesessener, „hat er bestimmt eine Goldgrube gefunden. Sonst hätte er keinen Streit mit ihm vom Zaun gebrochen“. So war es.

„Jeden“, so hörten wir weiter, „bei dem Thomas einen mit Gold überkronten Zahn oder Goldplomben entdeckt, fordert er auf, zum Zahnarzt zu gehen und sich den ‚Goldzahn‘ ziehen zu lassen. Als Gegenleistung verspricht er Brot. Manche gehen darauf ein und dürfen tatsächlich ein oder zwei Brotrationen kassieren. Wer nicht den Weg zum Zahnarzt findet, muss mit einem gezielten Kinnhaken rechnen. Danach bleibt ihm gar nichts anderes übrig, als sich die lockeren Zähne ziehen zu lassen. Eine Gegenleistung gibt's aber nicht. „Gut“, sagte ich, „die Zahnärzte ziehen die lockeren und die festsitzenden Zähne, die sich die Patienten unter irgendeinem Vorwand freiwillig entfernen lassen. Und dann?“ „Dann werden die Zähne mit den Goldkronen bei Thomas abgeliefert. Ob die Zahnklempner dafür eine ‚Provision‘ bekommen und an diesen üblen Machenschaften beteiligt sind, wissen wir natürlich

nicht. Das lässt sich nur vermuten“. „Und was sagt die deutsche Lagerleitung dazu? Sowas spricht sich doch herum“. „Thomas ist der Intimus von Haller“ „Also weiß Haller von dieser Schweinerei?“ Betretendes Schweigen.

Im I. Quartal 1946 ließ sich unser Kompanieführer an der hinteren Wand einen, für Mühlberger Verhältnisse, komfortablen Bunker bauen. Vollkommen abgeschlossen von allen anderen Kameraden verfügte er über zwei kleine Zimmer. Wohnraum und Schlafräum. Sogar ein Viereck für ein Fensterchen wurde aus der Barackenwand herausgesägt. Ich war enttäuscht von ihm; denn er war auch nichts anderes als wir, ein Häftling. Er jedoch hielt sich sicherlich für etwas Besseres. Ich muss auch sagen, dass diese Eigenschaft auch schon vorher nicht zu übersehen war. Seine Gesten, seine gut formulierten Sätze die er, allerdings selten genug, zu uns sprach, seine stolze Haltung, bezeugten meine Auffassung von ihm. Er kam aus einem „besseren Hause“ glaubte ich. Ich bemerkte aber auch, dass er sehr oft unter sehr starken Fieberanfällen zu leiden hatte. Vielleicht Malaria? Jedenfalls kam ich zu der Meinung, dass er sich deshalb diesen Bunker bauen ließ, um bei seinen Anfällen nicht im Blickpunkt der gesamten Barackenbelegung zu sein. Als der Kompanieführer mit dem „Offizierstransport“ im Sommer 1946 Mühlberg verließ, fand eine Zeit lang der Bunker keinen Bewohner. Unser neuer Kompanieführer Hans Straßburger behielt seinen Schlafplatz mitten unter uns und erst im III. Quartal 1946 zog dort ein Zonenleiter ein.

Jahrgang 1929

Von Stalin bestraft

Erinnerungen und Gedanken

I. Quartal 1946 bis Februar 1947



Die

V E M M A G

(so eine Truppe gibt es nicht gleich wieder)

Wir waren die Müllkutscher des Lagers. Die Pferde waren wir selbst, auch die „Deponien“ legten wir an, Vorschriften dafür gab es nicht. Außerdem übernahmen wir Transportarbeiten bis hinaus zu den Russen. Kartoffeln, Möhren, Rote Rüben, Briketts, Erdreich, große Mengen Küchenabfälle usw. zu bringen von A nach B war allein unsere Sache. Wir waren konkurrenzlos, und das „lohnte“ sich.

Hauptziel: Zusätzliches Essen beschaffen!

Die VEMMAG

Im Februar 1946 war Günther schon eine zeitlang Lazarettmelder. Zwei Jungs aus Chemnitz standen dem obersten Lagerchef Haller als Stabsmelder zur Verfügung. Dieter Weber arbeitete in der Lazarettküche und Dieter Rauschenbach hatte es zu einem Gehilfen des Arresthaus-Kommandanten gebracht. Damit war für diese Jungs zumindest zusätzliches Essen gewährleistet, denn die normale Verpflegung war noch immer äußerst mies. Selbst wenn man sagen würde: „zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel“, dann wäre das viel zu optimistisch ausgedrückt. 600 Gramm Brot pro Mann und Tag, dazu fast ausschließlich Wassersuppen, selten die beliebten dicken Graupen, das war weniger als wenig. Die Latrinenparolen, die immer wieder in neuer Form auftauchten, schürten bei mir auch keine Hoffnung mehr. Zu sehr hatte ich bisher an all die „hundertprozentigen“ Voraussagen hinsichtlich Entlassung geglaubt, und zu groß und zu schmerzlich war stets die Enttäuschung gewesen, wenn wieder ein todsicherer Termin verstrichen war.

Wir waren in der Kompanie noch etwa 15 Jugendliche die, abgesehen von meiner Tätigkeit beim Fourier, keine feste und vor allem keine lukrative Anstellung hatten. Lukrativ ist hier zu sehen im Sinne von etwas zusätzlichem Essen. An einem vollkommen normalen Lagertag Ende Februar oder Anfang März, wir hingen einfach so herum, da kam das kleine bisschen Glück zu uns, das hin und wieder mal gebraucht wird im Leben, und ein Quäntchen Zufall war auch dabei. Dazu entwickelten wir die richtige Idee, und unser doch noch nicht vollkommen versiegter jugendlicher Tatendrang war nicht mehr zu bremsen. Aber der Reihe nach. Hinter der Baracke 7a befand sich eine Müllgrube, die reihum von vier Kompanien geleert werden musste. In dieser Woche war unsere Kompanie dran und unser Zugführer Herbert Martin forderte uns auf, diese Arbeit zu tun. Das machten wir auch und nach getaner Arbeit kam uns die Idee, also wenn wir schon „zusätzlich“ gearbeitet haben, dann steht uns auch jedem eine Extraportion Essen zu. Das konnte aber nur gelingen über Haller, dem obersten Lagerchef höchstpersönlich. Der cleverste unter uns, Horst Reuther, genannt Pintek, und noch ein Kamerad gingen mit unserem Anliegen in die Stabsbaracke zu Haller, erhielten dort den gewünschten Berechtigungsschein für die Küche und zu unser aller Überraschung kamen sie mit einem vollen Behälter Graupensuppe zurück. Am nächsten Tag gab es keine zusätzliche Arbeit zu verrichten, aber der Hunger war wieder ständiger Gast. Wir überlegten

und kamen zu der Überzeugung, dass Haller ja gar nicht wissen kann, ob wir gearbeitet haben oder nicht. Also ging Pintek wieder hin und kam zurück mit dem gleichen Ergebnis wie einen Tag zuvor. Nach dem dritten Husarenstreich kamen wir ins Grübeln: Denn, wenn wir so weitermachen, dauert es nicht mehr lange, und wir sitzen alle im Arrest wegen Betrugs. Wir hatten uns zweimal zusätzliche Suppe nicht erarbeitet, sondern erschwindelt. Ich weiß heute nicht mehr, für welche Qualität von Suppe, vielleicht war es nur die uns fast täglich angebotene „Rennfahrersuppe“, also eine extrem dünne Brühe, wir drei Tage „Bau“ riskiert hatten. Und da hatte ich die Idee: Wir bilden offiziell ein Arbeitskommando und verpflichten uns, in unserer Zone alle Asche- und Müllgruben zu leeren. Vor lauter Begeisterung über unsere eigene Idee, gaben wir unserem Kommando, das in Wirklichkeit noch gar nicht existierte, gleich einen Namen: „Vereinigte Mühlberger Müllabfuhr Aktiengesellschaft“, also VEMMAG. Für unsere Arbeit brauchten wir Schaufeln, Spaten und einen Kastenwagen. Von alledem hatten wir nichts. Aber Schaufeln und Spaten war kein Problem, weil ein Teil des Bestattungskommandos zu unserer Kompanie gehörte und die für unsere künftige Arbeit erforderlichen Gerätschaften tagsüber, von uns genutzt werden konnten. Seit ein paar Tagen war ein Jugendlicher – etwas älter als wir – zu uns gestoßen, der bisher in der Handwerkerzone gearbeitet hatte. Und das war der Zufall, von dem ich bereits schrieb. Er kannte dort den Meister und die Handwerker, und wir wussten auch, welche „Schätze“ dort für uns herumlagen. Gleich am nächsten Tag gingen er, ich und noch ein Dritter dorthin, und es klappte einfach alles. Stellmacher und Schmiede unterstützten uns, und nach zwei Tagen hatten wir einen erstklassigen zweirädrigen Kastenwagen mit einem Fassungsvermögen von zirka einem Kubikmeter. Vorn ragte eine drei Meter lange Deichsel heraus. Es konnte losgehen! Zu dieser Zeit wurde die Theaterbaracke umgestaltet. Dazu musste jede Menge Erdreich transportiert werden. Wir fuhren mit unserem Karren von früh bis spät. Schon allein der Erdaushub für den künftigen Orchesterraum vor der Bühne erforderte viele Fahren. Wir wurden jedenfalls bekannt und das vor allem bei solchen Stellen, worauf es uns besonders ankam. Und das waren in erster Linie die Küchen. Es gab Küche 1, Küche 2 und die Lazarettküche. Viele Menschen mussten versorgt werden. Zeitweise gab es im Lager zwölftausend Gefangene, und selbst wenn die Kartoffel- beziehungsweise Gemüsesuppen außerordentlich dünn zur Ausgabe gelangten, so fielen doch trotzdem in der Schälküche massenhaft Abfälle an, hauptsächlich Kartoffelschalen. Erstens brauchte die Küche wieder Platz, und zweitens begannen die Abfälle nach kurzer Zeit zu gären und zu stinken. Es roch dann wie in einer Schnapsbrennerei. (Mit dieser Bemerkung möchte ich keinesfalls die Spirituosen

herstellenden Betriebe beleidigen. Ich weiß ja nicht einmal, wie es in solch einer Produktionsstätte riecht, weil ich noch nicht dort war. Ich habe mir damals lediglich eingebildet, dass es da so riechen würde.)

Es war demzufolge erforderlich, eine zuverlässige und regelmäßige Entsorgung zu gewährleisten. Dafür war die VEMMAG genau richtig. Manchmal zogen wir schon früh los, noch vor der Essenausgabe, um solche Transporte durchzuführen. Wir hatten die strikte Anweisung, keinen an die Kartoffelschalen heranzulassen. Der Hunger war groß, und viele Gefangene hätten auch Küchenabfälle gegessen. Wenn wir also schon vor der morgendlichen Essenausgabe loszogen, dann hatten wir nicht so viel „Publikum“ um unseren Wagen herum, weil die meisten Gefangenen noch in den Baracken waren. Aber trotzdem, angebettelt wurden wir immer. Einmal wurde ich schwach. Ein Bauer aus Lambzig, einem kleinen Dorf unweit von Netzschkau entfernt, bat mich um Kartoffelschalen. Ich kannte den Mann von früher, er war einmal von außerordentlich kräftiger Gestalt, und wir hüteten uns als Kinder, über seine Wiesen zu rennen. Er konnte da sehr böse werden. Und nun ging er neben unserem Wagen her und versprach, die Schalen mehrmals zu waschen, dann zu kochen und ich brauchte keine Angst zu haben, dass er davon krank werden könnte. Er hatte ein kleines weißes, sauberes Leinensäckchen und dort hinein sollte ich die Kartoffelschalen füllen. Ich tat das dann auch, und in einem günstigen Augenblick, verborgen vor anderen hungrigen Augen, gab ich ihm das gefüllte Säckchen zurück.

Unser ursprüngliches Vorhaben, nur in unserer Zone 2 die Aschegruben zu entleeren, hatte schon lange keinen Bestand mehr. Inzwischen waren wir für sämtliche Zonen, das Frauenlager ausgenommen, zuständig geworden. Das hatte zur Folge, dass wir ungehindert von einer Zone in die andere wechseln mussten. Damit der Aufpasser am Zonentor uns gleich erkannte, auch wenn wir ohne unsere Karren kamen, hatten wir uns ein Abzeichen angeschafft. Das war ein kleines Blechschild mit der Einritzung „VEMMAG“. Hergestellt wurde es in der Kunstwerkstatt.

Alles, was an Unrat und Abfällen anfiel, entsorgten wir in Gruben, die wir vorher ausgehoben hatten. Dabei kam es auch vor, dass wir auf Gegenstände stießen, die noch vom Kriegsgefangenenlager stammten. Wir fanden angerostete Blechbüchsen, in denen früher Kondensmilch, Cornedbeef, Wurst und noch andere schöne Sachen enthalten waren. An anderen Stellen, an denen wir gruben, gab es schöne Steine. Einer von uns, Jochen Göpel aus Bärenstein – damals erst gerade mal fünfzehn Jahre alt geworden – entpuppte sich als begeisterter Steinesammler. Damit hatte er seinen Spitznamen weg: Jaspis.

Der Besuch der Theaterbaracke war im Lager organisiert. Normalerweise konnte man nicht ohne weiteres, so wie es einem gerade einfiel, hineingehen. Wir als VEMMAG jedoch hatten auch hier ein Privileg. Das hing zusammen mit unserem Einsatz beim Umbau. Ich ging oft ins Theater und habe dort als einer, der vorher noch nie in einem Theater war, angenehme Stunden verbracht und auch viel gelernt. Es ist erstaunlich und höchst lobenswert, was die Kultursektion des Lagers alles auf die Beine gestellt hat. Von den Liedern, die auf der Bühne gesungen wurden, habe ich heute noch manchen Text im Gedächtnis. So sang Hannes Schöbel, der Vater des bekannten Schlagersängers Frank Schöbel, folgenden Text: „Ich habe eine kleine Gartenlaube im Grünen, vor dem Tor, für mich allein und in dieser kleinen Gartenlaube wird das Glück für Dich und mich zu finden sein“. Diesen Text habe ich mir gemerkt. Vielleicht deshalb, weil er interpretiert wurde, als ich zum ersten Male in Mühlberg im Theater war. Der Kapellmeister war Hans Hackemesser.

Es gab auch ein großes Orchester. Operettenmelodien hörten wir, Sketche wurden gespielt und schöne Heimatwanderungen auf musikalische Weise durchgeführt. Volkstänze und Theaterstücke, wie zum Beispiel „Der Revisor“ oder „Der zerbrochene Krug“, kamen zur Aufführung. Am liebsten hörte ich zwei Lieder aus dem „Zarewitsch“ und „Das Land des Lächelns“, das Lied des einsamen Soldaten an der Wolga: „Hast Du da droben vergessen auch mich...“ oder „...und wie es da drinnen aussieht, geht niemand was an...“. Bei diesen Texten und den schönen Melodien, da konnte ich einerseits abschalten aber andererseits wühlten sie mich auch auf. Ich habe nicht die richtigen Worte parat, um meine Gefühle dabei zutreffend beschreiben zu können. Diese beiden Lieder stehen auch heute noch auf meiner Hitliste ganz oben. Ob bei den vielen Gefangenen, die im Laufe der Zeit immer mehr abmagerten, später noch ein reges Interesse an einem Theaterbesuch bestand, weiß ich nicht. Ich habe aber Zweifel in dieser Hinsicht. Wenn ein Mensch körperlich und seelisch ganz unten angelangt ist, verliert er an vielem das Interesse und die Lethargie nimmt immer mehr zu.

Es gab auch Kameraden, die Theaterbesuche ablehnten. Sie setzten ihren knurrenden Magen in Beziehung zum Theater. Der knurrende Magen siegte. Mehr zu fressen brauchen wir, und keine Theater.

Aus dem Angebot der **Kultura** nachfolgende Erinnerungen von Mitgliedern des Ensembles:

Das Theaterjahr 1946

Ellegard Liesfeld erinnert sich:

„Als ich im Januar 1946 in Mühlberg interniert wurde, gab es im Lagertheater sechs Abteilungen.

- 1) **Die Abteilung Volkstum**, die von dem Heimatdichter Stefan Dietrich geleitet wurde, steuerte für das Programm des Jahres 1946 bei:

„Hoch droben auf dem Berge“
ein erzgebirgisches Heimatstück;

„Heiner auf der Walz“

Wanderjahre eines jungen Burschen, der durch die deutschen Lande zieht. Viele Geschichten, Lieder und Tänze;

„Das kalte Herz“

ein Spiel nach dem Märchen von Wilhelm Hauff;

ferner:

Bilder und Szenen aus dem Erzgebirge, Erzählungen von Stefan Dietrich („Saafnlob“), Lieder, die junge Mädchen beim Klöppeln in der Hutzenstube singen, Mundartlieder und Volkstänze, Szenen von der „Leipziger Kleinmesse“ mit Seiferts Oskar

(Rita Leucht ergänzt:

„In der Aufführung ‚Heiner auf der Walz‘ trugen wir teils Kostüme aus dem Theaterfundus, teils Dirndl-Kleider, die wir aus karierten Bettbezügen genäht hatten. Soweit ich mich erinnern kann, hat Anny Nägler die Noten zu den Volkstänzen, die sie einstudierte, aus dem Gedächtnis niedergeschrieben.“)

- 2) **Die Abteilung Kabarett**

leitete der Wiener Journalist Erwin Stranik. Sie bot

Akrobatische Turnvorführungen durch Jugendliche,

Sketche (z.B. „Der Tellersketch“),

Pantomimen,

Chansons (z.B. „Die Bajadere“)

Rezitationen von Wilhelm Busch,

Ironisch heitere Verse von Ewald Bahr,

Darbietungen der Tanzgruppe Sternich (z.B. Untern Linden“)

- 3) **Die Abteilung Großes Orchester**

spielte unter der Leitung von Ernst Roth und Wolfgang Sachse:

Sinfonien, Opern- und konzertante Unterhaltungsmusik

4) **Die Abteilung Tanzorchester**

(Leiter: Hans Hackemesser, Stellvertreter: Heinz Meissner) spielte:

Tanz- und Unterhaltungsmusik der 20er und 30er Jahre, Schlager, die Hans Hackemesser, Heinz Meissner und Fritz Rotter im Lager komponiert hatten, Melodien, die durch verbindende Texte zu kleinen Revuen arrangiert wurden

u. a. „Eine Reise um die Welt“.

Die darin vorkommenden Tanzeinlagen studierten Hans Hackemesser und Ballettmeister Jochen Callies ein

5) **Die Abteilung Dramaturgie**

(Leitung: Georg Hartmann) brachte 1946 ins Programm:

„Schneider Wippel, Lustspiel von Hans Müller Schlösser;

„Die Heirat“, Komödie von Nikolai W. Gogol;

„Der zerbrochene Krug“, Lustspiel von Heinrich v. Kleist;

„Der Wald“, Komödie von Alexander N. Ostrowski;

„Tolles Geld“ Komödie von Alexander N. Ostrowski;

„Der wahre Jakob“, Schwank;

„Friederike“ Operette v. Franz Lehar.

Gottfried Becker vervollständigt *Ellegard Liesfeld-Ratajs* Aufzählung der KULTURA_Abteilungen: Es gab noch eine Abteilung und das war:

6) **Die Abteilung Männerchor.**

Gute Stimmen gesucht

Als wir am 22. September 1945 eng zusammengepfercht in einem klapprigen Omnibus von den Russen ins Lager Mühlberg transportiert wurden, sagte ein Kamerad zu mir: „Siehst du den kleinen Mann da drüben? Der sieht so unscheinbar aus, aber der hats in sich. Das ist der Lehrer Martin Hornung aus Borna, der sich in seiner Heimat als Chordirigent einen Namen gemacht hat“.

Vierzehn Tage nach unserer Einlieferung hörte ich, dass ein Lagerchor gegründet werden sollte und gute Singstimmen gesucht würden. Da ich in der HJ eine Singschar geleitet hatte, sagte ich mir: Versuch im Lagerchor Mitglied zu werden. Also ging ich in die Baracke, in der sich Interessenten melden

konnten. Beim Aufbau des Chors spielte Lehrer Hornung die Hauptrolle. Mich als Jugendlichen mit Notenkenntnissen und Gesangserfahrung nahm er gern auf, da sich bei ihm hauptsächlich Männer zwischen vierzig und sechzig – darunter sehr viele Lehrer – gemeldet hatten.

Mit der VEMMAG hatte eine Entwicklung begonnen, die uns Jungs aus dem moralischen Tief allmählich herausholte. Es kann ja auch sein, dass wir uns nach dem großen Absturz während der ersten Mühlberger Wochen etwas erholt hatten. Vielleicht deswegen, weil wir uns nach und nach und immer mehr an das Lagerleben, so schlimm es auch war, gewöhnten. Die VEMMAG jedoch, war eine ganz andere Kategorie. Die **Arbeit**. Wir hatten sie uns selbst verordnet. Da war zunächst unser **körperlicher Einsatz**. Wir bewegten uns schnell und arbeiteten flink, vor allem **kameradschaftlich**. Es drückte sich keiner von der Arbeit auf Kosten der anderen. Wir waren ständig in Bewegung an frischer Luft, unsere Körper wurden kräftiger und widerstandsfähiger, wir wurden abgehärtet. Aber auch **gedanklich** mussten wir uns mit der Arbeit auseinandersetzen. Es galt zu überlegen, was machen wir heute zuerst, in welcher Reihenfolge erledigen wir diese oder jene Tätigkeit, wie viel Leute werden jeweils gebraucht, wer fährt raus zu den Russen, wie organisieren wir Brikett, wann streckt „Pintek“ seine Fühler zur Küche aus, usw. Die **Beschaffung von zusätzlichem Essen**, äußerst wichtig, klappte fast immer. Damit „bezahlen“ die Küchen unsere Arbeit, die wir für sie verrichteten. Und mit einem satten Gefühl im Magen, steigt bekanntlich die Stimmung, steigt die Moral. Die Lebensgeister erwachten wieder, die Lebenslust stieg, es wurden nun auch wieder Scherze gemacht. Unsere Arbeit machten wir sehr gewissenhaft, wir nahmen sie ernst. Wir wurden anerkannt. Vielleicht kann man sogar sagen, wir waren im Lager zu einer „Institution“ geworden. Schließlich nutzten wir, wie schon geschildert, das kulturelle Angebot der **Kultura**.

Wir hatten eine Aufgabe. Sie war notwendig und sinnvoll. Dreck, Unrat und Abfälle mussten beseitigt werden. Stumpfsinn und Apathie waren bei uns chancenlos. Nachfolgend ein Bild, wie wir es täglich bei unserer Arbeit sahen.



Herumstehen – Herumlaufen – Reden und Hoffen: Stumpfsinn zwischen Latrine und Baracken
(Bild von Walter Reiche)

Unseren ersten Kolonnenführer, den jungen Mann aus der Handwerkerzone, hatten wir abgesetzt. Er hatte sich uns gegenüber eine Art Gutsherrenmanier angewöhnt, und als er sich trotz Abmahnung nicht änderte, musste er gehen. Aber einen Leiter brauchten wir. Wir bekamen einen Mann, Mitte bis Ende der Dreißig, und das war genau der Richtige. Er wusste genau, worauf es ankam. Jeder konnte mit ihm reden, er hatte viel mehr Lebenserfahrung als wir. Er koordinierte unsere Einsätze, denn inzwischen fuhren bei uns schon zwei, später drei Wagen, und Jugendliche aus anderen Kompanien waren zur Verstärkung der VEMMAG zu uns gekommen. Er besorgte Aufträge und festigte unsere Verbindungen zur Küche und zur Lagerführung. Letzten Endes drehte es sich hauptsächlich um zusätzliches Essen. Um ehrlich zu sein, wir vertilgten damals ziemlich viel an Graupen und allem anderen, was erreichbar und essbar war. Manchmal gaben wir auch anderen Kameraden von unserem Essen etwas ab. Ich gebe zu, das taten wir sehr sporadisch und letzten Endes ist uns das auch nicht gut bekommen. So sehr sich die von uns Bedachten darüber freuten, so sehr waren die anderen ärgerlich und neidisch. Wir unterließen das dann auch, zumal ziemlicher Wirbel entstand und ein entsprechender Hinweis an unsere Adresse ergangen war. Wir arbeiteten viel und auch schwer an der frischen Luft und dieser Unterschied zu den meisten anderen Gefangenen, die

den ganzen Tag über kaum etwas taten beziehungsweise zum Nichtstun verurteilt waren, beruhigte doch etwas unser Gewissen, wenn wir mehr als andere zu essen hatten.

Eines Tages – sozusagen zwischen zwei Fuhren – traf ich Kurt Schmalfuß, früher mal ein kräftiger Maurerlehrling, auf dem Wege ins Lazarett. Er sagte mir, dass es in seiner Brust beim Atmen immer so „rascheln“ würde. Wie wir Netzschkauer dann erfuhren, kam er auf die Station für Tuberkulose. Harry, Walter und ich besuchten ihn dort auch, er war schon mächtig am Boden und wollte eine Zwiebel haben. ‚Das ist ein ziemlich ungewöhnlicher Wunsch eines todkranken jungen Menschen‘, dachten wir, und, wie sollen wir an eine Zwiebel herankommen? ‚Unmöglich‘, sagten wir. Nach zwei Tagen hatten wir die Zwiebel, brachten sie Kurt, aber ich hatte den Eindruck, er hatte seinen Wunsch mit der Zwiebel wieder vergessen oder er war schon nicht mehr richtig beisammen. Ein paar Tage darauf erfuhren wir, dass Kurt gestorben sei. Es war der erste Tote unseres Jahrgangs aus Netzschkau.

Im Jahre 1946 verstarb auch Gottwald Stark aus unserem Ort. Mir wurde berichtet, dass er sehr leidvoll unter großen Schmerzen, die ihm eine schwere Gesichtsrose bereitete, zugrunde ging. Man kann es nicht anders sagen. Er war in der Nachbarbaracke Spieß und von daher, was die Verpflegung betrifft, doch etwas besser dran als die meisten anderen Kameraden. Das nutzte ihm aber nichts, denn es gab keine Medikamente gegen seine Krankheit. Übrigens, er war der Bruder von Emil Stark. Dieser Mann wurde zusammen mit dem Ortsgruppenleiter Purche und anderen vom Bürgermeister Pfeifer am 29. September 1945 als Kriegsverbrecher genannt. Den Brüdern Stark gehörte die Netzschkauer Maschinenfabrik NEMA. Sie waren verhaftet wurden, weil in ihrer Firma viele Ostarbeiter Zwangsarbeit verrichten mussten. Außerdem war die NEMA ein Rüstungsbetrieb. Wie ich hörte, ist auch Emil Stark während der Gefangenschaft gestorben. Wahrscheinlich im „Speziallager“ Buchenwald, dem ehemaligen KZ der Nazis. Noch eine aussagestarke Besonderheit: Bei den Russen wurde Emil Stark verhaftet. Ein paar Monate zuvor fungierte er als Bürgermeister. Die Amerikaner hatten ihn eingesetzt. Diese Differenz ist doch ziemlich bemerkenswert.

Mit unserem VEMMAG-Müllwagen kamen wir bis in die letzte Ecke des Lagers. Am 8. Juni 1946 fuhren wir an der hinteren Begrenzung des Frauenlagers entlang. Mit einigen Frauen kamen wir ins Gespräch und meine Kameraden erwähnten, dass ich heute Geburtstag habe. Wir sollen heute noch einmal hier entlang fahren, meinten die Frauen. Wir taten das auch und ich bekam ein Geburtstagsgeschenk. Auf einer kleinen schmalen Holzleiste waren zwei Vögelchen aufgemalt, eines flog gerade davon. Auf dem Holz stand geschrieben: Wenn ich ein Vöglein wär’ und auch zwei Flügel hätt! Aus heutiger Sicht vielleicht eine Kleinigkeit,

nicht der Erwähnung wert. Aber damals: Freude, ein Riesengeschenk ideeller Art, wir kommen hier auch wieder raus, eben ein Stück Lebenswillen. Außerdem wuschen die Frauen mir noch ein Oberhemd. Zwei Tage später konnte ich es mir wieder abholen. Es sah aus wie frisch aus Mutters Wäscheschrank.

Angehöriger unserer neunten Kompanie war auch Heinz Schlicke. Er war schätzungsweise 25 Jahre alt, gehörte bis zur deutschen Kapitulation 1945 der Waffen-SS an, war blond, groß und kräftig und wegen einer Kriegsverwundung leicht gehbehindert. Heinz Schlicke schlief nicht in unserer Baracke sondern in einer Unterkunft, die für Angehörige eines bestimmten Arbeitskommandos vorgesehen war. Ich habe in Erinnerung, dass er entweder in der Bäckerei oder im Magazin tätig war. Und genau dieser Heinz Schlicke war es, der eine Woche lang in unserer Kompanie – es war im ersten Halbjahr 1946 – für große Aufregung sorgte. Er war nämlich verschwunden. Es begann das große Rätselraten und sofort wurden um ihn allerlei Legenden gesponnen. Zunächst jedoch schimpfte Hans Straßburger, unser damaliger stellvertretender Kompanieführer, vor der angetretenen Kompanie mächtig über das unkameradschaftliche Verhalten des Flüchtlings. Man muss damit rechnen, so sagte er, dass auf unsere Kompanie Repressalien seitens der Russen zukommen. Seiner Meinung nach, werden wir alle wegen der Flucht zu leiden haben. ---- Das Rätselraten um die Flucht von Heinz Schlicke hielt nur wenige Tage an. So schnell wie er verschwunden war, tauchte er auch wieder auf. Was also war geschehen? So ganz genau erfuhr das wohl keiner von uns. Eine von mehreren Legenden möchte ich hiermit wiedergeben. Mit einem Kommando, natürlich unter Bewachung, war Heinz Schlicke im Raum Sachsen unterwegs, um Produkte, wahrscheinlich Mehl, für das Lager zu holen. In einem günstigen Augenblick riskierte er die Flucht, die zunächst auch gelang. Da er über keinerlei Ausweispapiere verfügte beschloss er, sich diese aus seiner Wohnung zu holen. Dabei wurde er ertappt und festgenommen. Im Lager wieder angekommen kam er sofort in Arrest. Vorher jedoch nahmen die Russen ihm die Schnürsenkel ab. Sie befürchteten, er könnte sich in seiner Lage das Leben nehmen. In der Zelle bekam Heinz Schlicke Besuch von Boris. Das war der im Lager gefürchtete Schläger. Kein richtiger Russe, kein richtiger Deutscher, ein Zivilist. Dieser Kerl gab dem Arrestanten einen Strick, er soll sich damit aufhängen. Heinz Schlicke nahm den Strick und fertigte sich daraus Schnürsenkel. Seine Flucht zog keine Repressalien gegen unsere Kompanie nach sich.

Der Sommer war gekommen und im Lager wurde ein Transport zusammengestellt. Unser Kompanieführer gehörte auch dazu. Es war der sogenannte Offizierstransport. Wir waren gerade in der Nähe der Kulturbaracke, als auf der Lagerstraße aus Richtung Küche die für diesen Transport vorgesehenen Gefangenen in einwandfreier Marschordnung ankamen. Es waren mindestens 500 Mann. Sie sangen: „Ich bin ein freier Wildbretschütz und hab ein weit Revier“! So, wie sie dieses Lied sangen, klang es irgendwie trotzig. Inzwischen hatten sich auch sowjetische Offiziere eingefunden. Auch diese sahen interessiert zu. Dann kamen die Kommandos: „Lied aus! Abteilung – Halt!“ Zwischen dem Ankündigungskommando „Abteilung“ und der Ausführung „Halt“, legten die Männer einen tadellosen Paradeschritt hin. Den russischen Offizieren sah ich an, dass sie von dieser militärischen Disziplin überrascht und angetan waren. Inzwischen weiß ich, genau an derselben Stelle, während des Krieges, hatte ein Vorbeimarsch sowjetischer Soldaten vor deutschen Offizieren stattgefunden. Davon gibt es eine Fotografie. Heinz Schlicke der „Ausreißer“ verließ mit diesem Transport das



Sowjetische Kriegsgefangene bei einem Vorbeimarsch, Juni 1944. Foto Nr. 80673, Stalag IV B

Lager Mühlberg.

Durch die Arbeit war unsere Garderobe sehr verschlissen. Wir bekamen abgetragene russische Uniformen und auch eine Art Stiefel zur Verfügung gestellt. Es war zum Piepen: Nun sahen wir aus wie die Russen. Später dann, als es kalt wurde im Herbst, bekamen wir Wintermäntel. Es waren noch gut erhaltene Uniformmäntel irgendeiner anderen Armee. Ich tippte damals auf Jugoslawien. Außerdem erhielt ich einen deutschen Soldatenrock aus der Vorkriegszeit. So

richtig mit silbernen Knöpfen, Tressen und Biesen und silbern besetzten Ärmelaufschlägen. Damit fiel ich auf im Lager. Er passte mir wie angegossen und viele ältere Gefangene fragten, ob ich bei der Wehrmacht Kadett gewesen sei.

Ab und zu mussten wir aus dem Lager Briketts zu den Russen nach draußen fahren. Natürlich wurde bei diesen Gelegenheiten der Bedarf unserer Baracke zu einem großen Teil mit abgedeckt. Einmal draußen, wir waren vier Mann, kam der russische Koch und stellte uns einen mit Essenresten fast voll gefüllten Eimer hin. Blitzschnell hatten wir unsere Löffel zur Hand und im Handumdrehen war der Eimer leer. Kartoffelbrei, Brotreste, Fleischstückchen und braune Zwiebel: Es war ein köstliches Mahl und eine willkommene Abwechslung im „Speiseplan“.

An diese Begebenheit musste und muss ich sehr oft denken, bis in die heutigen Tage hinein. Aber meinen Kameraden, die mit dabei waren, geht es genau so wie mir. Ich überlegte, was wohl dieser Koch für ein Mensch gewesen war. Handelte er spontan, oder überlegt? War es ganz einfach ein guter Mensch, der wusste wie es ist, wenn ein Mensch ständig Hunger hat und deshalb aus Mitleid den Eimer vor uns hinstellte, oder hat er den Eimer einfach nur vergessen, oder beobachtete er, vielleicht sogar mit einigen seiner Kameraden, die angeblich kulturvollen Deutschen, wie sie voller Gier über das Essen herfielen? Man kann also ein bestimmtes Vorkommnis, je nach persönlicher Einstellung zu anderen Menschen, so oder ganz anders interpretieren. Meine Meinung ist: Der russische Koch war schlicht und einfach ein guter Mensch. Dabei ist es egal, ob er spontan oder überlegt gehandelt hat.

Zwar nicht so köstlich wie die Essenreste von dem russischen Koch, aber auch eine gewisse Bereicherung und Abwechslung im Speiseplan war Knochenbrühe, **jawohl: Knochenbrühe**, die wir uns selbst zubereiteten. Wir holten aus der Küche Knochen, für die es dort keine Verwendung mehr gab. Im Fourierraum stand ein Waschkessel, der sich sehr gut für unser Vorhaben eignete. Die Knochen kamen dort hinein, Wasser und Salz ebenfalls. Wenn das Wasser einige Stunden gekocht hatte, zeigten sich tatsächlich an der Oberfläche Fettaugen. Nicht viele, aber immerhin. Die Brühe sah auch aus wie Brühe, schmeckte ähnlich wie Brühe und dazu aßen wir aufgespartes Brot. Wir bekamen als Arbeitskommando täglich eine kleine Zusatzration von 50 Gramm Brot. Der Fourier schrieb uns dieses Brot gut, und nach zehn Tagen hatte jeder eine ansehnliche Portion, die wir uns zusammen mit der „Knochenbrühe“, (fast hätte ich geschrieben: Fleischbrühe) schmecken ließen. Hinterher hatte ich immer ein

Aufstoßen, als wären es zehn Eier, die ich im Magen hatte und nicht das, was es wirklich gewesen war.

Im Lager befand sich auch ein Teich, der von Grundwasser gespeist wurde. Das Baden darin war untersagt. Vielleicht deswegen, weil in einer Entfernung von etwa 400 Metern unsere Toten verscharrt wurden. Wir von der VEMMAG, aber auch andere, ließen sich den Badespaß nicht entgehen. Im Sommer 1946 hatten wir schönes warmes Wetter und einigen Kameraden brachten wir sogar das Schwimmen bei. Die am Teich für unsere Arbeit verloren gegangene Zeit arbeiteten wir vor oder nach. Es kam nicht auf die Stunden an, sondern es galt, alle Arbeit zu schaffen. Und da ließen wir nicht locker, denn unser zusätzliches Essen durfte keinesfalls gefährdet werden. Essen und gesund bleiben: Das war die Hauptsache.

Es ist kaum zu glauben, aber wahr. In diesem Elendslager, inmitten von Hunger und Krankheit und von täglich sterbenden Kameraden, wurde auch Fußball gespielt. Es gab zwei Mannschaften, die der VEMMAG, also unser Team und die der Arbeitseinsatzmelder. Gespielt wurde hinter der Baracke Nr.8. Den mit Lumpen gefüllten Fußball fertigte ein uns gut bekannter Sattler aus Netzschkau an. Auch die Reparaturen am Ball übernahm er. Gespielt wurde meistens Sonnabend Nachmittag. Mal gewannen wir, mal die anderen. Der Lagermeister wurde nie ermittelt. Insgesamt werden die Spiele wohl unentschieden ausgegangen sein. Ich selbst traute mich nicht mitzuspielen, ich hatte Rücksicht zu nehmen auf meine Brille.

Gleich neben unserer Baracke 7 war in Richtung Küche ein freier Platz. Die Unterkunft die darauf gestanden hatte, war irgendwann abgebrannt. Es kann sogar sein, dass die Kriegsgefangenen bei ihrer Befreiung zu Kriegsende, damit ein Freudenfeuer veranstaltet hatten. Die dadurch entstandene freie Stelle hatten Gefangene aus unseren Reihen, zu einem großen Schachbrett umgestaltet. Größe etwa 8 mal 8 Meter. Bei schönem Wetter wurde darauf Schach gespielt. Die Spielfiguren waren Menschen und die zum Spiel gehörenden zwei Damen waren auch wirklich Frauen. Aber nicht nur das. Alle Spielfiguren trugen sogar die ihrer Funktion entsprechende Kleidung. Die Damen in langem Kleid, die Läufer mit einem Hütchen mit Feder auf dem Kopf usw. Der Platz wurde auf den Namen Botwinik getauft. Das war damals ein bekannter sowjetischer Schachgroßmeister. Wir hatten im Lager sehr gute Schachspieler und beim Zusehen konnte man nur lernen. Es sah schön aus, wenn die Dame bei einem entsprechenden Spielzug von ihrem König, natürlich mit einer Krone auf dem Kopf, zu ihrem neuen Feld galant geleitet wurde. Ein großes interessiertes und sachverständiges Publikum hatten die Schachvorführungen immer.

Die Verpflegung in Mühlberg war immer schlecht, vor allem einseitig. Den im Brot enthaltenen und in den meisten Suppen kaum wahrnehmbaren Kohlenhydraten standen Eiweißmangel, Vitaminmangel und Fettarmut gegenüber. Am 5. November 1946 wurden die Rationen sogar noch gekürzt. Anstatt der bisher 600 Gramm Brot pro Mann und Tag, gab es nur noch 300 Gramm. Aber auch andere Produkte wurden reduziert. Um diese Zeit erschien auf dem Speisezettel „Pülpe“. Das ist für die menschliche Ernährung ein völlig wertloses Abfallprodukt, das in der Landwirtschaft versuchsweise bei der Fütterung von Schweinen als Füllsel verwendet wurde. Es enthält weder Kohlenhydrate noch Eiweiß. Ich habe dieses Zeug nicht gegessen. Wozu, dachte ich, wenn nichts drin ist, dann belaste ich meinen Körper doch nur. Aber gegessen wurde die Pülpe von vielen Gefangenen, um wenigsten kurzzeitig den Hunger zu stillen. Die Reduzierung der Rationen hatte natürlich schlimme Folgen. Erstens musste noch mehr gehungert werden, zweitens hatten die im Lager kursierenden Krankheiten leichteres Spiel, denn die Abwehrkräfte der Gefangenen ließen nach und drittens litt darunter auch die Moral, der Überlebenswille wurde beschädigt. Es kam so wie es kommen musste: die Todesrate stieg an.

Das zeigt die Anzahl der gestorbenen Kameraden vom 10. Dezember 1946 bis Februar 1947. Warum im März 1947 die Todesrate wieder abnahm, ist mir nicht bekannt. (Ich befand mich seit dem 8. Februar 1947 bereits auf Transport Richtung Sibirien). Vielleicht wurde die Kürzung der Brotrationen voll oder teilweise zurück genommen. Es ist aber auch denkbar, dass die Kameraden mit der Jahreszeit Frühling wieder neue Hoffnung auf eine baldige Heimkehr geschöpft hatten.

Dez. 46/Abg.	Jan47/Abg.	Febr. 47/Abg.	März 47/Abg.
01. ?	11	28	16
02. ?	7	38	7
03. ?	10	33	13
04. ?	15	37	8
05. ?	14	32	8
06. ?	17	28	15
07. ?	14	21	9
08. ?	21	30	8
09. ?	22	36	14
10. 9	16	34	13

11.	13	16	31	32
12.	6	41	70	30
13.	6	18	25	13
14.	7	12	24	8
15.	9	22	36	8
16.	7	27	35	7
17.	9	15	23	9
18.	11	10	26	7
19.	10	17	28	5
20.	21	8	27	7
21.	24	13	35	3
22.	13	3	25	9
23.	22	14	20	14
24.	23	19	21	8
25.	?	12	21	11
26.	1	12	3	5
27.	7	32	3	4
28.	6	15	-	-
29.	11	19	-----	17
30.	13	28	-----	8
31.	7	33	-----	11
<hr/>				
	235	533	770	327
Pro Tag	10,68	17,19	27,50	10,54

Makaber, also Schauer erregend ist sie schon, diese Aufstellung. Ich weiß nicht, wer konkret die Menschen gewesen sind, die in dieser Zeit starben. Mit Sicherheit waren viele Jugendliche meines Alters dabei, die unschuldig gefangen gehalten wurden. Ich weiß auch nicht, wie genau diese Zahlen sind. Sind wirklich z.B. am 12. Februar siebzig Kameraden gestorben und am 28. Februar soll es keine Toten gegeben haben? Das ist zumindest fraglich. Es kann auch mit der russischen Nachweisführung zusammenhängen. Vielleicht wurden die Toten als gestorben gemeldet, die an dem betreffenden Tag durch die Wache zum Massengrab getragen wurden. Aber insgesamt, sozusagen unterm Strich, sind die Angaben real. Wenn ich

von 12000 Gefangenen ausgehe, dann sind allein im Februar 1947 6,5% der Häftlinge gestorben. Die russische Führung hätte wissen müssen, was passiert, wenn von einem Tag auf den anderen, das war der 5. November 1946, die Brotrationen um die Hälfte gekürzt werden. (Es existieren Unterlagen, wonach in der Zeit von 1945 bis 1950 in allen sowjetischen Speziallagern auf deutschem Boden, 1700 Jugendliche im Alter von zwölf bis siebzehn Jahren gestorben sind).

Wie viele Menschen durch dieses Lager geschleust wurden, wird wohl niemand genau wissen. Es sollen zirka 22.000 Gefangene gewesen sein. Die Höchstbesetzung waren 13.000 Personen. Tote gab es bis zur Schließung ungefähr 6.800. Nach meiner Schätzung starb von allen Gefangenen, die von 1945 bis 1948 im Speziallager 1 gefangen gehalten wurden – ob sie ständig oder nur für eine kürzere Zeit hier waren – jeder Dritte. Ich muss an dieser Stelle aber auch gestehen, dass all das Elend in diesem Lager doch etwas an uns von der VEMMAG vorbeiging. Wir fuhren weiter mit unseren Wagen durch das Lager, wir organisierten nach wie vor zusätzliches Essen, was aber auch immer komplizierter wurde. Auf Grund unserer nicht ganz leichten Arbeit an der frischen Luft und mit einem gesättigten Magen, schliefen wir auch nachts gut auf unserem harten Lager. Wir hatten uns daran gewöhnt, auf harten Brettern zu schlafen.

Hunger tut weh, das sagt schon ein altes Sprichwort. Über längere Zeit hinweg hungern zu müssen verursacht körperlichen Schmerz, der allerdings nach und nach weniger wird. In dieser Periode, wo der Hunger als körperlicher Schmerz nicht mehr gespürt wird, steigt die Gefahr, die Lebensgefahr. Das Siechtum setzt ein. Es ist deshalb ganz natürlich, dass in einem solchen Hungerlager wie Mühlberg jeder bestrebt war, sich zusätzlich etwas Essbares zu beschaffen. Die Kameraden in der Bäckerei, in der Küche oder Lagerführung und auch in anderen Kommandos, hatten zumindest für einen bestimmten Zeitraum eine zusätzliche Nahrungsquelle. Das waren aber die Ausnahmen. Die große Masse hungerte und hätte alles gegeben für ein Stück Brot. Die Gespräche drehten sich hauptsächlich ums Essen, wann bin ich mit Nachschlag wieder dran, wie komme ich zu einem „Sätzchen“ (eine zusätzliche Essenportion). Im Herbst fuhren mit Kartoffeln beladene Pferdefuhrwerke ins Lager. Es müsste doch möglich sein, so dachte ich, hinter dem Kutscher an den Wagen heran zu springen, einige Kartoffeln zu greifen und schnell wieder zu verschwinden. Gedacht, getan. Es ging alles sehr schnell, genauso wie ich es mir vorher gedacht hatte. Ich stopfte „meine“ wenigen Kartoffeln in die Taschen, wollte mich davon machen, aber ein Polizist der

„Gelapo“, so nannten wir die geheime Lagerpolizei, hatte mich beobachtet. Ich wurde gestellt und zu meinem Kompanieführer gebracht, dem die Höhe meiner Strafe überlassen wurde. Als der Polizist unsere Baracke verlassen hatte, lächelte mein Kompanieführer Hans Straßburger etwas und sagte: „Kannst gehen, Rudolf, hat sich erledigt“. Ich war natürlich heilfroh, so glimpflich davon gekommen zu sein.

Einmal hatten wir von der VEMMAG doch zu sehr übertrieben und beinahe wäre es uns allen an den Kragen gegangen. Der Auftrag lautete, Kartoffeln und Möhren aus einer Miete in eine leer stehende Baracke in der Zone 3 zu transportieren. Die Versuchung war zu groß. Wir zweigten unseren Bedarf ab. Das ging ganz einfach, weil die Knollen nicht gewogen wurden und auch noch nicht von der sowjetischen Lagerführung an das deutsche Magazin übergeben worden waren. Wir übertrieben unser „organisiertes Abzweigen“ in Größenordnungen: Es waren eben unsere Einkellerungskartoffeln für das Winterhalbjahr. Wir schafften uns Vorräte an, während tausende unserer Kameraden hungerten. Dass wir etwas Unrechtes taten, kam uns nicht in den Sinn. Wir stahlen nicht, wir klauten nicht und wir mausten nicht, wir **„organisierten“**. Und das war unter Mühlberger Verhältnissen etwas fast ganz normales. Wir hätten uns nie einfallen lassen, einem Kameraden direkt etwas wegzunehmen. Es soll keine Rechtfertigung sein, aber erwähnen möchte ich es schon: Jeder im Lager hat solche oder ähnliche Gelegenheiten zum „organisieren“ genutzt, bzw. hätte sie genutzt, wenn sie ihm geboten worden wäre. Also wie erwähnt, das „Abzweigen“ bzw. „Organisieren“ war für uns kein großes Problem. Aber wohin mit der Beute? Wir kochten uns zwar jeden Abend Pellkartoffeln, schlugen Kartoffelbrei, verzichteten zu Gunsten der „Alten“ auch einige Male auf unser offizielles Essen, aber trotzdem: Wir hatten Sorge, wohin mit den Kartoffeln? Essbares zu verstecken, wenn über zweihundert hungrige Augenpaare beobachten, ist kompliziert. Den größten Teil unserer Beute verbrachten wir auf die Dachbinder unserer Unterkunft. In unserer Baracke gab es eine Zwischendecke. Also sah man von unten die Dachbinder nicht. Ein Fremder, der in unsere Baracke kam, hätte nie vermutet, dass über seinem Kopf einige Zentner Kartoffeln versteckt sind. Dann eines Abends, wir kamen von der Arbeit und waren kaum in unserer Unterkunft, strömten Lagerpolizisten durch die Tür. Sie hatten erst unsere Baracke umstellt und gewartet bis auch die Letzten von uns ankamen. Nichts ahnend waren wir in die Falle gegangen. Es ging natürlich um die Kartoffeln. So zielgerichtet wie sie unsere Schätze aufspürten, so schnell wurde uns klar: ‚Da ist Verrat im Spiel‘. Nun muss man sich mal vorstellen, wir hatten Essen verschenkt, wir hatten auch auf unsere zustehende Ration ein paar Tage lang verzichtet, wir sorgten dafür, dass Briketts zum

Heizen vorrätig vorhanden sind und trotzdem – der Verrat. Unser Kolonnenführer wurde gleich verhaftet und kam in Arrest. Wir mussten unsere Wagen abgeben, eine neue VEMMAG sollte unsere Arbeit übernehmen. Unsere gesamten Vorräte hatten die Polizisten aber nicht gefunden, damit war die Ernährungslage für die nächsten Tage sichergestellt. Wir versorgten unseren „VEMMAG-Chef“ über Dieter Rauschenbach, der ja Gehilfe beim Arresthaus-Kommandanten war, mit Essen – und dann die Überraschung: Es verging nicht einmal eine Woche und man bat uns, wieder zu fahren. Unsere Hauptkunden wünschten die „alte VEMMAG“ wieder. Ich schrieb ja schon, unsere Arbeit war schwer und verlangte eine gute körperliche Verfassung und die hatten im Lager nur wenige. Wir erhielten einen neuen Kolonnenführer, das war schade, aber es hätte schlimmer kommen können. Wir arbeiteten wieder und außer der offiziellen Ration gab es kein Mein oder Dein, alles wurde geteilt. Ich möchte ein „Nachwort“ von Günther Dittrich übernehmen, welches er unserer „VEMMAG“ widmete:

„Trotz Hunger, Unfreiheit und Entbehrungen waren für mich die Jahre im Arbeitskommando VEMMAG ein echter Gewinn. Denke ich an Mühlberg, drängen sich mir unweigerlich Erinnerungen an die VEMMAG auf. In dieser Gruppe fast Gleichaltriger erlebte ich, was uneigennütziges Füreinanderstehen bedeutete. Gerade in einem solchem Lager! Niemand von uns fühlte sich je alleingelassen, auch nicht, wenn er krank wurde oder gar ins Lazarett eingeliefert wurde. Es ist gewiss nicht übertrieben, wenn ich resümiere: Das Kommando ersetzte uns die Familie. Es gab uns Geborgenheit, eine gewisse Sicherheit und damit die physische und psychische Kraft, ohne die ein solches Lager kaum zu überleben war. Noch heute denke ich gern an den zwar raubeinigen, aber immer herzlichen Umgang, den wir miteinander pflegten. Und ich bin heute noch dankbar, dass ich erleben durfte, was echte Kameradschaft bedeutete. Nicht jeder Gefangene erfuhr das“.

Günther Dittrich hat Recht, ich schließe mich dem voll an. Zudem machten wir eine sinnvolle, notwendige Arbeit, sie wurde uns nicht befohlen, wir wurden auch nicht reglementiert, wir brachten Arbeitsanfall und unsere Zeit ins richtige Verhältnis und möglicherweise aufkommende Depressionen konnten sich kaum entwickeln.

Fazit ist: Die VEMMAG, das waren wir und wir waren die VEMMAG. Mit unserer Arbeit in allen Zonen des Lagers, bis hinaus zu den Russen, schufen wir

Jungs uns ein Stück Freiheit in der Unfreiheit. (Klingt sehr widersprüchlich, aber ich sehe das so).

Es tut sich was!

Im Januar 1947 war eine Kommission angesagt. Niemand durfte die Baracke verlassen, und es erschienen einige sowjetische Offiziere, darunter eine Ärztin. Begutachtet auf ihre körperliche Verfassung wurden alle männlichen Inhaftierten unter fünfzig Jahre. Ich hatte mir vorgenommen, mich weder davor zu drücken noch freiwillig zu melden. Das Schicksal sollte entscheiden. Wie's kommt, so kommt's.

Gleich beim ersten Zugriff gehörte ich zu denjenigen, deren körperliche Verfassung als ausreichend eingestuft wurde und kam mit auf eine Liste. Die gleiche Prozedur wurde aber ein oder zwei Tage später noch einmal durchgeführt, sicherlich war beim ersten Durchgang die festgelegte Planzahl nicht erreicht worden. Die zweite Meßlatte für „kräftig genug“ wurde eben einfach etwas tiefer gelegt. Es dauerte nur wenige Tage, und die Auserwählten mussten in eine Art Quarantäne umziehen. Dort bekamen wir sofort bessere Verpflegung – also wieder 600 Gramm Brot. Vielleicht war auch das Essen etwas besser. Aber so genau weiß ich das nicht mehr. Wir wurden mit funkelnagelneuen Winteruniformen aus Wehrmachtsbeständen sowie mit Pelzmützen und Filztiefeln ausgestattet. Mit unseren gefütterten Tarnjacken und Tarnhosen sahen wir richtig schick aus. Auch Unterwäsche, Fußlappen und Handschuhe bekamen wir. So ausgerüstet, dachte ich, werde ich in strengster Kälte nicht frieren, was sich aber bald als großer Irrtum herausstellen sollte. Leider bekamen wir auch Glatze geschoren, und auch unsere Fingerabdrücke wurden genommen. Mir war klar, jetzt kommt etwas ganz Neues auf mich zu, die Heimat siehst du vorläufig nicht wieder, die Eltern werden weiterhin in Sorge sein, ob ich noch lebe und wie es mir geht. Stalin braucht Arbeitskräfte, und wer arbeiten soll, muss auch entsprechend gepflegt werden. Deprimiert war ich eigentlich nicht, es war eher eine gespannte Erwartung, in der ich mich befand. Es war am 08. Februar 1947, wir mussten truppweise antreten, und dann ging es unter scharfer Bewachung, auch mit Hunden, durch das Lagertor und über ein freies Feld nach Neuburxdorf. Dort auf dem Bahnhof stand der Güterzug bereit, und unter „dawei!“ und „schnell, schnell!“ bestiegen wir einen Güterwagen, der für eine lange Fahrt eingerichtet worden war.

Von der VEMMAG waren dabei: Harry Gebauer, Wolfgang Zieschang, ich, Gerhard Wild, Kurt Held, Werner Kreisel und Rudolf Model.

Zurück blieben: Günther Dittrich, Horst Reuther (Pintek), Rolf Göhler, Otto Zogel, Siegfried Alliehn, Werner Grünzig, Werner Jahn, Jochen Göpel (Jaspis) und noch einige Kameraden, deren Namen mir leider entfallen sind.

Den meisten Kameraden, die für den Transport zum Arbeitseinsatz bestimmt wurden waren, ging es genau wie mir auch. Das Schicksal soll entscheiden, wie es nun weiter gehen soll. Für mich stand fest, ich hatte mich nicht freiwillig gemeldet, ich werde mich auch nicht drücken. Aber so dachten nicht alle. Es gab die unterschiedlichsten Meinungen und Aktivitäten. So erzählte mir Heini Lehmann aus Bienenmühle, den ich im Jahre 2001 zum ersten Male in Mühlberg zufällig wieder traf wie es ihm gelang, sich von der Liste streichen zu lassen. Er war in seiner Mühlberger Zeit im Bad tätig, wo auch sowjetische Offiziere verkehrten. Er stellte dem Arzt-Major die Frage, was das für ein Transport sei. Die Antwort lautete: „Nix gut“! Als er dem Major sagte, dass er auch mit dabei sei, wurde er von der Liste gestrichen.

Es gab aber auch das Gegenteil. Günter Polster z.B. meldete sich freiwillig und wurde auch genommen. Er war der Meinung, in Mühlberg würde er „draufgehen“. Die Anzahl der Toten war damals so hoch, dass man sich bei Fehlen einer zusätzlichen Essenquelle ausrechnen konnte, wenn man selbst dran sein wird.

Günter H. war abgelehnt worden. Also ging sein Freund Helmut L., bereits als Sibirienfahrer registriert, als Günter H. zu der Kommission und Günter H. kam mit auf Transport. Aber die meisten Freiwilligen wurden wegen Körperschwäche abgelehnt.

Bemerkenswert ist, dass niemand vom Lazarettpersonal, auch kein Arzt, auf Transport kam. Vermutlich wegen Ansteckungsgefahr. Der deutsche Arzt, der mitfuhr, Dr. Bettac, kam aus Torgau.

Fast schon Kurioses in dieser Angelegenheit musste Günther Schmalfuß, mein Freund, erleben. Er selbst stand, wie man so sagt, „gut im Futter“, war aber als Lazarett-Melder bei der Selektion nicht dabei. Es waren aber alle seinen besten Freunde und Kameraden dabei. Er versuchte also mit auf die Transportliste zu kommen. Bevor die Russen das aber taten, schauten sie sich die Freiwilligen an. Nun gab es noch einen zweiten Günther Schmalfuß im Lager, mit gleichem Vatersnamen und gleichem Geburtsjahr. Dieser Junge wurde anstelle von „meinem Günther“ geholt und sofort abgelehnt. Er war Dystrophie 3. Unser Günther probierte es ein zweites Mal. Und wieder geschah dasselbe. Nun stellte er seine Bemühungen ein. Als wir uns 1950 wieder sahen, erzählte er mir, dass es ihm noch lange Kummer gemacht hat, weil er ohne uns in Mühlberg bleiben musste.

Nachfolgend berichtet Günther von seiner Tätigkeit als Lazarettmelder, über seine Erlebnisse, Kontakte und Eindrücke in diesem Lagerbereich.

Jugend ohne Jugend

Rückblick auf meine Zeit als Lazarettmelder im Speziallager Nr. 1

Der von mir gewählte Titel „Jugend ohne Jugend“ hört sich schon etwas merkwürdig an. Widersprüchlich, kann man sagen. Ich habe mir lange überlegt, wie ich das, was mir im Kopf herumgeht und ich gerne schreiben möchte, nennen soll. Ich bin nicht der Erste, der über das Schicksal der männlichen Jugend des Jahrganges 1929 in der damaligen Ostzone, nach Ende des 2. Weltkrieges, aus eigenem Erleben berichtet hat. Und jeder dieser Berichte hat natürlich auch eine Überschrift. Demzufolge war es für mich nicht ganz einfach einen zutreffenden Titel zu finden, der noch nicht verwendet wurde und gleichzeitig zum Nachdenken provoziert. Mein Freund Rudolf Freitag, den ich von Kindesbeinen an sehr gut kenne, mit dem ich zusammen viel erlebt habe, man kann fast sagen: was er erlebte, habe auch ich erlebt, hat in seinen „Erinnerungen und Gedanken“ die Zeit als wir Pimpfe und Halbwüchsige und später dann Gefangene des sowjetischen NKWD waren, aufgeschrieben. Es ist ganz natürlich, dass ich in seiner Erzählung sehr oft vorkomme. Unser Leben verlief fast deckungsgleich. Die Unterschiede begannen erst mit der Berufswahl. Das war, bis in die Novembertage des Jahres 1945 hinein, schon alles an Unterschiedlichkeit. Ab diesem November 1945 jedoch hatte das Schicksal für uns Beide getrennte Wege vorgesehen. Zunächst entfernten sich diese beiden Wege nur sehr zögerlich voneinander. Später jedoch umso mehr. Ich beginne also mit meinem Bericht im November 1945.

Wir befinden uns unfreiwillig und unschuldig als Gefangene im Speziallager Nr. 1 des sowjetischen NKWD Mühlberg an der Elbe.

Die Stimmung im Lager Mühlberg, und da machte unsere 9. Kompanie keine Ausnahme, war miserabel. Es kursierten zwar viele schöne Parolen, die mit Sicherheit unsere Heimkehr bis Weihnachten des Jahres 1945 voraussagten, die aber von vielen Gefangenen bezweifelt wurden. Es war ja auch immer schön gewesen, den vielen bisherigen Parolen zu glauben und mit nahe 100%iger Gewissheit sicher zu sein, am Soundsovielten beginnen die Entlassungen, zum sowjetischen großen Feiertag, der Oktoberrevolution am 7. November, sind wir zu

Hause, usw. Und dann kam zwangsläufig immer die große Enttäuschung, weil sich absolut nichts getan hatte. Nun war es der Heilige Abend, an dem wir – laut neuester Latrinenparole – wieder zu Hause sein sollen. Da blieben große Zweifel nicht aus und die Stimmung sank immer tiefer in den Keller. Auch vom Verstand her war es uns nicht möglich zu begreifen, warum wir überhaupt hier in diesem Lager festgehalten werden. Wir hatten uns bisher bei jeder optimistischen Parole mögliche Zugverbindungen ausgedacht und nun saßen wir hier immer noch hinter Stacheldraht. Gefreut, dass wir noch da waren, haben sich wahrscheinlich die Wanzen. Sie, und alles andere Ungeziefer dieser Art, schien sich des Lebens zu erfreuen. Hunger wie wir kannten sie zu dieser Zeit bestimmt nicht. Wir waren für sie der geniale Lebensmittellieferant. Auch die Krankheitserreger für Ruhr, Tuberkulose, Furunkel, Phlegmone, um nur einige zu nennen, suchten und fanden ihre Opfer. Die Sterberate ging steil nach oben. Die Körper der von Hunger und einseitiger Ernährung geschwächten Kameraden, hatten den Krankheiten kaum Widerstand entgegen zu setzen. Die körpereigenen Reserven waren erschöpft. Auch Rudolf lag mit einer gefährlichen Ruhr im Lazarett. Leider hatte er das Schlimmste noch nicht überstanden. Er war nur noch Haut und Knochen. Meine Kameraden und ich hofften, dass er es schafft.

In diesen Novembertagen erschien sehr oft ein Arzt in unserer Baracke. Es war nicht der für uns zuständige Barackenarzt sondern einer, der sich hauptsächlich um uns Jugendliche kümmerte. Seine Aufgabe war mehr seelsorgerischer Art. Er versuchte uns aufzumuntern und das gelang ihm auch in begrenztem Umfang. Es war ein noch junger Mensch, bestimmt nicht älter als 30 Jahre, groß gewachsen, leicht gelockte dunkle Haare, insgesamt gut aussehend und er besaß auch die Portion Ausstrahlung, die nötig ist, um uns optimistischer zu stimmen, um unseren Lebenswillen zu stärken. Vielleicht war es ein auf dem Gebiet der Psychologie geschulter junger Mann. Er wusste genau was uns Jugendlichen, außer Essen und Sehnsucht nach daheim, bewegte. Er versuchte sogar, uns einige Tanzschritte beizubringen. Dazu sang er Text und Melodie des langsamen Walzers: „Ich tanze mit Dir in den Himmel hinein...“. Eines Tages bot er mir an, mich im Lazarett als Melder unterzubringen. Ich hatte keine Ahnung, was ich dort als Melder zu tun hatte, aber die in Aussicht gestellte extra Portion Essen, die ab und zu möglich wäre, gefiel mir schon, und ich sagte zu. Der Hunger war eben stärker als alle Bedenken, die mit der Gefahr einer Ansteckung zu tun hatten. Ich wollte auch raus aus dem Nichtstun und mich durch eine „feste Anstellung“ im Lazarett vor den plötzlichen brutalen Zugriffen des Schlägers Boris, die er schonungslos bei seinen Zusammentreiben von Arbeitskräften praktizierte, in Sicherheit bringen. Für Kenner der

Zustände im Lager Mühlberg ist das erwähnte Nichtstun und das brutale Zusammentreiben von Arbeitskräften kein Widerspruch. In den ersten Mühlberger Monaten wurden Baracken des ehemaligen Außenlagers demontiert, die schweren Teile ins Lager transportiert, und dort wieder aufgestellt. Das bedeutete nicht mehr und nicht weniger: Die russische Lagerleitung erwartete weitere Zuführung von Häftlingen. Der Transport dieser Barackenteile war Schwerstarbeit, es gab keine Transportkolonne, die sich möglicherweise durch Beschaffung primitivster fahrbarer Untersätze die Arbeit hätte erleichtert können, nein, es geschah alles unter Gebrüll, auch verbunden mit Schlägen und es gab auch Fälle, wo die Kameraden unter der Last zusammen brachen. Übrigens, es gab noch mehr solcher Schwerstarbeit zu verrichten. Da wir alle das wussten, versuchte sich davor natürlich jeder zu drücken. Und das wiederum wusste auch Boris. Er kannte nur rohe Gewalt und die setzte er auch durch.

Im November wurde ich von unserem „Spieß“ zur Sanitärbaracke geschickt. Außer mir gab es noch zwei weitere Kandidaten, die sich als Melder im Lazarettbereich bewarben. Im Zimmer des Barackenältesten empfing uns ein älterer Herr mit weißem Haar und verwickelte uns in ein Gespräch. Ich war beeindruckt von seiner gepflegten Sprache, in der sein hoher Bildungsstand zum Ausdruck kam. Wo wir herkommen, wollte er wissen, er stellte Fragen zu unserem Elternhaus, zu unserem Beruf und welche Ziele wir uns beruflich gestellt haben. Am Ende des Gespräches fiel die Wahl auf mich und der Barackenälteste gab seine Zustimmung. Damit wurde ich Lazarettmelder in der Sanitärbaracke. Mein erster Eindruck war, der ältere Herr hatte hier das „Sagen“ und so war es dann auch.

Der Mann war **Friedrich Oldmanns**, Besitzer der akademischen Buchhandlung in Dresden. Er war Präsident der deutschen Goethegesellschaft für Kunst und Wissenschaft. Ein interessanter Mann, das muss ich schon sagen. Er bewahrte in diesen schlimmen Tagen, Wochen und Monaten seine guten Manieren, er legte Wert auf gepflegte Konversationen und seine Haltung für einen Mann seines Alters, seiner Herkunft, seiner früheren Stellung, sein ganzes Auftreten, waren vorbildlich. *(Ich habe im Verlaufe meines Lagerlebens auch Kameraden kennen lernen müssen, die ebenfalls eine hervorragende Bildung hatten aber nicht genügend Charakterstärke um sich sauber, anständig und ehrlich gegenüber ihren Leidensgenossen zu verhalten. Wie sagte doch Brecht? „Erst kommt das Fressen und dann die Moral“)*

Kamerad Fritz, wie er genannt wurde, verwaltete eine Zeitlang ungefähr zwanzig Bücher. Das ist für einen, der Mühlberg hinter sich gebracht hat, unglaublich. Aber es war tatsächlich so. Damals war das Lager noch nicht in Zonen aufgeteilt und es war vollkommen problemlos,

von der einen Ecke des Lagers in eine andere Ecke zu gelangen. Es waren alles interessante Menschen, die unseren Kameraden Fritz aufsuchten. Maler waren dabei, auch Professoren, eben alles Leute, die viel von Kunst verstanden, die mit Kunst ihren Lebensunterhalt verdient hatten, oder Wissenschaftler, die neben ihrem Beruf der Kunst frönten. Ich glaube sagen zu können, man kannte sich. *(Ein Besucher malte aus dem Gedächtnis heraus die Silhouette des Zentrums der Stadt Dresden mit Frauenkirche. Phantastisch auch dieser Abendhimmel auf diesem Bild)*. Unser Fritz saß immer in einem Sperrholzsessel mit Armlehnen. Kam jedoch ein aus seiner Sicht bedeutender Besucher, dann stand er sofort auf und bot seinen Sesselplatz dem Gast an. Die Unterhaltung bezog sich immer auf Bücher, Autoren, Reisen, Sehenswürdigkeiten anderer Länder, Erlebnisse und Erfahrungen. Ich hockte am Ofen, versuchte aus frischen Holzstücken ein wärmendes Feuer zu entfachen, meistens vergeblich, und spitzte meine Ohren, um von den interessanten Gesprächen etwas zu erhaschen. Leider wusste ich mit den vielen Fremdwörtern nicht viel anzufangen. Und trotzdem, die Gespräche und meine Aufmerksamkeit lenkten vom Hungergefühl und von den im Raum herrschenden niedrigen Temperaturen etwas ab. Außerdem erfuhr ich Dinge, von denen ich in meinem Leben noch nie etwas gehört hatte.

In meiner Freizeit erhielt ich von Fritz zusätzliche Arbeiten zugewiesen. Auf Grund seiner persönlichen Ausstrahlung kam ich nie auf die Idee, darüber zu murren. Ich musste das Zimmer sauber halten, die Essgefäße reinigen, Schlafdecken ausschütteln, Wäsche waschen und anderes mehr tun. Auch der Barackenälteste und der Fourier nahmen meine Dienste in Anspruch. Ich machte das alles so gut ich konnte, meine Auftraggeber waren mit mir zufrieden und damit festigte ich meine Stellung im Lazarett. Damit will ich sagen, so uneigennützig und nur aus reiner Gefälligkeit tat ich das nun auch wieder nicht. Es kam darauf an, Mühlberg zu überleben und dieses Überleben hatte viel mit Essen, mit zusätzlichem Essen, zu tun. Wenn ich davon ausgehe, dass im Lager zu dieser Zeit 6000 Menschen gefangen gehalten wurden und davon etwa nur 1000 eine mehr oder weniger „lukrative“ Position einnahmen, dann vegetierten 5000 Menschen hungrig vor sich hin und viele waren dem Sterben näher als dem Leben. Fritz erklärte mir, dass man sich im Leben alles erst verdienen muss, durch Leistung und Zuverlässigkeit. Er selbst hatte eine strenge Erziehung erlebt. Wenn seine begüterten Eltern mit den Kindern auf Bahnreise gingen, so mussten diese in der 3. Klasse fahren. Die Eltern jedoch fuhren in der 1.Klasse. Der Vater war der Meinung, dass man sich die 1.Klasse erst durch eigene Leistung verdienen muss. (Ein bisschen

gewundert über die Behandlung der eigenen Kinder habe ich mich schon. Vielleicht waren die Eltern weiter nichts als geizig).

Vordergründig hat dieses Beispiel nichts mit Mühlberg zu tun. Und trotzdem haben sich mir solche und ähnliche Lebensweisheiten, die mir und natürlich auch anderen Jugendlichen dort vermittelt worden, vielmals auch absichtslos, in meinem Unterbewusstsein eingeprägt. Ich will damit sagen, Mühlberg war auch eine Art Schule. Eine Schule für das ganze Leben. Ich habe in meinem späteren Leben nie wieder so viel Weisheit, so viele hoch gebildete Menschen, aber auch Dummheit, so viel Charakterstärke und Charakterschwäche, so viel Ehrlichkeit und Unehrlichkeit, so viel Kameradschaft und Egoismus, auf einem eng begrenzten Raum kennen gelernt, wie in Mühlberg.

Fritzens Bücher waren fast immer im Umlauf. Der Personenkreis war ausgewählt und es durfte darüber nicht gesprochen werden. Der Besitz von Büchern, überhaupt von beschriebenem Papier, war streng verboten. Trotzdem gehörten zu den Lesern selbst Leute der Lagerprominenz, also aus dem unmittelbaren Umfeld von Haller, dem deutschen Lagerleiter, und natürlich Ärzte. Um hier auf eine der vielen Widersprüche im Lager Mühlberg aufmerksam zu machen: Die gleichen „Kameraden“ mit ihren roten Armbinden, welche nachts in den Baracken Razzien u.a. nach Bleistiften oder Schreibpapier durchführten und jeden in den Bau steckten, bei dem sie auch nur den kleinsten Zettel fanden, holten sich Bücher zum Lesen. An einzelne Bücher kann ich mich noch erinnern. Da war ein schöner verzierter Lederband in Taschenformat mit Goldschrift. Dieses Exemplar hatte eines Tages der einige Zeit später an einer Infektion gestorbene Nachlasspfleger, Kamerad Bremser, gebracht. Er fand es eingenäht bei den Habseligkeiten eines Verstorbenen. Ich muss schon sagen, dieser Kamerad hatte sehr viel Mut und noch mehr Glück, das Buch durch die vielen Kontrollen zu bringen. Es war Goethes „Faust Band 1 und 2“. Die Bücher „Ivanhoe“, dieser Roman handelt von englischen Rittern, „El Hakim“, eine Arztgeschichte in Ägypten, „Der Pfaffenspiegel“ u.a.m. Mir hatte Fritz das Lesen verboten, er war sicherlich in Sorge, ich könnte quatschen. Also las ich heimlich. Die Bücherei war illegal, die Leser hatten großes Interesse, dass die vorhandene Literatur geheim blieb und mir ist nicht bekannt, dass diese Bibliothek und damit der Leserkreis entdeckt wurden. So sehr verwunderlich ist das auch nicht: denn, wie bereits erwähnt, hochrangige Armbindenträger wie Siegfried Ficker, Horst Koch und Heinz Müller, lasen selbst mit.

Etwa Mitte 1946 wurden die Bücher stillschweigend, also ohne Aufsehen, eingezogen. Sie landeten in der Stabsbaracke. Der Faustband war nicht dabei. Fritz war sehr traurig. Es dauerte dann nicht mehr lange und er war bei einem Offizierstransport Richtung Osten dabei. In der Quarantäne habe ich ihm, so oft es mir möglich war, etwas zu Essen gebracht. Irgendwann in der Nazizeit hatte man ihm ehrenhalber einen Titel verliehen. Er war Weltkriegsteilnehmer 1914-18, vielleicht sogar Offizier. Er sprach nie davon.

In unserer Unterkunft haben wir mit heimlicher eigenen Initiative immer wieder versucht, uns von dem stumpfsinnigen Lageralltag, dem Hunger und dem damit verbundenem warten auf das nächste Essen, der Kälte und Eintönigkeit, abzulenken. Aber nicht zuletzt auch, um zumindest in unserer Freizeit, etwas Abstand zu gewinnen von dem Elend in den Krankenbaracken, mit dem wir ständig in unserer Arbeit zu tun hatten.

In der Sanibaracke waren auch Ärzte untergebracht. Damit war eine Konzentration von hoher Bildung, Klugheit und Lebenserfahrung vorhanden. Nach Appell und dem Verschließen der Baracken hockten wir zusammen und hörten uns Vorträge, sehr oft in erzählender Weise dargebracht, an.

Ich weiß nicht mehr, wie viele Ärzte in Mühlberg inhaftiert waren. Gemerkt habe ich mir fast nur die, welche eine herausragende Stellung einnahmen oder Besonderheiten in ihrem Verhalten zeigten.

Dr. Grimm, ein HNO- und Augenarzt war 25 Jahre in China, er war außerdem ein sehr belesener Mann, der uns viele Vorträge gehalten hat. Für mich war es außerordentlich interessant, als er uns von dem chinesischen Philosophen Konfuzius und seinen Lehren auf den Gebieten der Weltanschauung, Ethik und Soziallehre erzählte. Er erklärte uns die Bedeutung der Masken und Gesten aus der chinesischen Oper und schilderte selbst das Leben am Kaiserhof, wo er Leibarzt gewesen war. Im 1. Weltkrieg war er in Australien interniert, weil das Schiff, mit dem er nach Deutschland zurück wollte, von den Engländern aufgebracht worden war. Wir hatten Dr. Grimm sehr gern. Schon fast 65 Jahre alt, arbeitete er im Lager als HNO-Arzt. Er war eine große Erscheinung und hatte selbst schon Dystrophie 2, Ödeme in den Beinen und im Gesicht. Seine großen Tränensäcke unter den Augen gaben ihm ein schon fast chinesisches Aussehen. Ich glaube nicht, dass er die Lagerzeit überlebt hat. Ich habe noch in guter Erinnerung dass es ihm gelang, von den Russen einen 10 Liter Ballon mit Lebertran zu besorgen. Durch die ständige Mangelernährung kam es zu Sehschwäche und Nachtblindheit bei vielen Kameraden. Diese wiederum führte auch zu Unfällen. Die von der

Augenkrankheit betroffenen Patienten bekamen einige Tage lang einige Tropfen Lebertran auf ein kleines Stück Brot und die Sehstörungen waren behoben.

Kamerad **Wobst** aus Wehrsdorf in der Oberlausitz, mit seinem rollendem „R“, war bei der Schutztruppe unter Lettow-Vorbeck in Afrika und hat uns interessante Geschichten vom 1. Weltkrieg und den Kämpfen in den deutschen Kolonien, gegen eine große englische Übermacht, erzählt.

Professor **Hoschke**, ein bekannter Physiker vom Siemens-Konzern berichtete über neueste Erkenntnisse der Forschung. Er arbeitete im Lager als Pfleger in einer Krankenstation.

Der **Besitzer einer Spezialdruckerei** referierte über die Grundlagen der Buchdruckerei. Er hatte in früheren Jahren einen großen Auftrag vom Dalai-Lama aus Tibet bekommen. In fehlerfreier Qualität stellte er Gebetsbücher mit uns fremden Schriftzeichen her. Er hat schon damals mit Fotokopien gearbeitet. Um seine zu dieser Zeit neuartigen Verfahren machte er jedoch ein großes Geheimnis. Er hatte eine außerordentlich gute rhetorische Gabe. Diese kam besonders dann zum Ausdruck, wenn er uns Filme erzählte. Man glaubte zum Schluss, den Film selbst gesehen zu haben.

Es gab noch mehr Kameraden, die Vorträge hielten. Alle Namen konnte ich mir leider nicht merken. Da gab es z. Beispiel einen Vortrag über die „Hohlwelttheorie“ und noch einen über die „Welteislehre“. Von Theorien aus längst vergangenen Zeiten erfuhren wir von klugen Leuten, was sich ebenfalls kluge, schon längst verstorbene Leute einmal ausgedacht und vorgestellt hatten.

Ein **ehemaliger Legationsrat** hat uns englische Vokabeln beigebracht. Auf einem alten Stück ungesandeter Dachpappe Tonseife glattgestrichen, ergibt die Möglichkeit, Vokabeln darauf einzuritzen, immer wieder zu lesen und sich dadurch einzuprägen. Leider gab es keine Kontinuität. Die Leute kamen, gingen oder starben. Die Vortragstätigkeit war illegal und sporadisch. Die Gruppe der Zuhörer war klein. Nicht immer war es möglich an den Vorträgen teilzunehmen. Unsere eigentliche Arbeit, rund um die Uhr, musste ja auch gemacht werden.

An **Professor Wagner** erinnere ich mich noch gut. Er konnte Goethes Faust Teil 1 und Teil 2 auswendig. Nach einem Abschnitt erklärte er uns, was Goethe damit sagen wollte. Er war Goethe-Forscher und konnte auch fließend Latein sprechen. Mit Dante Ugeti, einem Italiener aus der Brennerpass-Gegend, unterhielt er sich oft scherzhaft in Latiner Sprache.

Da gab es auch einen **Dr. der Philosophie**, der mein Interesse für diese Wissenschaft weckte, vor allem als er aus der griechischen Geschichte und Mythologie erzählte. Er erläuterte das

Wesen der Demokratie und die Lehren der alten griechischen Philosophen wie Sokrates, Plato und Heraklit. Wir saugten alles in uns auf, diskutierten stundenlang und stellten Fragen. Der Doktor beantwortete alle Fragen in Form eines kleinen Vortrages. Wir erfuhren, wo die Philosophie aufhört und die Metaphysik, die philosophische Lehre nach den letzten nicht erfahrbaren und erkennbaren Gründen und Zusammenhängen des Seins, beginnt. *So wie der stärkere Schmerz bei zwei Verletzungen dominiert, so ist es auch mit den Gedanken. Man kann nicht an zwei Dinge zur gleichen Zeit denken, nur nacheinander. Das trifft für alle Menschen zu. Auch für solche, die sehr schnell gedanklich umschalten können.*

Alle diese Vorträge und das vermittelte Wissen, haben mir keinen materiellen Nutzen gebracht und doch möchte ich es nicht missen.

In meinem Leben ist fast kein Tag vergangen, an dem ich nicht an diese Zeit gedacht habe. Oft, auch dann, wenn es nur kleine unbedeutende Anlässe im Alltag gab, hat sofort mein Unterbewusstsein reagiert, verglichen und auf damals vermittelte und eigene Erfahrungen zurückgegriffen. Mein erster Eindruck von einem Menschen hat fast immer gestimmt. Zu dieser Fähigkeit hat der Zwang des harten Lebens in Mühlberg beigetragen.

Dr. Nolte war vor seiner Verhaftung ein zweieinhalb Zentner-Mann. 1947 hatte er die meisten seiner Pfunde verloren. Er war Dystrophie 2-3. Seine Bauchhaut hing ihm herunter bis auf die Oberschenkel. Wenn er beim Waschen die Arme hob, sah er aus, als trüge er einen Talar. Dieser Anblick war grausam, ich werde dieses jammervolle Bild nie vergessen. Er hatte eine besonders helle Stimme, und sein früheres Gallenleiden war mit seinen verlorenen Pfunden verschwunden. Er litt unter besonders starken Hungerqualen und behauptete, er hätte sich körperlich noch nie so fit und beweglich gefühlt wie jetzt. Dr. Nolte war ein freundlicher Mensch. Er sprach sehr viel mit seinen Patienten und machte ihnen Hoffnung, wo es fast keine mehr gab. Was sollte er auch sonst noch tun, in einer Dystrophie-3 Baracke ohne Krankenkost und Medikamente. Wir wissen doch, die Hoffnung stirbt zuletzt.

Dr. Pusinelli, war ein älterer Herr mit vollem weißem Lockenkopf. Er konnte wunderbar Geige spielen. Für die Weihnachtsfeiertage hatte er sich von der „Kultura“ eine Geige ausgeliehen und in unserer Unterkunft und bei den Kranken seiner Station gespielt. Sein Geigenspiel beherrschte er mit viel Gefühl. Jedes Jahr zur Weihnachtszeit muss ich an Dr. Pusinelli und sein Geigenspiel denken. Sein Verantwortungsbereich war die Dystrophie-3 Baracke. Die Kameraden, die dort lagen, waren völlig unterernährt und konnten kaum mehr laufen.

Dr. Bode hatte eine sehr rote Nase an deren Spitze fast immer ein Tropfen hing. Christian Bereke und Helmut Mehnert, zwei Pfleger, erklärten uns den Zusammenhang zwischen dem Tropfen und dem vielen Rotwein, den Dr. Bode im Laufe seines Lebens konsumiert haben soll. Die noch heute wirkende Restausdünstung des Rotweins produziere immer aufs Neue den Bodeschen-Tropfen aus einem unerschöpflichen Reservoir, meinten sie. Das sei eine Erscheinung, die physikalisch bewiesen werden kann. Da wir den Begriff „Schnapsnase“ schon kannten taten wir so, als würde uns die Erklärung der zwei Pfleger einleuchten. Jedenfalls stellten wir uns so und schmunzelten dabei. Dr. Bode war souverän. Er lachte auch mit und widerlegte mit gekonnten, teilweise auch spöttischen Formulierungen und wissenschaftlicher Beweisführung, die Behauptungen der zwei Pfleger.

Dr. Stephan war ein Arzt in mittleren Jahren, etwas nervös und schweigsam. Unser Fourier Bernhard Bauer, Feilenhauer aus Döbeln oder Hainichen, sprach den Namen des Doktors bei der Essenausgabe, wenn alle Mann hungrig und konzentriert die Arbeit des Fouriers beobachteten, absichtlich und immer wieder, falsch aus. Step-Hahn sagte er. Eines Tages war es dem Doktor zu viel und er belehrte den Fourier ziemlich aggressiv: „Ich heiße Stephan“. Darauf unser Fourier mit einer Seelenruhe und belehrend: „Man sagt doch auch nicht Piefhahn, sondern Piep-hahn“. Natürlich lachten wir Jugendlichen auf Kosten des schweigsamen Arztes.

Dr. Hammerbeck, der Anatom, hatte tief in ihren Höhlen liegende dunkle Augen und ein Gesicht mit einer Lederhaut. Er seziierte Leichen unter primitivsten Bedingungen, sogar ohne Gummihandschuhe. Dieser Doktor passte schon rein äußerlich gut zu seinem Beruf, er hatte etwas Kaltes an sich. Ich hatte als Sani-Melder oft mit ihm zu tun. An ihn gestellte Fragen beantwortete er stets knapp und korrekt. Sein Seziergehilfe hatte den Spitznamen „Pauli“. Einige Male durfte ich beim sezieren zusehen. Wenn der Körper des Toten geöffnet worden war, musste Pauli die Flüssigkeit mir einer kleinen Kelle ausschöpfen. Einmal zeigte mir Dr. Hammerbeck wie der Darm innen von einem verstorbenen Ruhrkranken aussieht im Vergleich zum Typhus. Der Geruch im Sezierraum war für mich nicht lange erträglich. Ich war jedes Mal froh, wenn ich wieder draußen war. Pauli ist später an einer Infektion mit Leichengift gestorben. Es gab keine Rettung. Nach meinen Kenntnissen ist noch ein zweiter Seziergehilfe gestorben.

Dr. Zahn, Chirurg aus Mittweida hat Operationen mit primitivsten Instrumenten durchgeführt. Einem Jugendlichen musste ein Bein teilamputiert werden. Er hatte Knochen-

TBC im fortgeschrittenen Stadium. Das Kniegelenk war in Gefahr. Eine Entscheidung für Arzt und Patient, die selbst in der Situation Mühlberg auf der Seele brennt. Dr. Zahn schaffte es, und das sogar ohne Blutkonserve.

An **Dr. Richter** kann ich mich auch noch erinnern. Er hatte sich vor seiner Haft mit Rheuma-Erkrankungen beschäftigt. Darüber referierte er vor seinen Kollegen und auch vor uns. Oft gab es bei solchen Vorträgen zu bestimmten Problemen große Meinungsverschiedenheiten unter den Ärzten. Dr. Richter war der Arzttyp, der heutzutage sich einreihen würde in die Organisation: „Ärzte für die dritte Welt“. Dr. Richter brachte zum Ausdruck, dass ihn seine Haft und sein Schicksal in keinster Weise belasten. Die Hilflosigkeit, das Nichthelfen können, weil die primitivsten Dinge hierzu fehlen, belasten ihn *jedoch* sehr schwer.

Professor Keller war aus meiner Sicht **der Lungenspezialist** und im Lager einer der herausragenden Persönlichkeiten. Sowohl als Arzt als auch als Mensch. Seine Vermutung, dass sich die TBC im Lager mehr ausgebreitet hat, als es selbst die größten Pessimisten, ebenfalls Spezialärzte auf diesem Gebiet behaupteten, hat sich bestätigt. Als 1947 ein Röntgenapparat in Betrieb genommen werden konnte, begann das große Zittern. Schon nach den ersten Tagen mussten Baracken für die große Anzahl von TBC-Fällen freigemacht werden. Es war ein Schock für alle. Professor Keller ist hier an die Grenze seiner Belastbarkeit gegangen. Er saß am Gerät nahezu pausenlos, blaugrün im Gesicht mit roten Augen, man konnte sich erschrecken wegen seines Aussehens. Vor so einem Gerät stundenlang zu sitzen, würde heute niemanden mehr zugemutet werden.

Professor Eufinger war ein bekannter Gynäkologe und in Mühlberg der Chefarzt des Lazarettbereiches. Er hatte diese Funktion von Dr. Hammerbeck übernommen. Dr. Eufinger, ein bekannter Experte auf seinem Fachgebiet, hatte einen besonders schwierigen Charakter. Heinz Sandner aus Plauen, Eufingers Melder, konnte davon ein Lied singen. Zu seinen Aufgaben gehörten unter anderem: Zimmer sauber halten, Wäsche versorgen, Essen holen. So eine bedeutender Mann wie Professor Eufinger, dazu noch Lagerarzt, hatte natürlich seine Privilegien. (Übrigens, Privilegien hatten in Mühlberg auch unbedeutende Leute, sie mussten nur an der richtigen Stelle sitzen). Der Chefarzt legte besonderen Wert auf Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit. Wenn er sagte, in 10 Minuten muss dieses oder jenes erledigt sein, dann meinte er auch 10 Minuten. Abweichungen duldete er nicht, darauf reagierte er cholerisch. Ausreden konnte er überhaupt nicht vertragen. *Ich weiß nicht, ob der Professor eine Uhr besaß. Seine Melder hatte garantiert keine. Damit war klar, dass nicht der kleine Melder*

bestimmte, wann 10 Minuten verstrichen waren, sondern der Chef. Nun war Heinz Sandner, Spitzname Dackel, genau das Gegenteil von seinem Chef. Er hatte eine besondere, ich muss sagen tollpatschige Fähigkeit, alles falsch zu machen, was den Professor in kochenden Zorn versetzte. Dackel verließ dann fluchtartig das Zimmer. Oft flog ihm auch ein Gegenstand hinter her. Nach nur kurzer Dauer peilte Heinz die Lage und meistens war das Gewitter schon wieder vorbei. Choleriker brausen eben schnell auf und sind ebenso schnell wieder friedlich. Wir anderen Melder beobachteten oft diese Szenerie. Das war jedes Mal eine lustige Abwechslung für uns, wenn auch etwas gemein, weil auf „Dackels“ Kosten.

Der Professor war eine Respektsperson auch in der Hierarchie der Ärzte. Er legte viel Wert auf Information und der russische Majorarzt, welcher fast täglich erschien, musste sich viel Kritik anhören. Meistens ging es um Infektionsgefahren, Medikamente, Krankenkost, Hygiene usw. Heinz berichtete uns von den Gesprächen zwischen dem russischen und dem deutschen Arzt. Meistens ging es hoch her, sagte Heinz, die haben sich wieder gestritten.

Ein Ereignis muss unbedingt erwähnt werden.

Die Frau des Lagerkommandanten war schwanger. Aber die Schwangerschaft verlief ihrem Ende zu nicht so, wie es normaler Weise hätte sein sollen. Also musste Prof. Eufinger die Frau untersuchen. Diagnose: Bauchhöhlenschwangerschaft. Prof. Eufinger operierte, es war höchste Zeit, und rettete Frau und Kind das Leben. Die russische Seele des Kommandanten quoll über vor Dankbarkeit und der Professor nutzte das für das Lazarett und damit für seine Patienten aus. Die Anzahl der Krankenkost-Portionen wurde erhöht, Sulfonamidpräparate zur Bekämpfung von Infektionen waren mit einem Schlag in begrenztem Umfang vorhanden. Besonders auf diesem Gebiet gingen die Sterbefälle zurück. Ich bin überzeugt, der Professor hätte die Situation für sich selbst ausnutzen können. Er war aber kein Egoist, er war Arzt. Die bessere, aber immer noch als mangelhaft zu bezeichnende Versorgung, hielt nicht auf Dauer an. Vielleicht lag es auch daran, dass wir einen anderen Kommandanten bekamen. Aber eins muss festgehalten werden: Professor Eufinger hat durch sein Können Leben gerettet, das der schwangeren Frau und das des Kindes und durch seine Persönlichkeit und Uneigennützigkeit, auch das vieler Patienten im Lager.

Dr. Lindig, ein Lungenfacharzt, „wohnte“ von Anfang an auf seiner Station. Seine Pfleger verehrten ihren Doktor, weil er Tag und Nacht für seine Patienten da war. Er bevorzugte Pfleger, die an Asthma litten. Diese kamen in Frage für die Versorgung der Patienten im Schwerstkranken-Zimmer (Sterbezimmer). Asthmakranke sind „fast“ immun gegen TBC, wurde berichtet. Da ich als Melder täglich in allen Infektionsbaracken Aufgaben zu erledigen

hatte, untersuchte mich Dr. Lindig regelmäßig. Das verlangte auch der Fourier unserer Sanibaracke, weil ich auch für ihn und bei ihm Hilfsdienste und Handreichungen verrichten musste. Wenn Dr. Lindig nach der Untersuchung zu mir sein O.B. – ohne Befund – sagte, dann war ich jedes Mal heilfroh. Außerdem gab er mir noch Verhaltensregeln zum Schutz gegen Infektionskrankheiten mit. „Wenn Du aus einer Infektionsbaracke kommst, nichts anfassen, mit der Hand nicht die Kleidung berühren, erst die Hände in der Chloraminlösung desinfizieren und dann mit Seife waschen“, sagte er.

Dr. Langsch war ein großer, hagerer Mann. Wenn er, vollkommen erschöpft, aus seiner Ruhr-Station in unsere Baracke kam und in sein Zimmer ging, dann musste er sich an die Wand stützen. Er führte immer harte Kämpfe mit der Bäckerei aus, es ging um Röstbrot und die Küchenchefs hatten nichts zu lachen, wenn es um Sonderkost für seine Patienten ging. Die Pfleger hatten Respekt vor ihm. Er konnte sehr laut werden, wenn etwas nicht klappte.

Dr. Gelvert war 1945 Leiter der Zahnstation. Er hatte seine gesamte Praxis nach Mühlberg geholt. Wahrscheinlich verließ er 1946 mit einem Transport das Lager.

Die Barackenältesten der Sanitärbaracke:

Paul Elstermann, ein Junggeselle aus Zerbst. Er war dort im Krankenhaus Wirtschaftsleiter und auch in Mühlberg immer noch ein Ärztehasser. Ja, so was gibt es auch. Oder wollte er sich mit dieser Macke nur interessant machen?

Horst Klarner aus Plauen, Besitzer einer Stickerei. Dieser Mann konnte sich nicht lange halten. Er wurde von Ärzten und Pflegepersonal abgelehnt.

Hans Burkersrode aus Leipzig, war Führer in der Hitlerjugend gewesen. Durch eine Verwundung im Frankreich-Feldzug hatte er ein gelähmtes Bein. Hans hatte einen hohen Gerechtigkeitssinn, er war beliebt.

Im Lager gab es eine **Handwerkerzone**. Diese war durch einen Zaun vom übrigen Lager begrenzt und nicht jeder konnte sie ohne weiteres durch ein Tor betreten. Man musste schon eine Armbinde oder einen Auftrag haben. Möglichst beides. Die Handwerker waren durchweg Könner auf ihrem Gebiet, es waren vermutlich alle Gewerke vertreten. Ihre Unterkunft war die Handwerkerbaracke, sie wurden auch etwas besser gepflegt als die anderen Gefangenen. Sehr oft war mein Ziel die Schlosserei. Mit einer Zeichnung versehen informierte ich den Meister, welche Instrumente und Gegenstände die Ärzte für ihre Arbeit brauchen. Anfangs hatten ja die Ärzte nichts, rein gar nichts. Es fehlte an allem. Gefäßklammern für Adern,

Skalpelle, Pinzetten und anderes mehr. Meistens unterwies der jeweilige Arzt den Schlosser noch einmal ganz genau und nun lag es nur noch an der Geschicklichkeit des Handwerkers, wie gut und funktionstüchtig das Werk gelang. Man muss bedenken, auch die Handwerker arbeiteten mit einfachsten Mitteln. Zum Sterilisieren der Instrumente bauten die Elektriker einen Kocher. So ganz der Deutschen Industrienormung entsprach dieses Gerät allerdings nicht. Aber es funktionierte.

Bisher habe ich wenig von **meinem Aufgabenbereich** berichtet. Das will ich jetzt nachholen. Die in der Sanibaracke untergebrachten Männer waren in der Mehrheit als Pfleger eingesetzt. Das bedeutete für sie Schichtdienst, die Nachtschicht schlief am Tage, also musste Ruhe herrschen und die Tagschicht, um noch eine weitere Besonderheit zu nennen, war zu den Essenszeiten auf Station, manchmal aber auch nicht. Das heißt, der Dienst im Lazarett ließ einen ein für allemal geregelten Tagesablauf nicht zu. Es musste aber Jeder sein warmes Essen bekommen, nicht mehr und nicht weniger, wobei der Nachtschicht obligatorisch ein halber Liter Suppe mehr zustand. Die Ordnung in dieser Beziehung wurde gewährleistet mit Hilfe von Essenmarken. Dafür war ich verantwortlich. Von mir bekam jeder seine Essenmarke und an mich mussten die Leute diese Marke beim Essenempfang abliefern. Ich war bei der Essenausgabe stets dabei und rührte in der Suppe herum, damit der Fourier für jeden die gleiche Menge „Dickes“ und „Dünnes“ aus dem Essenkübel schöpfen konnte. Der letzte kleine Rest im Kübel, nämlich das bisschen, was der Fourier mit seiner Kelle nicht heraus bekam, gehörte mir. Dafür musste ich die Kübel peinlichst sauber auswaschen. **Wenn man bedenkt, dass sich im Lager in letzter Instanz alles, aber wirklich alles um das Essen drehte, dann kann man ermessen, mit welcher Brisanz meine Essmarken-Organisation behaftet war.**

Jeden Morgen lief ich durch alle Stationen und verteilte die Essenmarken an die Pfleger. Ich sah täglich den jammervollen Zustand der dort herrschte. In den Waschräumen lagen die toten Kameraden – nackt. Die Pfleger hatten die wenigen Habseligkeiten schon gebündelt. Diese wurden dann von den Wäschetragern zur Desinfektion gebracht. Meine Aufgabe war nun, die Anzahl der Toten festzustellen, die Leichenträger davon zu informieren und das Leichenhaus aufzuschließen. Der Raum war klein und die Anzahl der Toten groß. Vor allem gegen Ende 1946 stieg die Anzahl der gestorbenen Kameraden rapide an. Das hing hauptsächlich mit der im November um die Hälfte gekürzten Brotration zusammen. Von heute auf morgen gab es statt bisher 600 Gramm Brot nur noch 300 Gramm. Mit dieser Kürzung stieg die

Hoffnungslosigkeit und mancher Optimist mutierte zum Pessimisten, zumal Adventszeit und Weihnachten vor der Tür standen. Also, wie bereits erwähnt, der Raum war viel zu klein für die ordentliche Unterbringung der vielen Leichen, zumal das Beerdigungskommando ihre Gerätschaften auch in diesem Raum abgestellt hatte. Es gab nur eine Lösung, die Toten mussten gestapelt werden. Schicht für Schicht. Manchmal einen Meter hoch. Dazu kam, dass oftmals weniger Tote in die Massengräber gebracht werden durften, als vorhanden. Die jeweilige Anzahl bestimmte der Russe. Das bedeutete, Leichen blieben über mehrere Tage hinweg liegen, weil einige Male hintereinander nur die oberen Schichten der aufgestapelten toten Kameraden vom Beerdigungskommando abtransportiert werden konnten. Ich möchte nicht näher beschreiben, wie das dann aussah. Vermutlich kann ich es mit Worten auch nicht beschreiben. Vielleicht kann das überhaupt niemand beschreiben. Aber ich muss auch sagen, mit der Zeit stumpft man ab. Jawohl, unter den Bedingungen eines solchen Lagers und einer solchen Arbeit verkümmern mit der Zeit normale menschliche Empfindungen und Regungen. Als ich mit dieser Arbeit begann, war ich gerade mal 16 und ein halbes Jahr alt, und da machten mir die normalen menschlichen Regungen noch schwer zu schaffen. Natürlich lief es mir die erste Zeit eiskalt den Rücken herunter, wenn ich die Toten zählte, natürlich ging ich mit Grauen in die Leichenkammer um dort festzustellen wie viele Tote von den Tagen zuvor noch nicht abtransportiert worden waren. Aber mit der Zeit, ich wage es fast nicht zu sagen, wurde auch diese Arbeit bei mir allmählich, von mir selbst kaum bemerkt, zur Routine. Ich musste Professor Eufinger auch über die Zustände im Leichenhaus berichten. Er sorgte, wenn erforderlich, für Abhilfe. *Er setzte durch, dass die Anzahl der Leichenträger von Fall zu Fall aufgestockt werden konnte.* Eines möchte ich noch hinzufügen: Trotz aller widrigen Umstände wurde mit den toten Kameraden stets pietätvoll umgegangen.

Lange nach meiner Entlassung, noch zehn Jahre nach Mühlberg quälte mich immer wieder der gleiche Traum, verfolgten mich die Bilder des Grauens und ich war wieder in Gefangenschaft. Erlöst wurde ich jedes Mal von meiner Frau, deren Schlaf ich durch mein Stöhnen gestört hatte. Sie weckte mich.

Die Pfleger und die Melder, also auch ich, schliefen Körper an Körper in der Sanitätsbaracke. Wenn man bedenkt, welche Arbeit wir verrichten mussten, dann hat dieser Zustand mit Hygiene nicht viel zu tun. Eigentlich gar nichts. Meistens waren die Pfleger so erschöpft, dass sie sich ohne auszuziehen, also in den Klamotten, die sie auch während ihrer Arbeit trugen, „hinhalten“, um zu schlafen. Ich war deshalb heilfroh, dass extra für mich in der obersten dritten Etage, unmittelbar unter dem Barackendach, eine Liegestatt gezimmert wurde. Wenn

ich es aber richtig bedenke, werden die Pfleger, welche bisher links und rechts neben mir schliefen, ebenso heilfroh gewesen sein als ich von dort weg war. Immerhin war ich derjenige, der sämtliche Infektionsbaracken Tag für Tag betreten musste. Von meiner „Inventur“ in der Leichenkammer gar nicht zu reden.

Nachfolgend eine Geschichte, über die man heute noch schmunzeln kann.

In der Lazarettbaracke gab es einen Pfleger mit dem Vornamen Guido, er stammte aus dem Erzgebirge. Er bekam des Öfteren Besuch von einem Kameraden aus seinem Heimatort. Dieser Mann war Zuhause Besitzer einer mittelgroßen Trikotagenfabrik. Sein Name war Hühn. Und wie das so im Erzgebirge und sicherlich auch anderswo üblich ist, hatte dieser Hühn auch einen Spitznamen. „Fischel“. Guido sagte dann immer: „Jetzt kommt der **Hühn-Fischel**“! So einen Mann mit einer Trikotagenfabrik in ihrem Gewahrsam zu haben, blieb natürlich den russischen Offizieren nicht verborgen und sie gaben dem Hühn-Fischel die Erlaubnis, besuchsweise nach Hause zu fahren. Selbstverständlich zusammen mit einem Teil unserer russischen Obrigkeit. Nun soll ja niemand glauben, dass diese Erlaubnis aus reiner Menschenfreundlichkeit gegenüber unserem Hühn-Fischel gegeben wurde. Vielmehr war es die Ware, die in der Trikotagenfabrik hergestellt wurde und Begehrlichkeiten geweckt hatte. Mit Unterwäsche, Büstenhalter und anderen von den Offiziersfrauen sehnlich erwarteten Waren im Gepäck, hofften die Offiziere, bei ihren Frauen „ganz groß rauszukommen“. Vor lauter Freude auf das Wiedersehen mit ihren Frauen und einer möglicherweise in Aussicht gestellten erotischen Modenschau mit Damenunterwäsche, kamen die Offiziere während der Rückreise auf die Idee, in einem Gasthaus einzukehren und ein Schlückchen zu nehmen. Und wie das meistens so ist, es bleibt nicht bei einem einzigen Schlückchen. Das nächste Schlückchen ist schon ein Schluck, die berühmt-berüchtigten „Scho-gramm“ dürfen sowieso nicht fehlen und es dauerte nicht lange, bis der Alkohol einen kleinen Teil der „Roten Armee“ besiegt hatte. Die Russen waren „voll“. Sie begannen sich aufzuspielen, es kam zu Handgreiflichkeiten, der Wirt verständigte die deutsche Polizei und diese wiederum alarmierte die sowjetische Militärpolizei. Wie das so auf der ganzen Welt ist, Militärpolizisten sind nicht zimperlich, Russische sowieso nicht, und Ras, twa, tri, (Eins, zwei, drei) wurde die besoffene Truppe gepackt und eingesperrt. Unseren Hühn-Fischel ließ die Militärpolizei nach zwei Stunden gehen. Nun hatte Fischel die Freiheit und ein Problem. Er fuhr erstmal zurück nach Hause und übernachtete dort. Was nun tun? Alles stehen und liegen lassen und ab in die

Westzone? Aber da waren die Eltern, schon ziemlich alt, da war das Haus, da war der Betrieb und da waren auch im Ort genügend kommunistische Denunzianten, die schon darüber wütend gewesen waren, als er in Begleitung mit sowjetischen Offizieren im Betrieb erschien. Den Tag darauf löste er sich eine Fahrkarte und fuhr mit dem Zug wieder nach Mühlberg. Er meldete sich dort und berichtete dem Kommandanten, wo sich seine Leute in Gewahrsam befinden. Der hat sie dann abgeholt.

Hühn-Fischel wurde als einer der ersten 1948 entlassen. Bis dahin nahm er im Lager eine Sonderstellung ein.

Abschließend muss noch erwähnt werden, dass der Lazarettbereich ständig vergrößert werden musste. An den Ärzten und Pflegern lag das nicht. Sie setzten ihr ganzes Können ein, sie schonten ihre Kräfte nicht und eine ganze Anzahl von Ärzten und Pflegepersonal rafften durch Ansteckung die Krankheiten ihrer Patienten auf, und verloren ihr Leben. Der Lazarettbereich umfasste im Oktober 1945 vier gemauerte und zwei Holzbaracken. Bis Ende 1947 waren weitere zehn Holzbaracken hinzugekommen. Außer dem Frauenlager gehörten im Frühjahr 1948 alle Unterkünfte zwischen der Lagergrenze Ost und dem Küchenbereich, zum Lazarett. Ich denke, das sagt alles und bestätigt voll und ganz meinen Bericht. Ich habe nichts übertrieben, ich habe nichts dramatischer dargestellt als es in Wirklichkeit war. Ganz im Gegenteil, nicht immer habe ich die richtigen Worte gefunden, die eindrucksvoller als meine Formulierungen, das Elend in diesem Speziallager Nr. 1 Mühlberg hätten beschreiben können

Günther Schmalfuß

Dieter Rauschenbach, einer der Jungs die zusammen mit mir am 30. September 1945 verhaftet worden waren, am 24. Oktober 1945 ins Lager Mühlberg kam, erinnert sich an seine Tätigkeit als Melder im Arresthaus des Lagers und als Stellvertreter des Arresthaus-Kommandanten.

Die „Justiz“ der Selbstverwaltung

Auch in einem Internierungslager gibt es Straftäter, Diebe, die Brot und Kleidungsstücke klauen, die den Toten – ja sogar den Lebenden – die Goldzähne aus dem Mund herausbrechen, rabiate Naturen, die ihre Mitmenschen misshandeln und – was in den Augen der sowjetischen Bewacher noch viel schlimmer ist – Inhaftierte, die gegen die Verbote der Kommandantur verstoßen, z.B. gegen das Verbot, ein Buch zu lesen, einen Bleistift zu besitzen, Aufzeichnungen zu machen

oder persönlich ein Messer zum Brotschneiden zu benutzen. In Mühlberg überließen die Sowjets die Verurteilung der Straftäter und ihre Strafzumessung der „deutschen Selbstverwaltung“. Das Amt des Anklägers und Richters behielt sich Haller persönlich vor. Er steckte den von ihm als schuldig Verurteilten in den Knast, d.h. in eine der sich gegenüberliegenden 18 Zellen des Arresthauses. Der „Strafvollzug“ oblag dem Arresthauskommandanten und seinem Stellvertreter. Je zwei Zellen hätten vom Mittelgang her beheizt werden können, wenn es ausreichend Heizmaterial gegeben hätte. Arrest im Winter konnte also Lungenentzündung und Tod bedeuten. Zum Glück hatte ich ausgezeichnete Verbindung zur VEMMAG. Freunde und Kameraden aus meinem Heimatort und aus meiner Stammkompanie hatten in diesem Arbeitskommando das „Sagen“. Und so kam es schon vor, dass sie „zwischen durch“ sozusagen aus Versehen, hin und wieder mal eine Fuhre Brikett am Arresthaus abkippten. So konnte ich „meinen Arrestanten“ zwar keine Wohlfühltemperatur anbieten, aber immerhin, sie brauchten in den Zellen nicht mehr zu frieren.

Wer wurde eingesperrt? Hauptsächlich Diebe, die Brot oder etwas anderes gestohlen hatten, aber auch die Besitzer von Scheren, Messern oder Bleistiften. Die Dauer des „Freiheitsentzuges“ lag zwischen drei und vierzehn Tagen. Längere Strafen brummte Haller den Zahngolddieben auf und den Männern, die das Keuschheitsgebot nicht gehalten und mit einer Frau geschlafen hatten. Dazu waren natürlich nur Küchenbullen, Bäcker und gut genährte Funktionäre fähig.

Haller beschränkte sich aber nicht darauf, die in seinen Augen Straffälligen in den Bunker (so nannten die Internierten das Arresthaus) zu sperren, er hatte noch weitere Möglichkeiten, Gefangene zu bestrafen, indem er sie „in die Jauche steckte“. Dieses Verfahren erwies sich als weit gefährlicher und verhängnisvoller als ein Arrest von drei bis vierzehn Tagen Dauer. Das Jauchekommando erfüllte für den „Oberleiter“ in idealer Weise einen ähnlichen Zweck wie beim Militär eine Strafkompagnie. Häftlinge der Jauchekompanie mussten mit Eimern, die von Hand zu Hand gereicht wurden, die großen Abortgruben der Lagerlatrinen leer schöpfen. Den Inhalt der Eimer kippten sie in eine, auf einem Wagen liegende, eiserne Tonne. Dann spannten sie sich vor den Jauchewagen, zogen ihn bis zum Lagertor, wo sowjetische Wachposten sie erwarteten und unter lauten „Dawei-Dawei“ –Rufen auf ein vor dem Lager brach liegendes Feld trieben. Dort ließen sie die stinkende Brühe

ab. Die meisten zum Jauche fahren verurteilten Männer haben die Strapazen ihrer Arbeit nicht ausgehalten. Viele von ihnen wurden krank, kamen ins Lazarett und starben, u. a. ehemalige Reichsgerichtsräte aus Leipzig, zahlreiche dem „Oberleiter“ missliebige Akademiker, die er besonders hasste, sowie der erste von ihm abgelöste Lagerleiter, General Hänicke, den er sinnigerweise zum Chef des Jauchekommandos ernannt hatte.

So machte sich Haller zum Herrn über Leben und Tod seiner Mitgefangenen.

Kaum zu glauben, aber auch sowas ist vorgekommen:

Rollentausch – Bewachter bewacht Bewacher

Eine Zeitlang war ich mit 16einhalb Jahren stellvertretender Arresthausleiter im Lager Mühlberg. Das tollste, was ich da erlebt habe, war dies: Eines Nachts klopfte es wie wahnsinnig an die Tür. Eine heisere Stimme schreit: „Sofort Zelle freimachen. Schnell, schnell, dawei!“ Als ich öffnete, stehen vor mir ein wild gestikulierender Offizier und zwei Sergeanten, die einen völlig betrunkenen Soldaten festhalten und in die von mir geöffnete Arrestzelle hineinklatschen. Nachdem sie den Riegel vorgeschoben hatten, brüllt der Offizier: „Los! Säge holen und Balken, aber schnell“. Woher sollte ich eine Säge holen, da doch Abends das gesamte Werkzeug zum Verschluss abgegeben werden musste. Glücklicherweise fiel mir ein: In der Werkstatt neben der Wachstube, in der tagsüber einige Handwerker Holzteller und Souvenirs für die Russen schnitzten, könnte ich evtl. finden, was der Offizier verlangte. Ich trat die verschlossene Tür der Werkstatt ein und fand tatsächlich eine Säge und sogar Holzbalken.

Unter lauten Dawai-Dawei-Rufen griff der Offizier nach der Säge und forderte mich auf, auch anzufassen. Dann haben wir beide – auf den Knien liegend – die Balken zurechtgesägt und daraufhin in den Türrahmen der Zelle eingekeilt. Der Offizier befürchtete nämlich, der besoffene Soldat würde einen Ausbruchversuch unternehmen. Was war geschehen. Wie ich später erfuhr, hatte der Soldat in seiner Besäufnis in der Kommandantur alles kurz und klein geschlagen und sich dabei erheblich die Hand verletzt. Darum steckten ihn seine Vorgesetzten ins Arresthaus des Lagers. Und ich musste – als Gefangener – einen Mann bewachen, der zur Wachmannschaft des Lagers gehörte. Eine geradezu groteske Situation: Ein Bewachter bewacht seinen Bewacher.

Vier Wochen lang habe ich ihn zum Waschen geführt und ihm seine Verpflegung, die ich am Lagertor empfang, in die Zelle gereicht. Wenn er sein Essen von mir erhielt, vergaß er nie, mir etwas abzugeben. Täglich musste ich ihn zur ambulanten Versorgung seiner Schnittwunden ins Lagerlazarett begleiten. Die sicher sehr schmerzhafteste Prozedur hielt er, eine Machorka-Zigarette im Mundwinkel, ohne Zucken eines Gesichtsmuskels aus. Schon bald wurden wir vertraut miteinander, zumal er ein paar Worte deutsch sprach, die er in seiner Schule in Swerdlowsk im Ural gelernt hatte. Natürlich wollte er nicht in seiner Zelle bleiben. Ich war ängstlich und zögerte, ihm die volle Freiheit im Arresthaus zu gewähren. So wurde die Außentür auch am Tage verschlossen und im Inneren seine Zelle entriegelt. Abends bei verhangenen Fenstern haben wir in der Wachstube geradebrecht. „Wenn Offizier Kommt“, sagte er, „Du schnell kommen und Alarm geben!“ Kam tatsächlich einer – und das geschah nicht selten – ließ er sich sofort von mir wieder einschließen. Wenn dann der kontrollierende Offizier, nachdem er den zerknirschten Sünder, der mit hängendem Kopf in der Zelle saß, gesehen hatte, verschwand, musste ich natürlich sofort aufschließen. Und der „reumütige“ Soldat lachte aus vollem Halse. Häufig bekam er auch Besuch von seinen Kameraden. Die brachten immer Tabak und Schnaps mit. Sie haben in der Wachstube erzählt, gealbert und gesoffen. „Gut aufpassen, Kamerad“, sagten sie zu mir. Vor den Offizieren hatten sie großen Respekt. Gab ich Alarm, verschwand mein Gefangener blitzschnell, die Anderen verkrochen sich in leeren Zellen und verhielten sich mucksmäuschenstill bis zur Entwarnung. Immer dankten sie mir mit einer Handvoll Machorka. Schnaps wurde mir nicht angeboten. Ein Schluck hätte mich umgerissen. Beanstandungen hat es während der vier Wochen dauernden Arrestzeit meines Gefangenen nie gegeben.

Wenig später ereignete sich ein ähnlicher Vorfall. Da waren es mindestens sechs Soldaten, die für eine Nacht in Gewahrsam genommen werden mussten.

1947/48 musste das Arresthaus geschlossen werden. Handwerker zogen in den Massivbau Fenster ein und beseitigten die Trennwände. Das Gebäude wurde dem Lazarettbereich zugeordnet und speziell mit jugendlichen TBC-Kranken belegt. Dort habe ich vor meinem Transport nach Buchenwald noch einige Monate verbracht.

Dieter Rauschenbach

Zum Lager Mühlberg und seinen Insassen möchte ich noch folgendes bemerken. Die älteren Gefangenen hatten es doch schwerer als wir Jugendlichen. Zu der Ungewissheit, ob wir überhaupt wieder nach Hause kommen und, wenn ja, wann denn nun endlich, hatten Familienväter noch zusätzlich große Sorgen um ihre Frauen und Kinder: ‚Wie wird es ihnen gehen? Haben sie eine Wohnung? Haben sie genug zu essen? Sind sie gesund? und so weiter und sofort.‘ Das waren Probleme, die uns Jungs nicht plagten. Natürlich dachten wir auch an unsere Eltern, die aber immer das Leben gemeistert hatten. Dass möglicherweise mein Vater und meine Mutter nicht über die Runden kommen könnten, so etwas kam mir nie in den Sinn. In Mühlberg gab es nur wenige Gefangene, die sich eines Kriegsverbrechens schuldig gemacht hatten. Es waren um die zweihundert Personen, die abgeholt und verurteilt wurden. Alle anderen waren mehr oder weniger Aktivisten, Mitläufer, kleinste und mittlere Führer in der Hitlerjugend, oder wie wir, des Werwolfs Verdächtige. Also keine Täter, sie hatten eben im Nazireich irgendwie mitgemacht, vielleicht für die Winterhilfe gesammelt oder sie waren bei der Kinderlandverschickung eingesetzt. Sogar der ehemalige Kraftfahrer des Reichspräsidenten von Hindenburg, ein Major, gehörte zum Spezialkontingent Mühlberg. Er erzählte von einigen Besonderheiten seines „Herrn“ und den Jugendlichen teilte er mit: „Ihr seid das Beste, was Deutschland je geboren hat. Ihr werdet uns einmal rächen. In Euch lebt Deutschland weiter“. Auch dieses Beispiel zeigt doch, dieser Major Kraftfahrer war im eigentlichen, juristischen Sinne zwar kein Täter, aber sein Gedankengut war nach wie vor gefährlich. Und damit wird er im Lager keinesfalls allein gewesen sein. Im Gegenteil, viele werden wohl mit ähnlichen Gedanken im Kopf, falls sie Mühlberg überlebten, die Freiheit wieder erlangt haben. Natürlich gab es auch Ortsgruppenleiter, Ortsbauernführer und weitere solcher „Bannerträger“ der Nazipartei. Einen Bannführer der Hitlerjugend habe ich auch kennen gelernt und vieles andere mehr. Aber es waren eben keine Täter im eigentlichen Sinne. Auch ein fanatischer Nationalsozialist muss nicht zwangsläufig ein Täter gewesen sein. Eine Untersuchungshaft dieser Personen für einen begrenzten Zeitraum hätte genügt. Eigentlich war das schon die Geburtsstunde einer neuen Gewaltherrschaft.

Zur Lageraristokratie gehörten leider auch solche Elemente wie Eisert und Thomas, die andere Gefangene, also ihre eigenen Kameraden, schikanierten und drangsalierten. Nach ihrer Entlassung wurden diese beiden von deutschen Zivilgerichten, wegen ihres kriminellen Verhaltens im Lager, zu Freiheitsstrafen verurteilt.



Lagerstraße Kriegsgefangenenlager

Lagerstraße Speziallager 1947



Jahrgang 1929

Von Stalin bestraft

D a m a l s

Erinnerungen und Gedanken

Februar 1947 bis I. Quartal 1949

Sibirien

Gelandet 6000 Kilometer (Sechstausend) von zu Hause entfernt. Was wird uns die Zukunft bringen?

Zumindest gibt es erst mal was warmes zu Essen, jeder hat auch seine Schlafstätte und im Ofen brennt auch schon ein Feuer; denn im Freien ist es eisig kalt.

Schon sehr bald ist klar wo wir eingesetzt werden sollen:

Im Schacht

Sieg oder Sibirien
war eine
Parole gegen Ende
des Krieges.



An der Ortseingangsstraße von Tomsk nach Anscherov-Sudschensk

Nun waren wir hier, wie vorausgesagt.

2.3 Sibirien

2.3.1 Der Pelzmützentransport

Gegen Abend des 08. Februar 1947 setzte sich der Zug mit knapp eintausend zukünftigen Zwangsarbeitern in Bewegung. Einige Stunden zuvor war der Kommandeur der Wachmannschaft im Waggon erschienen. Wir wurden noch einmal gezählt. Das war ein Theater. Wir waren vierzig Mann im Waggon und mussten zunächst alle auf eine Seite klettern, nach hinten kriechen, oder hocken, was nicht ohne blaue Flecke abging. Es musste alles schnell gehen und es kam schon vor, dass der Eine den Stiefel des Anderen ins Gesicht bekam. Dann ging es einzeln und auch etwas langsamer auf die andere Seite, dabei zählte der Offizier, und wir konnten uns drüben etwas besser einschlichten. Der Offizier sagte dann noch, dass er über eine starke Wachmannschaft verfüge, und das glaubte ich ihm aufs Wort. Wir waren doch von seinen Leuten während des Marsches vom Lager zum Bahnhof „begleitet“ worden und hatten die vielen jungen, gut genährten und sehr aufmerksamen Burschen in Augenschein nehmen können. Das war keine zweite Wahl. Außerdem teilte er uns noch mit, dass es verboten sei, unsere Tarnanzüge so anzuziehen, dass die weiße Seite nach außen kommt. Unsere neuen Tarnuniformen waren auf einer Seite gefleckt, wie Frühling oder Herbst, auf der anderen Seite weiß, also beidseitig tragbar. Wie erwartet war der Waggon für eine längere „Reise“ eingerichtet. Unsere Liegestatt befand sich links und rechts von der Tür. In Augenhöhe hatte man aus Bohlen und Kanthölzern je eine obere Liegemöglichkeit für zehn Mann geschaffen. Somit konnten im Waggon vierzig Personen, allerdings eng aneinander, untergebracht werden. Wir lagen nicht auf blankem Holz, sondern auf Matratzen. Die Matratzen legten wir so auf unsere „Betten“, dass sogar noch einige übrig blieben. Diese waren vorgesehen, Kälte abzuhalten, die durch die Waggonwände drang. Einen Kanonenofen hatten wir auch, allerdings war das Heizmaterial etwas spärlich vorhanden. Dann gab es noch den unentbehrlichen Kübel und eine kleine Rinne, die nach außen führte, für das „kleine Geschäft“. Möglichkeiten nach draußen zu sehen hatten wir kaum. Wir waren ja Gefangene und entsprechend hatte man den Waggon vernagelt und vergittert. Höchstens durch diese oder jene Ritze war es möglich, etwas von draußen zu erhaschen.

Man hatte eben an alles gedacht. Mit „großer Sorge um das Wohlergehen der Fahrgäste“ war man auch bemüht, ihre leibliche Beschaffenheit zumindest zu erhalten. Schließlich handelte

es sich um Arbeitskräfte, die in Sibirien zum Einsatz kommen sollten. Im Übergabeprotokoll Lager/Transport ist von einer 30-tägigen Reise die Rede.

Stempel: Ohne Erlaubnis auf Publikation

Mühlberg

08. Februar 1947

Protokoll

Wir untenfolgend unterzeichnende - Chef des Speziallagers Nr. 1 SWAG* - Kapitän Samoillow, Leiter der Sanitätsgruppe - Major Woronkin, Kommandant des Lagers Leutnant Polfunkikow einerseits Oberleutnant Neljubin, Leiter der Wachmannschaft Kapitän Krawtschenko andererseits verfaßten vorliegendes Protokoll darüber, daß es nach Anweisung des Leiters der Abteilung Sonderlager SWAG - Oberst Genosse Swiridow die ersten haben übergeben die zweiten haben übernommen einen Transport des Spezialkontingents und der Verurteilten. Insgesamt übergeben und übernommen sind, nach Transportliste, Register - und Kontrollakten , 902 (neunhundertzwei) Personen des Spezialkontingents und 90 (neunzig) Personen von Verurteilten, Summe 992 (neunhundertzeiundneunzig) Personen. Physischer Zustand: erste Kategorie- 74 Personen, zweite 918. Vor dem Abtransport ging das Kontingent durch die sanitäre Kontrolle und Behandlung, Verlausung nicht vorhanden. Alle Internierten wurden ausgestattet: mit kompletter Winterbekleidung, Bettzeug, je zwei Garnituren Unterwäsche, je zwei Handtücher, je ein Sommermilitärhemd. Zur kompletten Winterbekleidung gehört: Mütze mit Ohrenklappen, Soldatenmantel oder zweireihige Jacke, wattierte Hose, Filzstiefel mit Ledersohlen, zwei Paar warme Fußlappen und ein Paar Handschuhe. Zum kompletten Bettzeug gehört: eine Decke, zwei Bettlaken, Kissenbezüge- obere zwei, untere einen, Matrasenbezug einen oder Matraze - eine. Aus den genannten Sachen wurden allen Internierten ausgehändigt: neue Mützen , je zwei Paar neue Winterfußlappen , je ein Paar neue Handschuhe, je zwei neue Handtücher, neue wattierte Hosen haben 50* von den Internierten bekommen, aber die übrigen Sachen und das Bettzeug, die ausgehändigt wurden sind, waren schon in Benutzung. Sie sind vollkommen brauchbar und die Strümpfe sind ohne jegliche Ausbesserung. Die Tragezeit von allen obengenannten Sachen soll man ab 27. Januar 1947 datieren. Außer den erwähnten Sachen haben die Internierten alle Kleidungsstücke, die sie vor der Ausgabe hatten (siehe Karteikarte von jedem). Zur Verpflegung: Es wurden Lebensmittel für 30 Tage nach Kriegsgefangenenennorm ausgegeben.

**Zahl nicht eindeutig*

***Militärjargon*

Stempel: Geheimhaltung aufgehoben

GARF

Fond 9409

op. 1

Akte 401

S. 9

Stempel: Ohne Erlaubnis auf Publikation

Brot wurde auf der Reise für 10 und 20 Tage ausgegeben- Zwieback, Graupen wurden in verschiedenen Sortimenten ausgegeben (Erbsen, Gerstengrütze), Fleisch wurde in den Sortimenten - Schweinefleisch, Rindfleisch - ausgegeben, statt Makkaroni wurden Nudeln ausgegeben, Fisch wurde durch Fleisch ergänzt, nach Auswahlnormen - für 70 g Fisch - 21 g Fleisch, Sojamehl und Tomaten wurden nicht ausgegeben, da diese nicht vorhanden waren. Kartoffeln und Gemüse wurden für 10 Tage ausgegeben, und für die restlichen 20 Tage wurden trockene Kartoffeln und Gemüse ausgegeben. Seife wurde im Stück ausgehändigt. Alle ausgegebenen Lebensmittel sind qualitativ ,konditioniert und vollkommen brauchbar als Nahrung (siehe beiliegenden Qualitätszertifikat). Für die ganze Reise wurde eine Monatsration zur Vorbereitung der Speisen für unterwegs von dem Gruppenwirtschaftsleiter gemeinsam mit dem Lagerarzt zusammengestellt. Nach Bestätigung durch den Lagerchef wurde dem Leiter des Militärzuges die genannte Ration übergeben. Alle ausgegebenen Lebensmittel wurden in Ausgabe- und Einnahmeprotokoll der Verpflegung eingetragen. Dieses Protokoll und auch das Tagebuch der zu versorgenden Personen, Verpflegungsnormen der Menschen und Formulare für die Ausgabe der Lebensmittel unterwegs sind dem Leiter des Militärzuges Oberleutnant Neljubin übergeben .Er wurde in Fragen Verpflegung der Menschen, in Buchführung und in Rechenschaftslegung instruiert. .Brennstoff ausgegeben in Mengen - 30 t Briketts aus der Berechnung: einmalige Vorbereitung von Speisen - 0,250 kg Briketts und für je 100 Liter Wasser zu kochen - 7,5 kg Briketts. Für die Heizung eines Waggons mit Personen - 10 kg pro Tag. Es wurde 130 m³ Holz ausgegeben. Das Holz ist zu ergänzen aus der Berechnung: 1m³ Holz - auf 400 kg Briketts. Der Militärzug ist nach Gefängnisart ausgestattet. Es sind vorhanden: Gitter, Pritschen, Schrauben mit Muttern. Es wurden 5 Kessel für die Vorbereitung der Speisen ausgegeben und eine Feldküche, 4 Wassertonne, 50 Eiseneimer, 25 Speisekübel, 25 Wasserkübel, 992 Löffel, 992 Schüsseln, 40 Messer, 2 Äxte, 40 Schöpfkellen, 2 Waagen mit 5 Gewichten, 25 Parasch**, 2 Schaufeln, 400 Kerzen .

Übergeben :

Chef des Speziallagers Nr 1

Kapitän	(Unterschrift) Samoilow
Oberleutnant	(Unterschrift) Litwinow
Major	(Unterschrift) Woronkin
Leutnant	(Unterschrift) Polfuntikow

Übernommen :

Oberleutnant	(Unterschrift) Neljubin
Kapitän	(Unterschrift) Krawtschenko

Stempel: Geheimhaltung aufgehoben**GARF**

Fond 9409
op. 1
Akte 401
S. 10

Auszug Transportliste (Übersetzung)

39a

27	Riese	Roland	1908	dtch	Wachmann
28	Tewerin	Karlheim	1928	- u -	Deswolf
29	Reisenbayer	Joachim	1928	"	- u -
30	Teigert	Arthur	1929	"	- u -
31	Tucha	Fritz	1902	"	Blockleiter
32	Todtlaender	Walter	1928	"	Wachmann
33	Frutag	Rudolf	1923	"	Wachmann
34	Friedrich	Kernmann	1901	- u -	Blockleiter
35	Frauenberg	Karl	1909	- u -	?
36	Franz	Kurt	1900	- u -	Blockleiter
37	Frieder	Paul	1896	- u -	- u -
38	Feistel	Klaus	1900	- u -	- u -
39	Fledermaus	Karl	1900	- u -	- u -
40	Furkowski	Paul	1901	"	- u -
41	Göhler	B. Wolfgang	1925	"	Deswolf
42	Gilman	Roland	1929	"	- u -
43	Schwarz	Erwin	1929	"	GC - Führer
44	Schubert	Zimmer	1929	"	Spion
45	Jakob	Rudolf	1919	"	Deswolf
46	Müller	Franz	1925	"	- u -
47	Schneider	Paul	1904	"	- u -
	Befehlshaber				
			Kapitän		
	Befehlshaber				
			Leutnant		

Insgesamt 902 Personen (Namenbuchstabe)

Die Nummer 33 bin ich. Man hatte mich nicht vergessen!

Auch meine beiden ehemaligen Klassenkameraden aus der Volksschulzeit, Harry Gebauer und Wolfgang Zieschang, hatten einen „Freifahrtschein“ Richtung Osten erhalten und steckten in irgend einem Güterwaggon, genau wie ich auch. Dazu auch Hans Lenk aus unserer Klasse. Hans kehrte leider nicht zurück. Vom gleichen Schuljahrgang waren noch dabei Walter Dillner und Dieter Weber. Das waren wir Jungs. Dazu „gesellte“ sich noch Hans Donnerhack, ein aus unserer Sicht schon älterer Herr. Er war ein stadtbekannter Sattlermeister aus unserem Heimatort. In Mühlberg hatte er unsere Fußbälle hergestellt und repariert.

Der Zug fuhr, der Zug hielt, der Zug fuhr, der Zug hielt... usw. Ich hatte den Eindruck, wir wurden je nach Verkehrsaufkommen der jeweiligen Strecken durchgeschleust. Warmverpflegung gab es wenn die Verkehrslage es zuließ: also nur bei einem längeren Halt. Dazu mussten zwei Mann raus – natürlich unter Bewachung – und vom Küchenwaggon die gefüllten Essenkübel holen. Das ging alles im Laufschrift vonstatten. Es sollten während des Aufenthaltes möglichst viele Waggons abgefertigt werden. Das Essenholen war kein Vergnügen. Vom vielen Liegen waren die Beine ziemlich eingerostet, und dann musste man von einer Sekunde auf die andere sportliche Höchstleistung vollbringen. „Dawei, Dawei, snell, snell!“ musste es gehen. Ich kann das aus eigenem Erleben berichten, denn ich war halbtot als wir wieder an unserem Waggon ankamen. Die Kameraden mussten mich hineinziehen, so fertig war ich. Selbstverständlich ging es dem zweiten Essenholer genauso. Ich brauchte eine längere Erholungsphase, bevor mir das Essen schmeckte und mein Magen es vertrug. Besonders viel mussten die Kameraden im Küchenwaggon leisten. Küchenarbeit ist an sich schon schwer. Aber auf Transport richtet sich der nächste Halt nicht nach den Essenszeiten, sondern die Essenszeiten haben sich nach dem nächsten Halt zu richten. Jedoch, wann der nächste Halt sein wird, wusste kein Mensch aus unserem Zug. Das Wasser kommt auch nicht von allein in die Kessel, es musste je nach Lage heran geschleppt werden, und so gab es noch vieles, was die Kameraden von der Küche zu leisten hatten. Also Hochachtung! Die Brotration war zunächst noch wie im Lager Mühlberg, also 600 Gramm. Als die Brotlaibe aufgebraucht waren, erhielten wir getrocknetes Brot aus Mühlberger Produktion. Dann aber, als das auch alles gegessen war, aßen wir russisches Trockenbrot. Es war knochenhart, man musste es im Mund erst aufweichen, und das dauerte, gemessen an unserem Hunger, eine Ewigkeit. Dieses Trockenbrot nannten wir „Stalinknochen“. Mit der Verabreichung von Trockenbrot wurde zwangsläufig der Durst immer quälender. Zu trinken gab es während der

ganzen Fahrt viel zu wenig, und es war schon Glück für uns, wenn der Posten bei einem Halt die Tür öffnete und uns zu verstehen gab, wir sollen Schnee in den Waggon holen.

Wir waren noch in Deutschland als der Posten die Tür weit öffnete und uns begreiflich machte, zwei Mann sollen auf einen Waggon klettern, der auf dem Nachbargleis stand, und Brikett in unseren Waggon werfen. Das ließen wir uns nicht zweimal sagen und innerhalb kürzester Zeit nahmen unsere Kohlevorräte ein beträchtliches Maß an. Wir hatten in den paar Tagen, seit wir unterwegs waren, auch gelernt, mit unserem Heizmaterial ökonomisch umzugehen. Inzwischen wussten wir, dass es keinen Zweck hat, während der Fahrt zu heizen. Schade um die schöne Kohle. Wir schürten den Ofen nur noch an, wenn der Zug hielt und wir der Meinung waren, er wird nicht gleich wieder losfahren. Holz zum Anfeuern hatten wir auch nicht mehr, aber schöne stabile Bretter aus unseren „ersten Etagen“. Zunächst zogen wir ein Brett heraus, später ein zweites – eben genau so viele, dass die erforderliche Stabilität noch erhalten blieb. Wir hatten weder Messer noch Beile oder Keile. Sogar die Löffel aus Metall hatte man uns abgenommen und dafür Holzlöffel gegeben. Wir hatten eigentlich überhaupt nichts, womit normalerweise ein dickes Brett, also eine Bohle, zerkleinert wird. Ich weiß nicht mehr wie, aber wir schafften es. Übrigens, und das ganz nebenbei: Mein Holzlöffel wurde mit der Zeit immer kleiner. Ich leckte ihn nach jedem Essen nicht nur gründlich ab, sondern knabberte sogar daran. Das tat ich bestimmt nicht aus Langeweile sondern wegen des Hungers, der mein ständiger Gast war.

Nach ungefähr zehn Tagen Fahrt hatten wir die Grenze Polen/Sowjetunion erreicht. Dort hieß es umsteigen in einen anderen Zug. Mit Sack und Pack, auch mit unseren Matratzen, wurde das mit „dawei“ und „snell“ bewerkstelligt. Die Besatzungen waren dabei auch etwas durcheinander geraten. Mein neuer Waggonältester war Hermann Neumeister. Ein körperlich sehr großer Mann mit souveränem Auftreten. Wenn er sich bewegte, machte er auf mich einen leicht tollpatschigen Eindruck. Das hing wahrscheinlich mit seiner Größe, seinen großen Füßen und Händen zusammen. Von Beruf war er Ingenieur. Ich erwähne Hermann deswegen so ausführlich, weil er später im Lager eine dominierende Rolle als Arbeitseinsatzleiter und Kompanieführer spielen sollte. Er war nie arrogant und immer gerecht. Auch hier in Brest hatten wir wieder die Gelegenheit, unseren Waggon mit Brikett aus einem Nachbarzug zu versorgen. Wie wichtig das war, zeigte sich sehr bald, denn es ging immer weiter nach Osten und die Kälte nahm zu. So vergingen die Tage. Schlafen, dösen, erzählen, nachdenken. Ich erinnerte mich viel an zu Hause, ohne dabei extrem trübsinnig zu werden. Die Eltern werden sich große Sorgen machen, ich war noch ihr einziges Kind. In Mühlberg hatte ich erfahren, dass auch

mein Bruder Walter, der bis dahin als vermisst gegolten hatte, nicht mehr lebt. Im Waggon hatten wir einen Wiener. Dieser Mann konnte für meinen Geschmack sehr schön singen. Vor allem seine Aussprache hatte es mir angetan. Ich konnte davon nicht genug hören. Das „Fiakerlied“ oder „Auf der Lehmgruhm da steht ein altes Haus, da schaut mein liebes Mutterl raus“, oder „Ich weiß ein kleines Wegerl im Helenental, das ist für alte Ehepaare viel zu schmal...“. Ich habe ihm gerne zugehört, es war stets eine angenehme Verkürzung der Langeweile. Auch an die „VEMMAG“ dachte ich, was werden sie wohl machen? Durch wen wurden wir ersetzt? Oft kam mir auch mein Freund Günther in den Sinn. Von Kindesbeinen an waren wir immer zusammen gewesen, schon beim Spielen im Sandkasten, dann in der Schulklasse und beim Herumtoben im Wald oder im Stadtbad. Auch die ersten Erfahrungen mit dem anderen Geschlecht hatten wir zur gleichen Zeit gemacht. Den Drill und die Schikanen in Stegenwaldhaus hatten wir zusammen gut überstanden, dann Verhaftung, Gefängnis und zuletzt noch Mühlberg. Das alles schweißt zusammen und war nun auseinander gerissen worden.

Wehmut schlich sich in mein Herz ein, wenn ich an die abendlichen, bis zum Beginn der Sperrstunde fröhlichen Zusammenkünfte von uns jugendlichen Mädchen und Jungs auf der „Schönsicht“ dachte. Die „Schönsicht“ war eine Gaststätte auf dem Galgenberg mitten in einem schönen parkähnlichen Areal gelegen. Viele Bänke, teils hinter Hecken versteckt und ein schöner Pavillon, waren genau das Richtige für uns 15- und 16jährige. Die Gaststätte war in dieser Zeit geschlossen, das Gelände ist von unserer Siedlung etwas entfernt, also waren wir vollkommen ungestört unter uns. Meistens versammelten wir uns zunächst im Pavillon, sangen Lieder, redeten über alles mögliche, bis sich schließlich ein Pärchen nach dem anderen verdrückte. Es waren alles nur kleine, unschuldige, harmlose Liebeleien, aber es war die Jugend, „unsere Jugend“, die unabwendbar, erbarmungslos und schlagartig am 30. September 1945 ihr Ende gefunden hatte. Diese schmerzhafteste Endgültigkeit habe ich im Waggon, inzwischen ein Jahr älter geworden, vom Verstand her nicht vollkommen erfasst, vielleicht auch deswegen, weil alles Sinnen und Denken durch den knurrenden Magen immer wieder darauf gerichtet war, wann werden wir wieder etwas zu essen bekommen. Aber das Gefühl, das „unbewusste Erfassen meiner Situation“ führte eben zu meiner Wehmut und später doch zu der Erkenntnis, „meine Jugend“ ist vorbei obwohl ich zur Jugend gehöre.

(Der „Galgenberg“ am Rande meiner Heimatstadt Netzschkau ist 403 m hoch. Aus Netzschkauer Gerichtsakten geht hervor, dass Anno 1700 dort die letzte Exekution vollzogen wurde).

Eine ganz bestimmte Bank kam mir immer wieder in den Sinn. Es ist nicht so, dass ich auf dieser Bank tolle Erlebnisse mit Mädchen gehabt hätte; nein, im Gegenteil. Dort saß ich in den Wochen vor meiner Festnahme auch sehr oft allein. So, als müsste ich noch einmal und immer wieder meine nächste Umgebung, vor allem „meine Siedlung“, betrachten. Von dort aus kann man viel sehen, was auf den Straßen und in Grundstücken passiert. Die Kinder gehen zu Schule oder kommen schon wieder nach Haus, Frau Damisch hatte Waschfest und hängt ihre Wäsche zum trocknen in den Garten, Frau Dillner geht zur Schicht. Gleich wird auch Herr Damisch zur Arbeit gehen, bestimmt mit seiner Tabakspfeife zwischen den Zähnen. Ohne seinen Ulmer hatte ich ihn eigentlich nie gesehen. Frauen trafen sich auf dem Weg zum bzw. vom Bäcker. Die beste Gelegenheit, um zu erfahren, was es Neues gibt. Das alles und noch mehr konnte man von dieser Bank aus beobachten und daran dachte ich im Waggon, der immer weiter Richtung Osten rollte. Mir war so, als hätte ich mit meinen Beobachtungen das Bild meiner nächsten Umgebung besonders intensiv in mich aufgenommen. So, als müsste es für eine lange Zeit reichen.

Ich dachte auch an die letzte Begegnung in Mühlberg mit einem ehemaligen Bannführer der Hitlerjugend. Er war tatsächlich der Meinung, wir kämen nach Russland zur Blutauffrischung. Immerhin hatten die Russen während des Krieges hohe Verluste an jungen Männern und nun wird frisches Blut gebraucht. Sicherlich dachte er dabei an germanisches Blut. Der Mann war eigentlich ein prima Kerl aber in Hinsicht auf Rasse und Blut eben doch nazistisch verbohrte.

Es ist erstaunlich, was einem alles so in den Sinn kommt, während einer sehr langen Fahrt in einem Güterwaggon. Es wird nie richtig hell hier drinnen. Ich liege unten. Das bedeutet, nicht einmal der hellste Sonnenstrahl verirrt sich in unser Verließ. Neben Erzählen, Dösen, Schlafen und, es ist fast nicht der Rede wert, **Essen und Trinken**, bleibt doch die meiste Zeit für das Denken und Nachdenken. Dass unser Blut so wertvoll ist, viel wertvoller als das Blut anderer Rassen, hatten wir während unserer Kindheit und Jugendzeit in der Schule und in der Hitlerjugend oft gehört. Unsere Lehrer, allen voran der Rektor und unsere Führer im Jungvolk und in der Hitlerjugend, hatten davon oft gepredigt. Und nun hatte sogar ein ernst zu nehmender Mann beim Abschied in Mühlberg von Blutauffrischung gesprochen. Schon während des Krieges wurde öfters davon gesprochen, dass deutsche Frauen, die mit Männern der jüdischen oder slawischen Rasse Geschlechtsverkehr hatten, bestraft wurden. Auch in Reichenbach, so wurde damals erzählt, wurden Frauen öffentlich das Haar geschoren, weil sie mit Ausländern ein Liebesverhältnis hatten. Was mit den „fremdrassischen“ Männern gemacht wurde weiß ich nicht, kann es mir aber vorstellen.

Die Sache mit der Blutauffrischung hörte sich zwar für mich 17jährigen Jungen gut an. Aber so gutgläubig war ich nun auch wieder nicht, um mich schon im Waggon näher, wenn auch nur gedanklich, mit dem zu befassen, was alles mit der Blutauffrischung zu tun hat.

Erst viele Jahre später als wir erfahren hatten, welches Unglück der Nationalsozialismus über viele Völker Europas gebracht hatte, kam mir die „Blut und Boden“ Theorie und ihre Praxis wieder in den Sinn. Warum, so fragte ich mich, ist man dann so verschwenderisch mit **unserem** wertvollen germanischen Blut umgegangen? Logischerweise wird doch Edles und Wertvolles besonders sorgsam bewahrt, es wird behütet und darauf acht gegeben, dass nichts beschädigt wird oder verloren geht, sondern erhalten bleibt. Auf der einen Seite wurden Frauen bestraft, weil sie sich mit Männern „anderen, also minderwertigen Blutes“ eingelassen hatten und andererseits wurden auf den Schlachtfelder des 2. Weltkrieges Tag für Tag Ströme des deutschen Blutes vergossen. Selbst das Blut von uns fünfzehn und sechzehn Jahre alten Jungs sollte 1945 nicht geschont werden. Und es wurde nicht geschont. Jungs, eigentlich noch Kinder, gerade mal 14, 15 oder 16 Jahre alt, wurden mit Panzerfäusten bewaffnet und in Panzerjagdkommandos eingesetzt. Berüchtigt bekannt, um nur ein Beispiel zu nennen, ist der Einsatz eines Hitlerjugend-Bataillons in der zur Festung erklärten schlesischen Metropole Breslau. Gefüttert und verführt mit Durchhalteparolen, mit der Lüge von des „Führers“ angeblichen Wunderwaffen und anderen verbrecherischen Methoden, wurden die Jungs verheizt und bis zum bitteren Ende in den Kampf getrieben. Und sie kämpften mit Opferbereitschaft und Tapferkeit gegen die „Rote Armee“. Gesagt wurde aber immer, die Jugend ist das Wertvollste, was ein Volk besitzt. Es kann natürlich auch sein, dass der kernige Spruch >Blut und Boden< verstanden werden sollte als >Blut für Boden< und dass es anstatt >Blut und Ehre< besser gewesen wäre, wenn es gleich geheißen hätte >Blut für Ehre<. Viele hätten da gleich gewusst, um was es geht. Im 1. Weltkrieg hatte es geheißen >Viel Feind – viel Ehr<. Auch so ein Quatsch.

Kurzum, die Nationalsozialisten hatten die Deutsche Jugend für einen Krieg, besser gesagt: „für ihren Krieg“ begeistert und auf den Schlachtfeldern des Krieges verbluten lassen. Die Nazigrößen um Hitler, und natürlich der „Führer“ selbst wussten von Anfang an, dass sie Krieg wollen und Krieg machen werden. Dazu wurde in erster Linie die Jugend gebraucht. Nicht nur die jungen Männer zum

kämpfen, sondern auch der weiblichen Jugend wurde, in gekonnter Art und Weise, Aufgaben zugeordnet. Natürlich sollten Kinder gezeugt und geboren werden. Aber nicht nur das: Die Frauen arbeiteten als Fachkräfte in der Wirtschaft, als Facharbeiterinnen und Hilfskräfte in der Rüstungsindustrie und ersetzten dort die Männer. Man kann sagen: Indem die Frauen in Wirtschaft und Industrie „ihren Mann standen“, konnten die Väter ihrer Kinder für die Front, um nicht zu sagen, für den Heldentod, freigesetzt werden. Das jedoch setzte voraus, dass die Frauen entsprechend ausgebildet und qualifiziert wurden.

So weitreichend und umfassend die Vorbereitungen auf den Krieg auch waren, so brutal er dann auch geführt wurde (ich nannte hier nur einen einzigen Aspekt), es genügt ein Blick auf die Landkarten von 1937 und 1949, um festzustellen, dass Deutschland nach dem Kriege kleiner geworden war. „Volk ohne Raum“, „Ostlandpolitik“. Ganze Aufsätze mussten in den deutschen Schulen vor und während des Krieges darüber geschrieben werden. Wir hatten gesungen: „Nach Ostland fährt der Wind, drum Weib und Kind, Knecht und Gesind, auf die Wagen und auf die Pferde. Uns hungert nach frischer Erde, wir spüren den guten Wind...“, Das Ergebnis war genau entgegengesetzt. Der deutsche Osten, also Ostpreußen, Pommern, Oberschlesien und auch Schlesien waren verloren gegangen. Das nazistische Verbrechen am deutschen Volk und an den andern europäischen Völkern, hatte sich nicht gelohnt.

Ich weiß nicht, soll man hämisch lachen oder weinen, oder nur mit dem Kopf schütteln darüber, wie auch heute noch die Völker von ihren Regierungen verschaukelt, belogen und betrogen werden? Wenn die Menschen im Namen Gottes, der Freiheit, Gerechtigkeit, Sicherheit, Demokratie, Revolution, des Vaterlandes, für den Frieden oder des auserwählten Volkes für einen Krieg reif gemacht werden. **„Der Krieg ist gut für die Reichen, die Armen stellen die Leichen“**, so brachte es einmal der Pfarrer Dr. Niemöller zum Ausdruck.

Nun aber wieder zurück zu unserer „Reise“. Diesmal ging es wirklich immer weiter ostwärts. Und wir spürten auch den Wind, der durch den Waggon pffiff, wenn der Zug auf freier Fläche hielt, aber erst recht beim fahren. Den Wind empfanden wir aber nicht als „gut“, sondern als eiskalt und feindlich.

2.3.2 Das Lager Anshero-Sudchensk

Wir waren dreiunddreißig Tage unterwegs als am dreizehnten März 1947 die Türen geöffnet wurden und wir den Zug verließen. Die Luft roch wie Erdöl – zumindest mir kam das so vor. Die Sonne schien, es war kalt und es lag viel Schnee. Ich froh zwar nicht, aber der Schnee knirschte ebenso laut unter den Stiefeln wie zu Hause bei uns im Vogtland, wenn es bitterkalt war. Das waren die ersten Eindrücke. Wir waren auch nicht auf einem richtigen Bahnhof mit Bahnsteigen angekommen, sondern auf dem Schachtbahnhof, wie wir später erfuhren.



Anshero-Sudschensk, am Schachtbahnhof, Ankunfts-ort der "Pelzmützen" aus Mühlberg und Torgau am 13. März 1947.

Im Hintergrund die Brücke, auf der sich zum Zeitpunkt des Ausladens ein Leichenzug bewegte.

Antreten, zählen, Gepäck aufnehmen und los ging's. Und da, Welch eine Freude! Ich traf Wolfgang Zieschang, mit dem ich zur Schule ging, der mit mir verhaftet wurde und in Mühlberg, genau wie ich, bei der VEMMAG war. Von meinen anderen Netzschkauern keine Spur: Harry Gebauer, Lothar Baumann, Walter Dillner, Dieter Weber, Hans Lenk – auch ein ehemaliger Klassenkamerad – und der schon über vierzig Jahre alte Hans Donnerhack, waren nicht zu sehen. Also war klar, wir werden in mehreren Schüben den Zug verlassen. Wir marschierten eine knappe Stunde zwischen Häusern aus Baumstämmen zu einem Krankenhaus. Von diesem Marsch ist mir ein Hund in Erinnerung geblieben, der tot und unbeachtet am Straßenrand lag. Im Krankenhaus angekommen, mussten wir zur Entlausung und zum Duschen. Es war schon Nachmittag, als wir alle abgefertigt waren. Ich hatte großen Hunger und Wolfgang Zieschang schenkte mir ein Stück Brot. Zunächst wollte ich es nicht annehmen, aber Wolfgang versicherte mir, dass er keinen Hunger hätte. Obwohl ich ihm nicht so richtig glauben konnte, siegte mein Heißhunger und ich nahm das Brot an. Nicht lange

danach hieß es Antreten, und der Marsch zum Lager begann. Einige unverbesserliche Optimisten, oder besser gesagt, einige absolute Spinner, unterhielten sich unterwegs schon wieder über Entlassung, die nach ihrer Meinung in gar nicht so ferner Zukunft geschehen soll. So ein Stuss, dachte ich. Zu diesem Zeitpunkt wussten wir lediglich, dass wir in Sibirien gelandet waren. Es war schon dunkel, als wir im Lager ankamen. Zunächst sahen wir nur jede Menge Schnee, dann wurden wir in eine Unterkunft gelotst und endlich auch in die Küche zum Essen. Irgendwie erfuhren wir auch, dass wir uns in Ansherka befanden, dass wir die erste Nacht nicht bis zur Latrine gehen, sondern unsere Notdurft in der Nähe der Unterkunft verrichten sollten. Mit den Örtlichkeiten im Lager seien wir noch nicht vertraut und es würde sowieso alles sofort gefrieren. Auf den Betten befanden sich auch schon unsere Matratzen, und im Ofen brannte ein schönes Feuer. Absolut neu war für mich, dass die Kohle nass gemacht werden musste, damit sie richtig schön brennt. Ich schlief schnell ein. Das war die Ankunft und die erste Nacht in Ansherka und im Lager. Der Aufenthalt dort sollte mir bis zum Spätsommer 1949 „vergönnt“ sein, aber das wusste ich damals noch nicht.

Stempel: Ohne Erlaubnis auf Publikation

Protokoll

3.Exemplar

14. März 1947

Anshero-Sudshensk

Wir, untenfolgend unterzeichnende: Leiter der Wachmannschaft der 70. Division der Bewachungsarmee des MWD der UdSSR Kateljan E.I., Leiter des Militärzuges des Speziallagers Nr. 1 SWAG* Oberleutnant Neljubin I.I. einerseits Chef des Lagers Nr. 526 des MWD Kapitän Sawalnikow W.I. andererseits, fertigten das vorliegende Protokoll darüber, daß aufgrund des Befehls des MWD der UdSSR Nr. 001190, heute, den 14. März 1947 erste Seite Übergabe zweite Seite Aufnahme des Spezialkontingents durchgeführt ist. Das Spezialkontingent ist zwangsweise aus dem Speziallager Nr. 1 Mühlberg nach der Station Anshersk des Kreises Kemsselewskaja ins Lager Nr. 526 überführt wurden. Es besteht aus 991 (neunhunderteinundneunzig) Personen, von denen 89 (neunundachtzig) zu verschiedenen Gefängnishaftdauern verurteilt sind. Insgesamt wurden 992 (neunhundertzweiundneunzig) Personen auf der Station Brest übernommen und weitergeführt, von denen 90 (neunzig) Personen Verurteilte sind. Unterwegs starb einer am 10. März 1947, Name: Schulze, Bodo, geb. 1907, der auf der Station Tatarskaja des Eisenbahnreviers Omsk dem WDTO des MWD zur Beerdigung übergeben wurde. Das Todes- und Übergabeprotokoll des Toten sind beigelegt. Die Übergabe des Spezialkontingents wurde mit den persönlichen Akten jeder Person, einem Exemplar der Etappenliste und einem Aufnahmeprotokoll durchgeführt.

Darüber stellten wir vorliegendes Protokoll in 3 Exemplaren aus.

Übergeben:

Leiter des Militärzuges Oberleutnant (Unterschrift) Neljubin
Leiter der Wachmannschaft Kapitän (Unterschrift) Kateljan

Übernommen:

Chef des Lagers Nr. 526 Kapitän (Unterschrift) Sawalnikow

Exemplare sind bestimmt:

1. für den Leiter der Wachmannschaft
2. für den Lagerchef
3. für den Leiter des Militärzuges

Geheimhaltung aufgehoben (Stempel)

GARF

Fond 9409

op. 1

Akte 401

S. 13



Das Lager hatte eine Größe von etwa 250 x 250 Meter. Die Wachtürme an jeder Ecke waren natürlich nicht vergessen worden. Untergebracht wurden wir in vier Häusern mit je zwei Eingängen. Im Erdgeschoss und in der ersten Etage gab es jeweils vier Stuben für zwölf bis achtzehn Mann, wobei im Erdgeschoss eine Stube als Waschraum diente. Eine Wasserleitung gab es jedoch nicht. Das Wasser musste von einem Brunnen herangeschleppt werden. Meistens tauten wir aber Schnee auf. Jetzt im Winter gab es genügend davon. Ein weiteres Haus diente als Lazarett. Dann gab es noch die Küche mit Speisesaal, ein kleines Gebäude für die Entlausung, das Wachgebäude, das Magazin und, wie schon erwähnt, einen Brunnen. Es gab überhaupt keine Wasserleitung. Auch für die Küche und das Lazarett musste das Wasser vom Brunnen geholt werden. Am Vormittag des 14. März inspizierten wir zunächst die Örtlichkeiten, suchten unsere Kameraden aus der Heimat und aus Mühlberg auf und mussten feststellen, dass der lange Transport viele Kameraden so stark mitgenommen hatte, dass sie gleich in das Lazarett eingeliefert werden mussten. Unser Lagerarzt war Dr. Hugo Bettac. Er war mit uns zusammen angekommen. Das Lager war vor unserer Ankunft von allen anderen Insassen geräumt worden, so dass nur wir vom neu angekommenen Transport die Lagermannschaft bildeten. Für das Lazarett waren auch die Matratzen und die Bettwäsche bestimmt, die wir in Mühlberg empfangen hatten. Einige Kameraden hatten schon ihre Betten mit den mitgebrachten Laken überzogen – aber: Pustekuchen! Wir bekamen Strohsäcke. Ich hatte den Transport gut überstanden, und auch meine Freunde hatten sich gut gehalten. Wir gingen dann daran, die Eingänge zu unseren Unterkünften und den Weg zur Küche ordentlich von Schnee frei zu schaufeln. Das war keine Arbeit, die im Handumdrehen gemacht werden konnte. Solche Schneemassen wie dort, hatte ich vorher in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen. Der Weg zur Küche war nach Fertigstellung ein regelrechter Gang geworden, mit Wänden aus Schnee auf beiden Seiten, so hoch, wie wir selbst groß waren. Streckenweise noch höher. Mit dem ersten Lagertag begann unsere einundzwanzig Tage dauernde Quarantäne. Viel hatten wir nicht zu tun, also schleppten wir Wasser vom Brunnen zur Küche, was wir aber nicht ganz uneigennützig taten. Eine Schüssel voll warmes Essen sprang dabei immer für uns heraus. Von der uns zustehenden Ration konnte keiner satt werden. Solche Wassersuppen wie in Mühlberg gab es zum Glück nicht, aber die reine Offenbarung war das warme Essen nun auch wieder nicht. Wir bekamen 600 Gramm Brot am Tage, was sich vielleicht zunächst einmal gut anhört, aber es war nicht das Qualitätsbrot, wie wir das aus der Heimat kannten. Es war klitschig. Wir wurden also nie richtig satt. Es war demzufolge kein Wunder, dass sich die meisten Kameraden, und darunter auch ich, zur Arbeit in den

Schacht meldeten. Wir hatten erfahren, dass die Schachtarbeiter besser gepflegt werden und bei Normerfüllung auch Geld verdienen konnten. Und mit Geld wiederum, könne man sich Esswaren kaufen. Dass es von Seiten der russischen Führung geplant war, uns im Schacht einzusetzen, wurde auch dadurch klar, dass wir eine Art Arbeitsschutzbelehrung erhielten. Dazu kam ein älterer Herr ins Lager und zeigte auf Bildern, wie wir uns unter Tage verhalten sollen. Mir ist noch die Schautafel in Erinnerung, auf der eine Leiter mit gebrochenen Sprossen abgebildet war und die deshalb nicht benutzt werden darf. Oder ein Gang, besser gesagt ein Stollen, war mit einem Kreuz aus Brettern gesperrt. „Keinesfalls betreten“, bedeutete das Kreuz, „im Stollen befindet sich Methangas“. Auch die Funktionsweise der „Wolfflampe“ bekamen wir erklärt. Diese Lampe war eine Erfindung eines deutschen Ingenieurs und zeigte Methangasgehalt in der Luft an. Bei einer Untersuchung wurden wir in Gesundheitsstufen eingeteilt. Für die Arbeit im Schacht kamen nur die Gruppen 1 und 2 in Frage. Gruppe 3 sollte über Tage arbeiten und Gruppe 4 blieb im Lager. Es wurden 3 Schachtkompanien gebildet, ich gehörte der zweiten Kompanie an.

Schon während unserer 21tägigen Quarantänezeit in Ansherka wurden wir geimpft. Die Aktion führten mehrere junge russische Krankenschwestern durch. Neu war für mich, dass in den Rücken eingestochen wurde und zwar in der Nähe des Rückgrates, dort wo normalerweise die Menschen, wie man so sagt, Speck auf den Rippen haben. Allerdings hat uns damals der Speck gefehlt. Aufgefallen ist mir auch, dass die Nadeln recht kurz waren und sehr oft verwendet wurden. Möglicherweise waren die Nadeln auch nicht mehr ganz neu; denn ich zuckte ganz schön zusammen als gestochen wurde. Einige Kameraden waren der Meinung, dass keine Desinfektion der Nadeln zwischen den einzelnen Impfungen stattfand. Ich möchte das nicht bestätigen, kann es aber auch nicht bestreiten, denke aber, dass die Nadeln sicherlich desinfiziert wurden; denn warum sollte der Russe ansteckende Krankheiten unter seinen künftigen und soeben erst aus Deutschland importierten Zwangsarbeitern riskieren. Wir wurden während unserer Zeit in Ansherka noch oft geimpft, erfuhren aber nie, gegen welche Krankheit die Injektion gut sein sollte. Vielleicht entsprachen die einzelnen Impfungen denen der „Roten Armee“. Die Verträglichkeit war recht unterschiedlich. Hin und wieder klagten Kameraden über große Beulen nach dem Impfen, manchmal brannte das Zeug gleich nach dem spritzen wie Feuer. Es war nur die erste Impfung, die von russischem Personal durchgeführt wurde. Das spätere Impfen erledigte unser deutscher Lagerarzt.

Ein paar Tage bevor die Arbeit losgehen sollte, bekam ich Durchfall und musste ins Lazarett einziehen. Als die Arbeit ohne mich begonnen hatte, bekam ich auch gleich Besuch von

meinen Freunden. Was ich da erfuhr, war niederschmetternd. Sehr schwere Arbeit, viel Nässe, Antreiberei und auch manchmal Schläge. Ich sollte ja hier im Lazarett die Stellung halten. Es nutzte aber alles nichts, der Durchfall ging vorüber, ich musste wieder in meine Kompanie und mit zur Arbeit ausrücken.

Wir hatten die zweite Schicht. Diese begann 16 Uhr und endete 24 Uhr. Im Schachtgebäude angekommen, kümmerte sich überhaupt niemand um mich. Meine Kameraden, die nun schon wussten wie es langgeht, zogen sich ihre schwarzen Sachen an, wurden von ihrem Meister eingeteilt und führen ein. Zuletzt saß nur noch ich einsam und verlassen auf einer Bank. Jedenfalls fühlte ich mich so, obwohl um mich herum viel Trubel, ein ständiges Kommen und Gehen war. Es ging zu wie in einer Bahnhofshalle so lebhaft, und ich war derjenige Reisende, der zwar angekommen war, aber nicht abgeholt wird. Wer sollte mich auch abholen, die Leute, welche an mir vorbeiliefen, waren alle russische Arbeiter: Die Einen kamen, die Anderen gingen. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Mir war ganz erbärmlich zu Mute. Manche Kumpels von der Tagschicht waren bereits wieder ans Tageslicht gekommen, als mich der russische Arbeitsoffizier ansprach. Ich schilderte ihm meine Situation, worauf er mir sagte, dass ich für die Arbeit im Schacht zu schwach sei, ich sollte mit der Tagschicht wieder zurück ins Lager gehen und mich am nächsten Morgen bei der sechsten Kompanie zur Arbeit melden. Diese Kompanie sei auf einem „mechanisierten Waldpunkt“ eingesetzt, und die Arbeit dort sei leichter als die Schachtarbeit.

Wie angeordnet, meldete ich mich am nächsten Tag beim Kompanieführer der sechsten Kompanie. Wir gingen etwa fünfundvierzig Minuten bis zum Arbeitsplatz. Von weitem war eine Drahtseilbahn zu sehen. Anstelle der Passagiergondel hing in Abständen von zirka dreißig Metern ein Baumstamm. Die Drahtseilbahn muss sehr lang gewesen sein, denn ein Anfang war nicht zu sehen. Wo genau die Baumstämme abgeladen wurden, weiß ich nicht. Klar ist jedoch, dass das Holz hauptsächlich für den Bergbau und zum Häuserbau Verwendung fand. Unsere Arbeitsstelle war ein großer Holzplatz mit eben diesen schon von weitem gesichteten Baumstämmen. Sie waren bereits entrindet und hatten eine Länge von vier oder fünf Metern. Die Stämme mussten von uns mit der Axt so behauen werden, dass ein Profil von zwanzig mal zweiundzwanzig Zentimetern entstand. Dann wurden sie noch mit dem Hobel geglättet, an den dafür vorgesehenen Stellen bestimmte Einkerbungen gemacht und zu Häusern zusammengesetzt. Nun wusste ich auch, wie Blockhäuser entstehen. Wir fertigten eine ganze Reihe solcher Häuser an. Als der Frost aus dem Boden war, wurden die Häuser demontiert und am Rande der Stadt wieder aufgebaut. Dazu mussten zunächst

mannstiefe Löcher ausgehoben werden, in die dann starke Baumstämme senkrecht aufgestellt wurden. Je nach Gelände ragten diese mehr oder weniger aus der Erde heraus. Acht solcher Baumstämme bildeten das Fundament. Darauf kamen dann waagrecht die vorgefertigten Hölzer. So entstand nach und nach eine Siedlung für Schachtarbeiter. Später fertigten wir den gleichen Häusertyp in Betonbauweise. Wir zimmerten die Schalung zusammen und mischten den Beton oftmals in Handarbeit mit Spaten, weil die Mischmaschine wegen Stromausfall häufig nicht arbeiten konnte. Das Wasser wurde von einem alten Russen in einem Fass auf einem Pferdewagen herangefahren. Die Arbeit war nicht schlecht, wir wurden nicht angetrieben, und die wenigen Russen, die dort zu tun hatten, waren alle vernünftig. Auch den sibirischen Sommer habe ich in angenehmer Erinnerung. Zur Arbeit in diese entstehende Siedlung für Schachtarbeiter und wieder zurück ins Lager wurden wir mit LKW gefahren. Von dieser Seite aus betrachtet war es gerade noch auszuhalten. Das Problem war, ich kam mit meinen neuen Kameraden nicht klar.

Fakt ist, ich kannte nicht einen Einzigen von früher. Wie überall waren auch hier einige Großschnauzen unter den vielleicht fünfzig Mann, aber die meisten wirkten sehr niedergedrückt, als hätten sie sehr Schlimmes erlebt. So war es auch: Alle waren verurteilt zu fünf bis fünfundzwanzig Jahren. Ich hörte zum ersten Male von solch hohen Strafen, und ich muss schon sagen, das beschäftigte mich ziemlich lange. Die Verurteilten, insgesamt 89 Mann, kamen mit unserem Transport, also zur gleichen Zeit wie wir, hier in Ansherka an. Vorher waren sie in Torgau im „Fort Zinna“ eingesperrt gewesen. Viele waren zu diesem Urteil gekommen genauso wie ich, zu meiner Verhaftung. Es war auch tatsächlicher oder „herausgeprägelter“ Waffenbesitz dabei, aber auch einige wirkliche Ganoven waren darunter. Über zwei schon Ältere wurde erzählt, sie hätten russische Uniformen angezogen, in dieser Aufmachung einzeln stehende Bauerngehöfte überfallen und Vieh gestohlen. Diese beiden waren aber nicht die einzigen wirklich Kriminellen. Ich habe ja schon berichtet, dass wir in Mühlberg sehr gut für den Transport ausgerüstet worden waren. Auch die Kleidungsstücke, die wir sonst noch hatten, teils von zu Hause oder auch als Zuteilung bei der VEMMAG, konnten wir mitnehmen. Ich hatte sozusagen außer der „Norm“ mit nach Ansherka gebracht: ein Oberhemd, das eigentlich meinem Vater gehörte, einen dicken Marinepullover mit Rollkragen, einen ärmellosen Pullover, noch von Stegenwaldhaus, und einen tadellosen deutschen Militärmantel. Dieser stammte aus einer Zuteilung für die VEMMAG. Sehr oft, wenn wir zur Arbeit gingen, wurde gefilzt. Der Wirtschaftsoffizier war richtig geil darauf, uns alle Sachen oberhalb der Bekleidungsnorm abzunehmen. Also war für uns die Parole:

Schmuggeln und verkaufen. Das Schmuggeln hatte etwas mit Frechheit und Glück zu tun, das Verkaufen war kein Problem, eher schon das Handeln mit den Käufern. Die russischen Arbeiter waren meistens arme Leute. Sie verdienten nicht viel und, selbst wenn sie mehr Geld zur Verfügung gehabt hätten, es gab kaum was zu kaufen. Wer würde bei uns schon, selbst in schlechten Zeiten, ein abgetragenes Oberhemd kaufen? Die Brille, die ich damals trug, gehörte eigentlich meinem gefallenen Bruder Karl. Er hatte fast die gleichen kurzsichtigen Augen wie ich, und weil meine eigene Brille kurz vor meiner Verhaftung bei einem Fußballspiel entzwei ging, trug ich seit dieser Zeit Karls Brille. Diese war aber nun auch zerbrochen, übrig war nur das Gestell. Das Brillengestell bekam ich los mit Kusshand. Der Wiederaufbau dieses Riesenlandes nach den schweren Zerstörungen im Kriege erforderte sämtliche Ressourcen und ein schönes Oberhemd oder ein Brillengestell standen auf der Dringlichkeitsliste ganz unten. Aber zurück zu meinem schönen Mantel. Es war nicht einfach, ihn durch die Wache zu schmuggeln. Dazu kam noch, dass ich einige Tage im Lager blieb. Ich weiß nicht mehr warum. Ein Kamerad aus meiner Kompanie redete mir ein, er hätte einen Käufer für meinen Mantel. Der Preis: Sieben Pfund Brot, das wir uns teilen würden. Ich ging darauf ein und wartete an diesem Tage sehnsüchtig und voller Freude auf das viele Brot. Endlich rückte die Kompanie ein. Mein „Verkäufer“ ging an mir vorbei als würden wir uns nicht kennen, als wäre nie eine Abmachung getroffen worden. Ich wusste nicht, was ich denken sollte. Schließlich stellte ich ihn zur Rede. Da tischte er mir auf, der Verkauf habe zwar geklappt, aber die Posten hätten ihm das Brot wegnehmen wollen und da hätten er und noch ein paar Andere das Brot schnell gegessen. Ich bin überzeugt, dass kaum jemand nachfühlen kann, wie enttäuscht ich war, in welchem jämmerlichen Zustand ich mich an diesem Abend und am nächsten Tag befand. Ein anderer Kamerad, etwa so alt wie ich, fragte mich nur, ob ich denn nicht gewusst hätte, dass „der“ ein Ganove ist.

So etwa sechs Wochen lang war ich ein Außenseiter. Ich war der Einzige in der Kompanie ohne Urteil, es gab niemanden, mit dem ich von zu Hause erzählen konnte, wie es zur Verhaftung kam, was dein Beruf ist usw. Keiner legte mal den Arm auf meine Schulter, und ich von mir aus kam an die Burschen nicht heran, obwohl viele Gleichaltrige darunter waren. Das war mir in meinem Leben noch nie passiert. Ich hatte immer um mich herum Freunde, sehr gute Freunde, war nie allein gewesen. Es fiel mir schwer, mit dieser Situation fertig zu werden. Als eines Morgens die LKW erst viel später als gewohnt kamen, um uns zur Arbeit zu holen, saß ich, nicht wie es hätte eigentlich sein müssen, in einer Runde mit den anderen, sondern eben wieder abseits. Ich kam mir so verlassen vor, und meine Nerven begannen zu

streiken. Ich hatte wieder solche Augenblicke zu überstehen, wo mir die Tränen über das Gesicht liefen, ich war fertig. Und trotzdem, ich war jung, das Wetter wurde immer schöner und ein ehemaliger Leutnant, Werner Flurstedt, begann sich um mich zu kümmern. Werner war etwa fünfundzwanzig Jahre alt und zu fünf Jahren Freiheitsentzug verurteilt. Den Grund für seine Verurteilung erfuhr ich aber nie. Er sprach mich an, erzählte mir von seiner Frau und seinem Kind mit großer Traurigkeit in der Stimme. Ich fühlte, ihm ging es genauso dreckig wie mir, und so nach und nach schien auch für mich die Sonne wieder heller, und ich merkte, dass ich noch lebe. Kurze Zeit später stießen auch noch einige Kameraden zu unserer Kompanie, die ebenfalls nicht verurteilt waren und die Atmosphäre wurde besser. Entscheidend jedoch war, dass wir einen neuen Kompanieführer erhielten, und dafür gab es einen ganz speziellen Grund.

Im Lager befand sich ein kleines Magazin für Lebensmittel und Wäsche. Unsere Kompanie hatte einmal den Auftrag, dort Nachts Wache zu stehen. Dazu waren jeweils zwei Mann für ein oder zwei Stunden eingeteilt. Ich war mit meiner Wache zeitig dran und konnte schon 22 Uhr schlafen gehen. Am nächsten Morgen wurde ich munter von einer unerklärlichen Unruhe in der Stube, dabei war es noch nicht mal Zeit zum Wecken. Es musste etwas Besonderes geschehen sein. Ein Kamerad fragte mich, ob es mir möglich wäre, zwei Unterhosen an Iwan zu verkaufen. Das war der Russe, mit dem ich oft auf der Baustelle zu tun hatte. Das klappte auch. Für mich sprang bei dem Handel nichts heraus, ich wollte auch nichts haben. Auch auf der Baustelle setzte sich eine Aufregung fort, die ich mir nicht erklären konnte. Dann plötzlich wurden drei oder vier Mann von der Arbeit abgeholt. Wir anderen arbeiteten wie gewohnt bis Schichtschluss. Als wir ins Lager kamen, hieß uns ein Kapitän stehen zu bleiben. Wir standen fünfzehn Minuten, angetreten mit Front zu diesem Kapitän, der uns die ganze Zeit über nur musterte. Dann pickte er von uns zwei Mann heraus, und wir anderen durften wegtreten. Was war passiert? Einige Leute von uns, die in der vorangegangenen Nacht auch Wache schieben mussten, waren selbst in das Magazin eingebrochen und hatten Konservendosen und Wäsche gestohlen. Natürlich wurde mir sofort klar, dass die von mir verkauften zwei Unterhosen zu der Diebesbeute gehörten. Dass es mir mulmig wurde, ist schnell zu begreifen. Von Seiten der russischen Führung geschah nicht viel. Ein Protokoll wurde angefertigt mit den Angaben, wie viel und was gestohlen wurde, und die Diebe mussten unterschreiben. Als ich vom Essen zurückkam war der deutsche Lagerführer, ein Choleriker, voller Wut gerade dabei, zwei von den Dieben zu verprügeln. Danach verschwand auch er. Aber nun ging es erst richtig los. Ein „Gericht“ gab es auch schon. Es hatte sich selbst dazu ernannt. Das „Hohe Gericht“ verhörte,

urteilte und strafte. Zum Gericht gehörte unser Kompanieführer, dann ein Protokollführer, das war ein besonders gemeines Schwein, und ein Scharfrichter. Nach der jeweiligen „Vernehmung“ wurde das Urteil verkündet. Meistens zehn oder zwanzig Schläge auf den nackten Hintern mit einem feuchten Handtuch, das wie ein Schlagstock zusammen gedreht worden war. Diese Methode des Strafvollzuges war dem Kompanieführer und dem Protokollführer aus früherer Zeit bekannt. Sie waren beide jahrelang bis 1945 in einem KZ gewesen, als kriminelle Häftlinge. Die Delinquenten wurden über einen Tisch gezogen und erbarmungslos verdroschen. Sie schriegen furchtbar. Der Protokollführer, der ein Lump war und auch so aussah, verzählte sich. Natürlich absichtlich. Wenn er bei acht war, dann machte er eben bei fünf weiter, so dass mehr Schläge gegeben wurden als festgelegt. Dabei war der Kerl noch stolz auf seine Zählmethode. Es war furchtbar. Die Jungs hatten einen Teil der Beute versteckt, was sie auch gestanden. Die Verstecke waren schnell ausgeräumt und nun fraßen die „Richter“ genießerisch, voller Hohn und schmatzend die Konservendosen aus. Dann kam die Rede auf die Unterhosen, und es dauerte nicht lange und es kam heraus, dass ich zwei Stück davon verkauft hatte. Der Scharfrichter, ein großer starker Kerl von vielleicht fünfunddreißig Jahren, holte mich von meiner Pritsche herunter, und freute sich schon auf sein nächstes Opfer. Und da geschah das Wunder. Der Kompanieführer sagte: „Nein, dem Jungen tun wir nichts, das ist ein anständiger Kerl“. Blitzschnell war ich wieder auf meiner Pritsche. Ich hatte gezittert wie Espenlaub. Das war aber schon der Fall als ich mit ansehen musste, was vor meinen Augen passierte. Die Diebe mussten auf Anordnung der deutschen Lagerleitung noch wochenlang nach Feierabend Strafarbeit machen, was sich auf ihre körperliche Verfassung sehr nachteilig auswirkte. Ihr Rücken und ihr Gesäß schillerten von den Schlägen in allen Farben, und sie hatten noch viele Tage unter den Schmerzen zu leiden. Ich nehme an, die „Gerichtsverhandlung“ war der eigentliche Grund für die Absetzung des Kompanieführers. Er hatte diese Schweinerei nicht nur zugelassen, sondern war auch daran aktiv beteiligt gewesen. Aus meiner Sicht muss ich sagen, einen kleinen Rest von Anstand und Gerechtigkeitsgefühl hatte er sich doch noch bewahrt. Zu dieser Zeit wurde auch der cholerische Lagerführer abgesetzt. An seine Stelle trat ein anderer Kamerad.

Unser neuer Kompanieführer hieß Ede Loran, und das Klima in der Kompanie verbesserte sich ziemlich schnell. Von dem ehemaligen Leutnant Werner Flurstedt ist noch zu berichten, dass er nach Feierabend von sich aus ins Lazarett ging und dort die Patienten unterhielt. Er konnte sehr schön singen und Gitarre spielen. Er trug meistens nachdenkliche, aber auch optimistische Lieder vor. Er war beliebt.

In dieser Kompanie gab es zwei voneinander unabhängige Fluchtversuche. In beiden Fällen wurden die Ausreißer nach ein paar Tagen wieder eingefangen.

Die Kameraden Franz Lapus, und Gerhard oder Wolfgang Grasselt, beide verurteilt, letzterer aus Chemnitz stammend, haben unabhängig voneinander die Flucht ergriffen. Zuerst Lapus. Wie er das angestellt hat, weiß ich nicht. Als er zurückgebracht wurde, bezog er mächtige Prügel von den Posten und musste einige Tage barfuss und nur mit Unterhose und Unterhemd bekleidet im Lager bleiben. Später „durfte“ er eine zeitlang in gleicher Aufmachung wieder arbeiten gehen. Das war im Frühjahr 1947.

Gerhard oder Wolfgang Grasselt entwich im Sommer 1947 von einer Baustelle. Ich gehörte damals der gleichen Kompanie an. Wir bauten kleine Häuser für Schachtarbeiterfamilien. Er war wohl etwa drei Tage unterwegs, unter anderem bei einem alten Mann, einem Einsiedler. Dort bekam er Honig zu essen. Grasselt wurde dort wieder festgenommen, von den Posten verprügelt und dann ging es mit ihm weiter wie gewohnt. Später arbeitete ich eine kurze Zeit mit ihm im Schacht zusammen.

Am 23. oder 24. September 1947 trug sich außerdem folgendes zu. Die Kameraden Eberhard Herold, 19 Jahre alt, und Rudolph Rust, 46 Jahre alt, wurden bei dem Versuch, den Lagerzaun zu überwinden vom Posten bemerkt und durch Schüsse lebensgefährlich verletzt. Die Verletzungen waren so schwer, dass beide Kameraden trotz ärztlicher Hilfe kurz darauf verstarben. Die Beiden waren nicht auf der Flucht. Sie wollten sich lediglich Kartoffeln aus einem nahe gelegenen Feld holen. Von einigen Kameraden wurde sogar behauptet, dass sie bereits wieder auf dem Rückweg waren. Die Wirklichkeit wird wohl niemand erfahren. Am 25. September wurden die so tragisch um ihr Leben gekommenen Kameraden beerdigt.

Eine solche Gerichtsverhandlung und Bestrafung wie im Zusammenhang mit dem Einbruch in das Magazin soll sich noch einmal abgespielt haben. Wieder unter den Verurteilten. Bei einer Kontrolle in der Wäscherei fehlten 25 Handtücher. Der Leiter der Wäscherei sollte zugeben, dass er die fehlenden Handtücher veruntreut hat. Das tat er nicht. Daraufhin wurde er von einem sich selbst dazu befugten Gericht gefesselt und gefoltert. Was aus der ganzen Sache geworden ist, weiß ich nicht. Dieser Fall machte aber im Lager die Runde und da ich einige dieser Typen kannte, glaube ich schon, dass sich diese Scheußlichkeit so ähnlich abgespielt haben kann. An dieser Stelle möchte ich aber deutlich machen, dass die meisten dieser verurteilten Kameraden ehrlich und anständig waren.

Im Sommer 1947 tauchten bei uns im Lager zwei ehemalige Soldaten der Wehrmacht auf. Einer von den beiden hieß Alfred Warkowski (oder so ähnlich). Sie hatten die Aufgabe, ein

antifaschistisches Lagerkomitee aufzubauen. Entgegen anderen Meinungen denke ich, das Komitee leistete in unserem Interesse gute Arbeit. Das begann damit, dass Warkowski versuchte, uns Mut zu machen, den Glauben zu festigen, dass wir eines Tages auch wieder zu Hause sein werden. Das ging weiter, indem versucht wurde, ein gesellschaftliches Leben zu entwickeln. Man wollte das Lagerleben etwas freundlicher gestalten. Ein Kurs über Philosophie wurde ins Leben gerufen. Wer wollte, konnte Kant und Hegel etwas kennen lernen. Also Dinge, wovon ich als Volksschüler bisher überhaupt keine Ahnung hatte. Eine Bibliothek kam ins Lager. Ich erinnere mich noch an das Buch „Es blinkt ein einsam Segel“, das ich dort las. Wir erhielten die Kriegsgefangenenzeitung und auch Presseerzeugnisse aus Deutschland. Ein russischer Offizier versuchte uns in seinem schlechten Deutsch die Zusammenhänge der kapitalistischen Produktionsweise klarzumachen. „Überproduktion, Krise, Krieg“, sagte er. Nachdem ein Lagerkomitee aus unseren eigenen Reihen selbstständig arbeiten konnte, reisten die ehemaligen Wehrmachtssoldaten wieder ab. Zum Antifa-Komitee gehörten Walter Grauer, Horst Meier-Hähnel, beide waren Journalisten, Hugo Bettac unser Lagerarzt und andere.

Am 23. September 1947 verstarb plötzlich mein Klassenkamerad Hans Lenk. Zwei Tage darauf wurde er auf dem „Japanerberg“ beerdigt. Hans arbeitete im Schacht und bekam plötzlich starke und unerklärliche Kopfschmerzen. Er wurde sofort ins Lazarett eingewiesen, aber schon zwei Tage darauf starb er. Ein Kamerad, mit dem er in einer Kompanie und im Schacht zusammen war, meinte, Hans hätte etwas an der Halsschlagader gehabt. Nach Meinung von Dr. Bettac wäre das gleiche Krankheitsbild auch zu Hause aufgetreten. Das soll kein Trost sein, nur eine Feststellung.

Der Sommer verging, der Herbst kam, wir erhielten Pelzmäntel, Filzstiefel, Handschuhe und Pelzmützen. Es wurde eisig kalt. Als 1947 der Winter vor der Tür stand, wurde von der sowjetischen Lagerleitung befohlen, den Raum zwischen den jeweils beiden Glasfenstern – wir hatten Doppelfenster, die jedoch nicht wie zu Hause gewohnt geöffnet werden konnten – bis auf halbe Höhe mit Sägespänen aufzufüllen. Zunächst hielten wir diese Arbeit für überflüssig. Aber bald wurden wir eines Besseren belehrt. Die Kälte nahm immer mehr zu, und das Thermometer sank unter minus 50 Grad. Um Erfrierungen im Gesicht vorzubeugen, fertigten wir uns Masken an. Vor allem die Nase musste geschützt werden. Für die Ohren hatten wir unsere Pelz- und Fellmützen. Selbst bei Sonnenschein kamen solche strengen Minusgrade vor. Dieses „freundlich aussehende Wetter“ war besonders gefährlich, weil die Kältegrade unterschätzt wurden und mancher der deshalb leichtsinnig geworden war, trug an

ungeschützten Nasen und Ohren Erfrierungen davon. In dieser Beziehung lernten wir, uns gegenseitig zu beobachten. Es gab immer wieder Kameraden, die den harten Kerl hervorheben wollten. Wenn zu der Kälte Sturm hinzukam, dann war der Aufenthalt im Freien kaum auszuhalten. Man hatte das Gefühl, in dem eisigen Sturm, wie nackt da zu stehen. Damals nahm ich mir vor, das Lied: „Wir lieben die Stürme, die brausenden Wogen, der eiskalten Winde raues Gesicht...“ nie wieder zu singen. Sank das Thermometer unter minus 40 Grad, dann brauchten die Übertagekompanien nicht zur Arbeit auszurücken. Die Ausfallzeit musste später nachgearbeitet werden. Auf den Baustellen war es auch üblich, dass sich bei großer Kälte nach 50 Minuten Arbeit, 10 Minuten aufgewärmt werden konnte.

Diese klimatische Entwicklung gab mir den letzten Schub, um mit Hermann Neumeister zu sprechen, mit dem Ziel, im Schacht unterzukommen. Körperlich, glaubte ich, der Arbeit unter Tage gewachsen zu sein.

Im Schacht

Es klappte auf Anhieb. Die Schachtkompanien waren seit April ziemlich zusammengeschrumpft. Vor allem ältere Kameraden waren der schweren Arbeit unter Tage nicht gewachsen. Ich kam in den Abschnitt 7. Hermann sagte, dort muss unbedingt noch ein Deutscher hin, weil nur noch ein einziger Kamerad von uns dort arbeitet. Der Abschnitt 7 befand sich auf der ersten Sohle. Ich staunte, welche große Entfernungen unter Tage vom Fahrstuhl bis zum Arbeitsort zurückgelegt werden mussten. Erstaunt war ich auch darüber, dass die installierten Elektrogeräte und Anlagen bis hin zum kleinsten Stromverteilerkasten von der Firma Siemens & Halske aus Deutschland stammten. Es war wie ein kleiner Gruß aus der Heimat und ich stellte mir vor, wie vor Jahren deutsche Monteure diese Geräte angebracht, Kabel verlegt und angeschlossen hatten. Im Schacht wurde rund um die Uhr gearbeitet. Wir mussten sechs Schichten arbeiten, der siebente Tag war frei. Mein „Sechstagerennen“, so nannten wir unsere Arbeitswoche, endete mit der Schicht am Montag, also hatte ich am Dienstag Freischicht. Und ab Mittwoch ging es wieder von vorne los. Die Tagschicht begann 08.00 Uhr und endete 16.00 Uhr. Abgesehen von der Freischicht, sahen wir in der dunklen Jahreszeit, also im Winterhalbjahr, kein Tageslicht. Auf dem Wege zum Schacht war es noch finster und nach der Arbeit beim Marsch zurück ins Lager, war die Dunkelheit bereits wieder hereingebrochen. Die Mittelschicht dauerte bis 24.00 Uhr und die Nachtschicht bis 08.00 Uhr. Alle zehn Tage war Schichtwechsel. Der Wechsel von der Tag- in die Nachtschicht war am angenehmsten. Von der letzten, also zehnten Tagschicht kamen wir abends ins Lager und hatten siebenundzwanzig Stunden Ruhe bis wir wieder ausrücken mussten. Ganz anders waren die Wechsel zur Mittel- beziehungsweise Tagschicht. Nach dem Ausfahren früh, um 08 Uhr, beziehungsweise nachts, 24 Uhr, blieben wir, so schwarz wie wir waren, gleich im Schachtgebäude und schliefen dort auf einer Bank oder in irgendeiner Ecke. Die Verpflegung wurde uns natürlich gebracht. Ab einer Stunde vor Schichtbeginn wurde eingefahren. Hierzu wurden die einzelnen Abschnitte über Lautsprecher aufgerufen: „Achtung, Achtung, hier ist der Schacht 9/15...“. Die Ablösung sollte vor Ort erfolgen. Um ehrlich zu sein, diese Forderung wurde äußerst selten von uns erfüllt. Zu jeder Schicht waren wir, einschließlich des Abmarsches aus dem Lager bis zur Rückkehr, mindestens zwölf Stunden unterwegs, es konnten aber auch mehr werden. Wir bekamen vor dem Abmarsch und sofort nach der Rückkehr unser warmes Essen und dazu insgesamt 1070 Gramm Brot. Wenn wir also zur Schicht marschierten, dann hatten wir $\frac{3}{4}$ Liter Suppe und 570 Gramm Brot im

Bauch. Das musste zwölf Stunden vorhalten. Vor allem während der ersten Monate, als wir kaum Geld verdienten, hungerten wir sehr. „Der Hunger war echt“, sagte unser Kamerad Herbert Naundorf. Und „echt“ war auch die Vorfreude auf Brot und Suppe, also auf das Essen, welches wir sofort nach Passieren des Lagertors in der Küche bekamen. Das in Aussicht stehende Brot und die Suppe lösten fast ein Glücksgefühl aus. (Es ist eben alles relativ).

Der Verdienst richtete sich nach der Normerfüllung. Bei 100 Prozent erhielt ein Hauer 48,- Rubel, ein Hauer zweiter Hand 39,- und ein Holzschlepper 29,- Rubel pro Schicht. Ich arbeitete meistens als Holzschlepper. Hatte ich im Monat zum Beispiel 600,- Rubel verdient, dann wurden mir, wie jedem anderen auch, 456,- Rubel abgezogen. Der Betrag darüber wurde bis zu einer Höhe von 150 Rubel ausgezahlt. Es gab auch „Großverdiener“. In diesem Fall wurde die Restsumme in Raten ausgezahlt. Zur Jahreswende 1947 zu 1948 wurde in der Sowjetunion eine Währungsreform durchgeführt. Diese wirkte sich für uns günstig aus. Der Lohn des letzten Monats wurde mit neuem Geld ausgezahlt, und die Preise gingen stark nach unten. Es blieb auch bei dem Lohnabzug von 456,- Rubel. Bestandteil dieses Betrages waren 200,- Rubel für Wiedergutmachung. Obwohl wir als Schachtarbeiter deutlich besser gepflegt wurden als die Kameraden in den Übertage-Kompanien, kauften wir uns in der Regel für unseren Lohn etwas Brot, Graupen und Piroggen, die es auch im Angebot gab. Manchmal leisteten wir uns auch eine Portion Brot mit Butter für 10 Rubel. Das waren 300 Gramm Brot mit 50 Gramm Butter. Zu mehr reichte das Geld nicht und mit einem Satz kann man sagen: Harte Arbeit – karger Lohn.

Kurz bevor wir zur Arbeit in den Schacht ausrückten, musste das Essen, wie man so sagt, auf dem Tisch stehen. In einer anderen Schachtkompanie hatte die Küche die Suppe für die Tagschicht nicht fertig. Die „Bestrafung“ erfolgte sofort. Der Küchenchef musste, so wie er war in Holzpantoffeln und weißen Sachen, mit der Kompanie zur Arbeit in den Schacht ausrücken. Dieser Vorfall hat verständlicherweise unseren Lippen ein schadenfreudiges Schmunzeln entlockt. Es ist nie mehr vorgekommen, dass das Essen nicht fertig war.

Ein Kamerad aus einer anderen Kompanie hatte sich in den Brunnen gestürzt. Freitod. Warum er sich das Leben nahm, weiß wohl keiner. Ein Gerücht besagte, dass er Kameradendiebstahl begangen hätte und sich deswegen nicht mehr auf seine Stube traute. Eine andere Meinung war, dass er schlimme Nachricht aus der Heimat erhalten haben soll. Vielleicht wäre dieser Selbstmord in einem guten Stubenkollektiv zu verhindern gewesen.

Die Arbeit im Abschnitt sieben war sehr kompliziert. Jedenfalls habe ich später nichts dergleichen mehr kennen gelernt. Mein Kamerad und ich arbeiteten mit sechs japanischen Kriegsgefangenen als Holzschlepper zusammen. Das Holz wurde zunächst einen um etwa 20° Grad ansteigenden, 25 Meter langen Gang, hinauf geschleppt und dann mit Hilfe einer elektrisch betriebenen Seilwinde einen senkrechten Gang von 15 Meter Höhe hochgezogen, wie in einem Fahrstuhlschacht. Von dort aus war es dann zum Glück nicht mehr weit zu den Hauern am Flöz. Von den Russen wurde das Kohlenflöz „die Lava“ genannt. Die Arbeit zehrte sehr an den Kräften, und das ständige rauf und runter klettern an klitschigen Leitern erforderte außerdem die vollste Aufmerksamkeit. Die japanischen Kriegsgefangenen verhielten sich zu uns Deutschen sehr kameradschaftlich. Ich bekam immer das dünne und damit leichtere Ende des Holzes zugewiesen. Die Japaner waren zwar auch nicht viel größer als ich, aber sehr kräftig. Da sie schon längere Zeit im Schacht arbeiteten, kannten sie natürlich auch alle Tricks, um zusätzlichen Arbeiten aus dem Wege zu gehen, und auch Möglichkeiten zu größeren Pausen. Es kam tatsächlich vor, dass sie mir begreiflich machten, ich sollte mich hinlegen und schlafen, sie würden mich wieder wecken. Wenn wir eine Stunde vor Schichtschluss die Hauer mit genügend Holz versorgt hatten, rüsteten wir zum Aufbruch. Nun galt es, sich unten am Füllort vorbei zu schleichen. Für die Arbeit dort waren Frauen eingesetzt. Sie merkten natürlich ganz genau, wenn wir kein Holz mehr von der Strecke holten und demzufolge nichts mehr zu tun hatten. Wollten wir also den Abschnitt verlassen, dann versuchten sie, ein oder zwei Mann von uns zu schnappen, um Hilfe zu haben. Mich haben sie auch zwei- oder dreimal erwischt. Zunächst ging es sehr freundlich zu und sie bedauerten mich, weil ich doch noch so jung sei. Zum Füllort wurde die Kohle von „der Lava“ mittels Kratzband und Schüttelrutsche transportiert. Die Kohle kam also wie ein kleiner Wasserfall „aus der Wand“ und fiel in einen Waggon mit zwei Tonnen Fassungsvermögen. War der Waggon voll, wurde mit Schwung ein leerer Waggon herangefahren und mit der dadurch erzeugten Wucht der gefüllte Waggon in Bewegung gesetzt. Klappte das nicht, dann war der „Germanski“ daran schuld. In Wirklichkeit lag es an der Methode der Waggonbehandlung und an den leiderlich verlegten Gleisen. Die Waggon sprangen oft aus den Schienen. Aber meistens gelang es uns doch, durch die Wettertür zu entkommen. Die Wettertüren mussten nach dem Passieren immer wieder geschlossen werden, um die erforderliche Luftzirkulation im Schacht zu gewährleisten. Es kam auch vor, dass ich vom Meister einem älteren russischen Hauer zugewiesen wurde. Dieser Mann arbeitete nicht mit in der Hauerbrigade am Flöz, wo es galt, möglichst viel Kohle abzubauen, sondern in einem

Vortrieb. Ein Stollen schräg nach oben sollte ausgehauen und mit Stempel an Stempel ausgebaut werden. Es musste, so die russische Bezeichnung, Krug an Krug gesetzt werden. Der Russe war ein ruhiger Mensch und ein gewissenhafter Arbeiter. Er sprach kein Wort deutsch und ich verstand das Russische nicht. Vor allem beim Ausbauen entstanden allein dadurch Probleme. Hatten wir die Stoikis (die Stempel) gesetzt und waren dabei, die Akniwa (die Kappe) hoch zu wuchten, wurden Werkzeuge gebraucht, die ich ihm zureichen sollte. Wenn ich ihm dann die Schaufel gab an Stelle der geforderten Axt und er gleichzeitig mit einer Hand und mit seinem behelmten Kopf den Holzstamm balancierte, blieb er trotzdem ruhig. Hatten wir es geschafft, dann nannte er mir die russischen Bezeichnungen für seine Werkzeuge. Zu meinem Leidwesen nahm er zum Ausbauen stets die dicksten und damit schwersten Stämme. Er bereitete sie unten auf der Strecke für den Ausbau mit seiner Axt vor und dann „ras-twa-salli“ wuchteten wir die Stämme den bereits erschlossenen Stollen hoch, wo sie gebraucht wurden. Ich staunte immer wieder, wie geschickt er mit der Axt umgehen konnte. Stämme von dreißig Zentimeter Dicke „schnitt“ er mit seiner Axt auf die richtige Länge, es gab keine Säge und auch keinen Zollstock. Dieses geschickte Arbeiten mit der Axt habe ich noch oft, auch bei anderen russischen Schachtarbeitern gesehen. Im Abschnitt 7 war ich höchstens acht Wochen tätig. Mein deutscher Kamerad wurde krank und konnte nicht mehr im Schacht arbeiten. Nun war ich der einzige Deutsche und Hermann Neumeister versetzte mich in den Abschnitt 22.

Ich habe hin und her überlegt, ob ich die „Sache mit den Handschuhen“ aufschreiben soll oder nicht. Auch heute fehlt mir dazu die richtige Lust. Das hängt damit zusammen, weil in dieser Angelegenheit mein Verhalten nicht gerade als rühmlich bezeichnet werden kann. Ganz im Gegenteil. Das war so: Es geschah in den Tagen, als ich vom Abschnitt 7 in den Abschnitt 22 wechselte. Mit diesem Wechsel war auch verbunden der Wechsel von der zweiten in die dritte Kompanie, also in eine andere Schicht. Leider konnte ich aus irgendwelchen Gründen nicht sofort in meine neue Unterkunft umziehen, was in diesen wenigen Tagen bedeutete, dass ich auf der Stube allein schlief, wenn meine Kameraden von der zweiten Kompanie im Schacht waren, bzw. ich arbeitete und sie schliefen. Wenn ich schlief wie ein Murmeltier, dann hing meine Garderobe, einschließlich meiner schönen dicken Japanerhandschuhe, an meinem Bettpfosten. Als ich geweckt wurde zum Essen und zum Ausrücken, waren meine schönen Handschuhe verschwunden. Sie waren gestohlen worden, während ich schlief. Ich hatte dadurch ab sofort zwei Probleme. Erstens gehörten die Handschuhe zu meiner Ausrüstung, für die ich gerade zu stehen hatte und zweitens war es empfindlich kalt auf dem Marsch zum

Schacht und wieder zurück. Ich konnte zwar die Hände in die Taschen meines Pelzes stecken, aber eine Dauerlösung war das auch nicht. Schlussfolgerung: Es müssen Handschuhe her. Ich weiß heute nicht mehr, ob ich zu feige war, mich an meinen Kompanieführer zu wenden, oder ob ich es getan habe, er aber nicht gleich Zeit hatte für mein Problem. Ich konnte gleich nach diesem Vorfall in meine neue Kompanie umziehen. An einem der nächsten Nachmittage ging ich zur Schneiderwerkstatt, um eine Reparatur an meiner wattierten Hose vornehmen zu lassen. Ich wurde dort prompt bedient und konnte gleich warten bis der Schaden behoben war. Während dieser Zeit sah ich mich in dem Raum um, entdeckte Stöße von Wäsche, von Wattezeug und Tarnjacken bzw. Tarnhosen und ein Paar Handschuhe. Ich dachte, die gehören in die Schneiderwerkstatt und haben demzufolge keinen konkreten Besitzer. Und wenn das so ist, dann kann ich jetzt sofort mein Handschuhproblem lösen. Ich verließ also die Schneiderei mit meiner reparierten Hose und mit einem Paar Handschuhen. Natürlich war es mir etwas mulmig dabei und auch das Herz klopfte bis zum Halse als hätte ich geahnt, was nun folgte. Kaum auf meiner Stube angekommen, sah ich durch das Fenster, wie ein Kamerad der nicht zu meiner Kompanie gehörte, auf unseren Eingang zustrebte und gleich danach in unserer Stube erschien. Er war vor mir in der Schneiderei gewesen und hatte dort versehentlich seine Handschuhe liegen lassen, die ich mir dann gekrallt hatte. Natürlich konnten die Schneider beschreiben, wer nach ihm als „Kunde“ dort gewesen war und damit hatte ich „meine“ Handschuhe wieder los. Es gab auch keinen Zweifel, dass es seine Handschuhe waren, die ich mir genommen hatte. Er konnte sie genau beschreiben, vor allem die Stellen, mit denen er sich damit seine Nase putzte.

Ich habe mich damals mächtig geschämt und mein Gewissen plagte mich noch eine ganze Zeit. Meine Kameraden auf der Stube nahmen die Sache kaum zur Kenntnis. In meiner Situation hätten sie die Handschuhe auch mitgehen lassen, sagten einige. Irgendwann und irgendwie kam ich dann auch wieder offiziell zu Handschuhen. Zum Glück sogar solche, an denen keine Spuren vom Naseputzen vorhanden waren.

Ich habe noch nicht erwähnt, dass auch eine Kontrolle darüber bestand, wer ist eingefahren, also unter Tage, und wer ist wieder ausgefahren. Das System war unkompliziert, wie das meiste bei den Russen. Jeder Schachtior hatte eine Nummer. Diese, also seine Nummer, war auf eine runde Blechmarke geprägt. Beim Batterieempfang, kurz vor dem Einfahren, nannte er seine Nummer. Er bekam darauf hin seine Marke. Im Gang zum Fahrstuhl stand eine Holzkiste, oben mit einem Schlitz. Dort hinein steckte jeder seine Marke. Während wir im Schacht arbeiteten, wurden die Marken entnommen und sortiert. Gleich nach dem Ausfahren

gaben wir unsere Batterie ab und nannten unsere Nummer. Die Frau hinter dem Schalter suchte die jeweilige Marke heraus und hängte sie an ihren Platz auf eine große Tafel. Dessen Nummer also an der Tafel hing, der war ausgefahren. Die Marken der Kollegen, die NICHT AN DER TAFEL HINGEN, WAREN NOCH UNTER TAGE. Im Ernstfall konnten also die nötigen Maßnahmen eingeleitet werden. Mein Kamerad Rudi Jentschel weiß heute noch seine Nummer von damals. Ich habe meine Nummer vergessen.

Da ich gerade vom Ein- und dem Ausfahren berichtete, fällt mir ein, dass diese Vorgänge immer von lauter Musik aus Lautsprechern begleitet wurden. Am häufigsten hörten wir Emmerich Kalmans „Die Cdardasfürstin“. Mehr als drei oder vier Schallplatten scheinen aber insgesamt nicht vorhanden gewesen zu sein. Lieder von Franz Lehar hörten wir auch. „Geigen singen, flüstern leise: Hab mich lieb“, zum Beispiel.

„Machen wir´s den Schwalben nach, bau´n wir uns ein Nest.....“ wurde sehr oft, ich glaube sagen zu können, täglich gespielt. Das war unser „6000 Tonnen-Walzer“. Von uns deshalb so genannt, weil zu gesellschaftlichen Höhepunkten wie 1. Mai, Oktoberrevolution oder Stalins Geburtstag, Sonderschichten angewiesen wurden. Während die Tagesnorm unseres Schachtes normalerweise 4000 Tonnen geförderter Kohle betrug, waren es an solchen besonderen Tagen 6000 Tonnen. Zu diesen Schichten mussten auch Kameraden in den Schacht einfahren, die sonst nur über Tage bzw. im Lager eingesetzt waren. Viel ist aber deswegen nicht dabei heraus gekommen, im Gegenteil. Es kam zu Unfällen mit solchen Kameraden. Sogar einen Todesfall hatten wir einmal zu verzeichnen.

(Im Lager Stalinsk, worüber ich noch berichten werde, gab es nach Feierabend auch laute Musik aus Lautsprechern. Der Hit war hier „Komm Zigan, spiel mir was vor...“. Also auch Kalman. Der Plattenvorrat war aber auch hier nicht größer als der im Schacht 9-15 in Ansherka).

Die Arbeit im Schacht oder auch anderswo, ist die eine Seite. Die andere äußerst wichtige Seite ist die Gemeinschaft mit der man unmittelbar im Lager, in der Kompanie und natürlich erst recht auf einer Stube zusammen ist. Gegen Ende des Jahres 1947 wurde eine Jugendkompanie gebildet. Sie bestand nur aus Schachtarbeitern. Es war die dritte Kompanie, ich gehörte ihr an. Auf meiner Stube 9 waren wir zwölf Kameraden, und ich kann ehrlichen Herzens und voller Freude sagen, wir waren eine Gemeinschaft wie sie im Buche steht. Wir achteten einander, es gab keinen Streit, Kameradendiebstahl kam bei uns nicht vor. Jeder trug freiwillig dazu bei, dass im Winter stets genügend Heizmaterial für den Ofen vorhanden war, auch für die Sauberkeit auf der Stube sorgten alle gleichermaßen. Wir standen zueinander und

unser kleines Stubenkollektiv entwickelte sich zu einer kleinen Ersatzheimat. Ich möchte sagen, die Atmosphäre auf einer Stube, in solch einer für alle schweren Zeit, ist genau so viel wert wie: Ein Stück Brot haben oder ein Stück Brot nicht haben. In einem guten Kollektiv fällt das Durchhalten, das Überleben leichter. Ich bin deshalb auch heute noch meinen damaligen Freunden von der Stube neun für ihr Verhalten sehr dankbar: Werner Herford, der Stubenälteste, Gotthard Springer, unser Spieß und gleichzeitig Stellvertreter des Kompanieführers, Rolf Platzer, er schlief unter mir, (leider 1949 in Prokopjesk, auf einer Baustelle tödlich verunglückt), Arno Hönsch (in den 90er Jahren verstorben), Hannes Winkler, Wilhelm Oertel, Rudolf Jentschel, Erhard Krätzschar, Achim Baecke, Armin Hoffmann, Dieter Klotz und Rudolf Freitag – das war die Stammbesetzung. Auf unserer Stube 9 habe ich gute Kameraden kennen gelernt und Freunde gewonnen. Keinen einzigen von diesen Jungs habe ich vorher gekannt. Damit ist klar, es gibt überall prima Kerle und ich hatte das Glück nur mit prima Kerlen auf einer Stube untergebracht zu werden.

Auf den Stuben in Ancherka gab es keinen einzigen Lichtschalter. Wir konnten demzufolge vor dem Schlafen gehen das Licht nicht ausschalten bzw., wenn abends die Dämmerung herein brach, das Licht nicht anschalten. Das war auch nicht nötig, weil sicherlich von der Wache aus das „Licht an“, „Licht aus“, bestimmt wurde. Es gab wahrscheinlich nur einen einzigen Schalter für das ganze Lager. Das Licht brannte die ganze Nacht über, also auch wenn wir schliefen. Uns hat das nicht weiter gestört. Außerdem konnte durch den fehlenden eigenen Lichtschalter keine Meinungsverschiedenheit darüber entstehen, ob nun Licht angeschaltet oder ausgeschaltet werden soll.

Leider hatten wir auf der Stube auch Untermieter in Gestalt von Wanzen und Ratten. Die Wanzen bekämpften wir mit Feuer. Dazu nahmen wir unsere Bettgestelle auseinander, beschmierten sie mit einer brennbaren Flüssigkeit, vor allem Ritzen und Auskerbungen, und machten an diesen Stellen ein kurzes Feuer. Genutzt hat das aber nichts. Wir hatten sogar den Eindruck, die Biester wurden nach dieser Behandlung noch mobiler. Einige Kameraden, die besonders stark unter den Wanzen zu leiden hatten, zogen es sogar vor, im Freien zu schlafen, wenn die Witterungsbedingungen es zuließen. Genauso wenig, wie zwei Jahre zuvor die Mühlberger Wanzen, fanden auch die sibirischen Wanzen keinen großen Geschmack an mir. Auch sie wollten von mir nicht allzu viel wissen. Was aber nicht heißen soll, dass sie mich ganz und gar in Ruhe ließen. Die Ratten hatten ihre Behausung unter den Dielenbrettern eingerichtet. Ich habe es selbst erlebt, während meiner Freischicht. Die Kameraden waren auf Schicht, im Raum war es ruhig, nur ich schlief und da passierte es, dass die Ratten über mich

hinweg liefern. Sie suchten Nahrungsmittel. Wer vergessen hatte, sein Brot in geeigneter Weise in Sicherheit zu bringen, konnte auch das Brot vergessen. Außerdem hatte er noch ein großes Loch in seiner Kleidung oder in seinem Brotbeutel. Die Ratten fraßen sich überall durch. Übrigens hatten wir das gleiche Problem in der Kleideraufbewahrung im Schacht. Wer vergessen hatte, seine Sachen hochziehen zu lassen, konnte sich rühmen, die armen Tiere gefüttert zu haben. Seine Tarnjacke war dann auch nicht mehr ganz neu.

Im Abschnitt 22 ging es rund. Von „Ukel dawei“ (Kohle) wurde der Schichtablauf bestimmt. Auch wir Holzschlepper, dazu gehörte auch Dieter Klotz von meiner Stube, mussten außer unserer eigentlichen Arbeit zusätzlich Kohle schippen. In der Hauerbrigade am Flöz arbeiteten junge, kräftige Burschen, darunter einige „Stachanowarbeiter“. Das waren Hauer, die auf Grund ihrer Arbeitsleistung von der Schachtdirektion ausgezeichnet worden waren. Uns sagten sie, wenn wir viel Kohle fördern, dann können wir auch viel Holz „schreiben“ und so erhaltet ihr auch mehr Geld. Einige Hauer waren Wolgadeutsche, sie sprachen gut deutsch mit schwäbischem Akzent und wir konnten uns gut verständigen. Einer hieß Karl Kremel. Wenn wir zu Schichtbeginn ankamen, hatte der „Bohrilschik“ bereits die Löcher für die Sprengladungen in die Kohle gebohrt und das Sprengmädchen, wir sagten „Sprenghexe“, stellte bereits die Drahtverbindungen zu den einzelnen Sprengpatronen her. Alle Mann rückten Gleitbleche nahe an das Flöz und wir peilten schon die kleineren Schaufeln an. Es gab Schaufeln aller Größen. Die allergrößte nahm sowieso Viktor, ein Sibirier wie er im Buche steht. Ein Hüne von Mensch. Groß, stark und gutmütig. Aber wir waren natürlich scharf auf die kleineren Schaufeln. Gleich darauf hieß es, Deckung nehmen, denn bis zur Sprengung wurde nicht lange gefackelt. Mit der Sprengung begann der eigentliche Abbau. Die Kohle fiel auf die Gleitbleche, rutschte abwärts auf ein Kratzband, von dort auf die Schüttelrutsche, an deren Ende die leeren Waggons schon bereitstanden. Jedenfalls meistens. Standen leere Waggons nicht rechtzeitig zur Verfügung, dann wurde die Kohle gebunkert in einer Art großen Kasten. Kohle, die nach der Sprengung verstreut herumlag, und das war nicht wenig, schaufelten wir auf die Gleitbleche, und einige Hauer schlugen weitere Kohle mit der Picke aus dem Flöz. Nun war es Zeit, dass wir uns um das Holz für den Ausbau kümmerten. Wir hatten schnell begriffen, was und wie viel gebraucht wird. Wir rauschten ab, entweder abwärts zur unteren Strecke oder nach Oben. Das hing davon ab, an welcher Stelle des Flözes die Kohle abgebaut wurde. Das Flöz reichte von der zweiten Sohle schräg nach Oben zur ersten Sohle, aber nicht immer gleich mächtig. Meistens war es über zwei Meter hoch, manchmal aber auch niedriger als einen Meter. Das Holz durch die niedrigen Stellen zu ziehen, war nicht

ganz einfach. Wir lagen lang ausgestreckt hintereinander und zogen das Holz von Mann zu Mann und Stück für Stück an uns vorbei. Außerdem war es gefährlich. Manche alte Abstützung war schon geknickt. Unser Handwerkzeug war ein Stück hochflexibler Stahldraht von 1,50 Meter Länge. An dem unteren Ende befand sich eine Schlinge, am oberen Ende ein kleines Querholz als Griff. Außerdem benutzten wir einen sogenannten Skapa, das war ein Stück Rundstahl, ähnlich gebogen wie eine Bauklammer mit einer scharfen Spitze an einem Ende. Die Rundhölzer, die gebraucht wurden als „Stoikis“ hatten eine Länge von 2,30 Meter und waren 10 bis 20 Zentimeter dick. Die „Gorpel“ waren 3,20 Meter lange halbierte Baumstämme. Diese „Gorpel“ wurden von den Hauern mit je drei „Stoikis“ an die Decke gepresst. Außerdem wurden noch Bretter, sogenannte Satschaskis, gebraucht. Das Holz musste für die Hauer da sein, denn nur wenn das abgebaute Stück Flöz vorschriftsmäßig ausgebaut worden war, gab es dafür auch Lohn. Leider passierte es auch, dass das Holz nicht rechtzeitig geliefert wurde oder nicht in der erforderlichen Menge. Dann begaben wir uns dorthin, wo die Kohle bereits abgebaut war, aber der Ausbau noch stand. Das war nicht nur verboten, sondern auch sehr gefährlich. Aber wir holten das alte Holz trotzdem.

Auch das Mitfahren auf Kratzbändern riskierten wir immer wieder. Obwohl es hierbei schon zu kleineren Unfällen gekommen war, wir machten es eben. Die Hauer arbeiteten schnell, denn es wurde bereits die zweite Sprengung vorbereitet. Damit begann noch einmal alles von vorne. Hatten die Hauer ihr Holz bekommen, konnten wir gehen. Hatten wir noch etwas Zeit, halfen wir gerne den jungen Frauen am Füllort. Dabei wurde natürlich auch ein bisschen geschäkert. Dagegen hatten die jungen Russinnen überhaupt nichts einzuwenden. Sie schäkerten mit und brachten uns bei, wie „ich liebe Dich“ und „gib mir einen Kuss“ auf Russisch heißt. Diese „wichtigen“ Sätze auszusprechen, habe ich schnell gelernt, aber nicht in die Praxis umgesetzt. Ich weiß also nicht, wie russische Frauen küssen und lieben. Ich weiß aber, dass sie sehr schön singen können. Wenn wir nach dem Einfahren unserem Arbeitsort zustrebten, dann hörten wir oft schon von weitem schönen Gesang. Wir dachten immer, da kommt uns eine ganze Kompanie junger singender Mädchen entgegen und dann stellte sich heraus, es waren ganze Drei, die so schön sangen. Ich glaube, unter den russischen Menschen gibt es viele gute Sängerinnen und Sänger, sozusagen Naturtalente. Übrigens: An die frech in die Welt guckende lebenslustige Mascha vom Abschnitt 22 und an die zurückhaltende, fast schüchterne Sina vom Abschnitt 9, muss ich auch heute noch ab und zu denken. Junge Frauen arbeiteten teils als Maschinistinnen, teils als Waggonfüllerinnen. Es wurden aber auch Frauen zum Kohle schaufeln, eigentlich reine Männerarbeit, eingesetzt.



Der Schacht 9/15 im Winter zu einer Zeit, als dort noch gefördert wurde.

Die Arbeit im Schacht ist schwer, gefährvoll und auf Grund von Nässe und Zugluft der Gesunderhaltung nicht gerade förderlich. Das ist allgemein bekannt. Bei uns Gefangenen kamen noch hinzu der An- und Abmarsch in Kolonne, das Warten auf den letzten Mann beim Rückmarsch ins Lager. Deshalb ist es auch kein Wunder, dass wir ständig unter Müdigkeit litten. Aus der Arbeitszeit vor Ort von acht Stunden wurden für uns mindestens zwölf Stunden, die wir unterwegs waren. Zur Tagschicht wurden wir früh 5 Uhr aus dem Schlaf gerissen und zur Nachtschicht war es, von der Uhrzeit abgesehen, auch so. Wir hatten uns nach dem Abendessen fertig angezogen, auf unsere Pritschen gelegt, waren eben eingeschlafen und dann hieß es: Raustreten. Das war jedes Mal eine Qual. Ich jedenfalls wurde erst richtig munter, als wir die Wache passierten.

Die Mittelschicht habe ich etwas anders in Erinnerung. Vor allem in der Jahreszeit, wo der Winter dabei war sich zu verabschieden und die Sonne schon recht warm schien, oder überhaupt bei schönem Wetter, da setzten wir uns nach dem Mittagessen, was aber unser Abendessen war; denn das war die letzte „Mahlzeit“, die wir an einem solchen Tage bekamen, im Freien an die Hauswand, manchmal noch mit dem Pelzmantel bekleidet und ließen uns von der Sonne den Bauch wärmen. Da kam hin und wieder doch der Gedanke hoch, jetzt müsstest du Fieber oder wenigstens erhöhte Temperatur bekommen. Bei dem das der Fall war,

der brauchte nicht zur Arbeit in den Schacht auszurücken. Aber wie bekommt man Fieber ohne krank zu sein. Natürlich kursierten hierzu diverse Rezepte, aber zur Anwendung werden diese wohl in den wenigsten Fällen gekommen sein. Schließlich spielte auch die Überlegung eine Rolle, dass sich jede nicht gefahrene Schicht negativ auf den Lohn auswirkt. Also formierten wir uns zur Marschkolonne, wie gewohnt. Bei der allmählichen Bildung zur Marschkolonne hatte sich in unserer Kompanie etwas Eigentümliches entwickelt. Fast zehn Minuten früher als erforderlich, stellte sich Kurt Bielig, ein Kamerad mindestens zwölf Jahre älter als wir Jugendlichen von den Jahrgängen 1928/1929, ganz allein auf den Lagerplatz an eine bestimmte Stelle. Das war die Stelle, wo sich die Kompanie zum Abmarsch sammelte. Einigen Minuten nach Kurt stellte sich der zweite, dann der dritte Kamerad daneben. Der sechste Kamerad stellte sich hinter Kurt usw. Nach Vorschrift mussten Fünfer-glieder, pro Piat, gebildet werden. So nach und nach kamen auch alle anderen gemächlich an und Heinz Dähnel, der Kompanieführer, hatte mit seinen Jungs keine Probleme. Jedenfalls ist mir in dieser Beziehung nichts Negatives in Erinnerung geblieben.

Gegen 14 Uhr marschierten wir zur Wache. Nun wurden wir gezählt und von einem Postenfürer übernommen. Einer unserer Postenfürer war Sergeant „Bello“. Wie er wirklich hieß, wusste wohl keiner von uns. „Bello“ nannten wir ihn, weil er ein äußerst grimmig aussehendes Gesicht hatte. Er war ein blonder, stämmiger und mittelgroßer Soldat, aber mit einem schon fast furchteinflößenden Gesichtsausdruck. Wenn wir zum Schacht marschierten, sangen wir manchmal Lieder, die wir früher im Jungvolk oder in der Hitlerjugend gesungen hatten. Das gefiel unserem „Bello“ und falls wir nicht von allein zu singen begannen, forderte er uns dazu auf. Besonders die Melodie des Liedes der „Legion Condor“ im spanischen Bürgerkrieg hatte es ihm angetan. Ein Glück, dass er den Text nicht verstand. Bello „begleitete“ uns oft. Schon 1947, als ich noch nicht im Schacht arbeitete, war er Postenfürer. Ich habe ihn nicht nur wegen seines finsternen Gesichtsausdruckes in Erinnerung behalten, sondern auch wegen Situationen, die sich im Zusammenhang mit unserem LKW-Transport zur Baustelle Mechlis-Punkt (davon habe ich schon berichtet) und zurück zum Lager, ereigneten. Es gab damals in Ansherka nur wenige Straßen, die diese Bezeichnung verdienten. Zu unserem Lager ging es leicht bergauf und die Fahrzeuge, die uns von der Arbeit zurück zum Lager zu bringen hatten, kamen bei Tau- oder Regenwetter kaum vom Fleck. Also mussten wir absteigen und schieben. Das war bis zum Lager sehr oft erforderlich. Einige Kraftfahrer wollten das nicht mitmachen und uns am Fuße der leichten Anhöhe absteigen und die zwei Kilometer bis zum Lager marschieren lassen. Aber nicht bei Bello. Er setzte sich

jedesmal bei den schimpfenden und fluchenden Kraftfahrern durch. Sie mussten uns hochfahren bis ans Lagertor und wir stellten aus unserer Sicht fest, Bello ist ja gar nicht so böse wie sein Gesicht den Anschein erweckt.

Nach dieser gedanklichen Abschweifung in das Jahr 1947 und Marschgesang „Ein Heller und ein Batzen...“, „Wir flogen jenseits der Grenzen...“ sind wir im Schachtgelände angelangt und werden in das Gebäude von den Posten entlassen. Nun können wir uns frei bewegen.



Vor der Wand mit dem riesengroßen Schachtior, rechts einige Treppen hoch, dann nach links, und der Schachtbetrieb hatte uns wieder „im Griff“. Umziehen, Arbeitsausgabe durch den Meister, Batterieempfang und ab in die Tiefe.

Vom Lager bis hierher waren wir ungefähr 40 Minuten unterwegs. Sofort gehen wir zum Umkleideraum und innerhalb weniger Minuten haben wir unsere schwarze Arbeitsbekleidung am Körper, die leider auch manchmal noch nass oder zumindest feucht ist von der letzten Schicht. In einem großen Saal, ähnlich wie eine Bahnhofshalle mit einer Bühne, erfahren wir vom Meister, was wir tun sollen. In diesem Saal halten wir uns noch eine Viertelstunde auf; denn hier ist um diese Zeit immer etwas los. Da sind junge Frauen in weißen Kitteln, die ihre Piroggen anbieten. Es kommt auch vor, dass ein Akkordeonspieler auf der Bühne sein Können zum Besten gibt und vor der Bühne wird getanzt. Vor allem die russischen Mädchen sind da schnell bei der Sache. Schon bekleidet mit ihren schwarzen Arbeitssachen, den Schutzhelm keck auf dem Kopf, legen sie eine „kesse Sohle aufs Parkett“. Es geht da wirklich sehr locker zu. Ich glaube, wir Deutschen sind da etwas steifer.

Die Bühne wurde auch benutzt, um Gerichtsverhandlungen abzuhalten. Es werden wohl gesellschaftliche Gerichte gewesen sein, die dort oben gegen einem Kumpel eine Strafe verhängen. Vielleicht hatte er geraucht im Schacht, vielleicht kam er auch betrunken zur Arbeit. Ich weiß es nicht. Aber so ganz schlimm wird es wohl nicht gewesen sein. Es ist mir kein Fall in Erinnerung, dass der Angeklagte total niedergeschlagen auf seinem Stuhl saß. Es war eher das Gegenteil davon, wie sein Gesichtsausdruck verriet. Jedenfalls keine Reue und auch keine Demut vor dem Gericht.

In diesem Saal musste man aber auch gut aufpassen. Vor allem auf den Inhalt der eigenen Taschen. Betrüger und Taschendiebe suchten ihre Opfer und in dem ständigen hin und her vieler Menschen, hatten sie das ideale Betätigungsfeld. Eben wie auf einem Bahnhof. Mir selbst hatten sie einmal meine ganze Geldbörse, mit ungefähr 50 Rubeln, beim Piroggen kaufen, gestohlen. Dieser Verlust schmerzte vor allem auch deswegen, weil mich ein Kamerad im Lager gebeten hatte, ihm Piroggen mitzubringen. Sein Geld war auch mit verloren und ich musste es ihm von meiner nächsten Löhnung zurückgeben. Ein anderes Mal bat ich einen jungen Russen mir Limonade zu holen, weil ich zu dem Verkaufsstand selbst nicht gehen durfte. Den Kerl und mein Geld sah ich nie wieder. Er wird gedacht haben, so blöde kann auch nur ein „Nemse“ sein.

In dieser einem Saal ähnlichen Halle, konnte auch jeder kontrollieren, wie viele Prozent für die geleistete Arbeit in der jeweils letzten Schicht vom Meister geschrieben worden waren. Dazu waren an der Wand bewegliche Tafeln angebracht, in die der Meister seine Abrechnung klemmte.

Es war dieselbe Halle, wo ich ein reichliches Jahr zuvor einsam, verlassen und hilflos auf einer Bank saß, nicht wusste, was ich machen sollte, bis der Arbeitsoffizier mich ansprach und mir sagte, dass ich der Arbeit im Schacht körperlich nicht gewachsen sei und wieder zurück ins Lager marschieren soll.

Die Stromversorgung für unsere Grubenlampe war eine aufladbare Batterie, die wir am Gürtel trugen. Den Gürtel hatte mir Hans Donnerhack angefertigt, denn so etwas Exquisites gehörte nicht zu unserer Ausrüstungsnorm im Schacht. Hans Donnerhack hatte uns in Mühlberg schon die Fußbälle gebaut. Er war Eigentümer einer stadtbekannten Sattlerei in Netzschkau und arbeitete nur noch im Lager. Die Batterien gaben wir nach dem Ausfahren ab. Das Gleiche taten wir mit unserer schwarzen Arbeitskleidung – und dann ging es unter die Dusche. Die Wassertemperatur war von uns nicht einstellbar. So kam es vor, dass das Wasser an einem Tage brühheiß aus dem Rohr kam, dafür am nächsten Tag nur lauwarm. Mal kam es ganz stark mit aller Wucht, ein anderes Mal nur tröpfchenweise. Wir Deutsche hatten unsere Räumlichkeiten wie Dusche, Umkleideraum und Kleideraufbewahrung für uns, das war gut so. Wenn es mit dem Wasser nicht klappte, dann hörten wir unsere russischen Kollegen aus ihren Duschräumen heraus nach dem zuständigen Brigadier schreien. Der Brigadier war eine Frau, eine totale Respektsperson. Wenn sie durch die Tür kam, wurde es sofort ruhiger, was auch kein Wunder war. Groß und breit war sie. Ich hatte immer den Eindruck, diese Person kann alles niederwalzen. Sie machte sich kundig, was Sache ist, und danach klappte es mit

dem Wasser. Ein weiteres Problem war die Seife. Natürlich bekamen wir unsere Zuteilung und die Seife reichte auch einigermaßen. Nur, wenn man ein Stück frisch gekochte Seife erwischt hatte, die sich beim Duschen schnell verbrauchte, musste man sich Sorgen machen, wie komme ich bis zur nächsten Zuteilung über die Runden. Aus Schaden wird man klug und so hatten wir nach kurzer Zeit jeder ein Stück in Reserve und die frisch gekochte Seife konnte in aller Ruhe hart werden.

Die Kameraden der ersten und zweiten Kompanie sahen und trafen wir nur selten. Wenn überhaupt, dann geschah das unter Tage bei der Ablösung oder während der Freischicht. Einmal traf ich Harry Gebauer, meinen Schulfreund, zufällig im Lager. Er gehörte der ersten Kompanie an. Harry kam gerade aus dem Speisesaal und ich wollte hineingehen. Einer von uns beiden hatte also Freischicht. Während der kurzen Begrüßung drückte er mir sein soeben empfangenes Brot, immerhin mindestens 500 Gramm, in die Hand. Lass es die schmecken, war seine Bemerkung, ich habe noch genug für mich. Ich freute mich natürlich über das unverhoffte Geschenk. Aber auch für ihn freute ich mich, hatte er doch im Monat zuvor gut verdient. Zum Glück verfügte ich einige Zeit später über die Mittel, um mich bei ihm revanchieren zu können. Ich überraschte ihn an seinem Geburtstag am 25. Februar mit einem kleinen Würstchen und einem Stück Brot dazu.

Aus heutiger Sicht und noch dazu mit einem stets gesättigtem Bauch, sind diese Begebenheiten nicht erwähnenswert. Aber damals war das schon was. Dabei ging es nicht nur um das Brot allein, sondern auch um das kameradschaftliche Zusammenstehen.

Mein Schulkamerad Wolfgang Zieschang war gesundheitlich nicht mehr in der Lage, die Arbeit im Schacht zu leisten und wurde nach einem längeren Lazarettaufenthalt in der Kleiderannahme und -ausgabe eingesetzt. Bei ihm tauschten wir vor dem Einfahren unsere weißen Sachen gegen die schwarzen Arbeitssachen um, und umgekehrt. Er hatte sich, wie man so sagt, vorher im Schacht den Rest geholt. Wir trafen uns jeden Tag zwei Mal und wir freuten uns darüber. Auch Lothar Baumann und Walter Dillner arbeiteten in der gleichen Schicht wie ich. Harry Gebauer traf ich unter Tage zwei Mal. Er kam von der Arbeit, und ich musste zur Arbeit. Einmal hat er mich erschreckt. Ich kam mit meinen Kameraden gelaufen und Harry erkannte mich schon von weitem an meiner Stimme. Er versteckte seine Lampe, sprang mich aus der Dunkelheit an und rief ein paar gefährliche Worte. Trotz seines schwarzen Kohlegesichtes erkannte ich ihn sofort. Die Freude war groß, leider nur kurz, denn wir mussten weiter. Unsere zweite Begegnung endete nicht so erfreulich. Wir hatten uns auf der zweiten Sohle in der Nähe des Fahrstuhles getroffen und schon wieder verabschiedet, als

ich ihn schreien hörte. Von einem vorbeifahrenden Zug war ein Waggon aus den Schienen gesprungen und hatte Harry zu Boden gerammt. Zum Glück war nichts ernstliches passiert. Ein paar Tage Lazarett und alles war wieder gut.

Ich musste auch zwei Mal für drei Wochen das Lazarett aufsuchen. Bei der Arbeit im Schacht merkte ich, dass sich in meinem Genick etwas entwickelte. Mein Freund Lothar, der sich das unter der Dusche ansah, sagte: „Da ist weiter nichts als ein kleiner Pickel“. Wieder im Lager, ging ich nach dem Schlafen zur Ambulanz, denn allein schon eine Drehung des Kopfes fiel mir schwer. Wir hatten damals eine Zeitlang noch einen zweiten Arzt im Lager, der mich „wegen dieser Kleinigkeit“, wie er sagte, nicht krankschreiben wollte. Zum Glück war an diesem Tage die russische Ärztin in der Ambulanz. Sie sah sich mein Genick an und schickte mich sofort ins Lazarett. Sie meinte, das könnte eine große Phlegmone werden. So war es auch. Dr. Bettac ließ Zugsalbe auflegen und einen Tag später operierte er mich unter Vollnarkose. Die zurückgebliebene große Narbe ist heute noch gut zu sehen. Als ich nach meiner Entlassung zur ambulanten Behandlung bei dem gleichen „Ersatzarzt“ erschien, wollte er mich trotz der noch immer offenen Wunde zur Arbeit in den Schacht schicken. Und wieder hatte ich Glück. Der russische Feldscher sagte sofort: „Damit ist Arbeit im Schacht nicht möglich“. Und so hatte ich noch zehn schöne Tage bei voller Schachtverpflegung. Aber danach ging das „Sechstagerennen“ wieder los. Die Ursache für meinen zweiten längeren Lazarettaufenthalt war Fieber, sonst nichts. Mir tat nichts weh, ich hatte aber Fieber. Ich musste liegen bleiben, und Dr. Bettac kam alle drei Tage, um mich zu untersuchen. Nach drei oder vier Wochen war alles vorbei als wäre nichts gewesen. Der von mir erwähnte Feldscher hieß Karl, wir nannten ihn Karlchen.

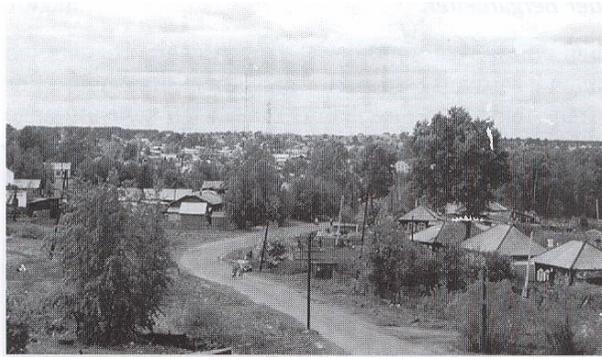
Aus meinem Erinnerungsvermögen heraus möchte ich an dieser Stelle eine Beschreibung unseres Lazarettes geben. Untergebracht war das Lazarett in einem Haus, welches von außen, aber auch im Innern unseren „Wohn“-Unterkünften glich. Es gab also keinen Wasseranschluss und demzufolge auch keinen Schmutzwasserkanal. Schon das alleine bedeutete für die Pfleger Schwerstarbeit. Die Patienten mussten ihre Notdurft auf Kübeln verrichten, die entsprechend ihrem Fassungsvermögen täglich von den Pflegern zur Latrine geschleppt und dort entleert werden mussten. Jeder Patient hatte sein eigenes Bett, lag auf einer Matratze, die mit einem sauberen Laken überzogen war. Ich glaube mich daran erinnern zu können, dass noch ein zweites Laken für die Decke zur Verfügung stand. Anfangs hatte unser Lagerarzt außer einem Fass mit Chlorkalk, einer Mangan-Tinktur und einigen bereits gebrauchten Rasierklingen, nichts zur Verfügung. Das änderte sich im Laufe der Zeit zum Besseren. Schröpfköpfe zur

Behandlung von Lungenentzündung, Verbandszeug aus Papier, Tabletten, Jod, Äther und anderes kamen hinzu. So nach und nach wurde sogar eine Art Operationssaal eingerichtet. Es ist kaum zu glauben, Handwerker bauten auf ihrer Arbeitsstelle (wir hatten eine Werkstattkompanie) eine OP-Lampe zusammen, die allen Ansprüchen genügte. Arzt, Pfleger und auch die russische Ärztin und Krankenschwester taten, was sie konnten. Also Dank an das Lazarettpersonal und an die Handwerker die mit Geschick und Überlegung jeden Wunsch unseres Lagerarztes, was die materielle Ausstattung seines Tätigkeitsbereiches betrifft, erfüllten.

In größeren Abständen führte die Majorärztin Routineuntersuchungen durch. Es war keine ärztliche Untersuchung im eigentlichen Sinne. Wir mussten uns der Reihe nach nackt vor sie hinstellen, einmal umdrehen und entsprechend ihrem Eindruck von unserer körperlichen Verfassung, legte sie die Gesundheitsstufe fest. Wir vom Schacht waren entweder Eins oder Zwei. Es kam aber auch vor, dass sie Gefangene für einen bestimmten Zeitraum o.K. schrieb. Wir übersetzten die zwei Buchstaben mit „ohne Kraft“. Das galt ab sofort und bedeutete, der Mann darf nur für leichte Arbeiten herangezogen werden. Mir ging es auch einmal so. Heute noch im Schacht, landete ich am nächsten Tag in der Küche zum Kartoffelschälen. Jedoch nur zwei Stunden. Ich wurde herausgerufen und von einer Minute auf die andere war ich Gehilfe im Brotraum. Dieser Posten gehörte im Lager zu den begehrtesten. Das war meine Arbeit für zwei Wochen, dann musste ich wieder einfahren. Für zwei Wochen eingeteilt zu werden zu leichter Arbeit ist zwar einerseits schön und gut, aber als „Schachtior“ verliert man dadurch den Verdienst für einen, und wenn es ganz dumm kommt, für zwei Monate. Das Lagergeld, also die 456.- Rubel, wird auf alle Fälle vom Lohn abgezogen. Mit anderen Worten, für uns selbst verdient haben wir nur in den letzten acht bis zehn Tagen eines Monats.

Nach der Tag- und nach der Nachtschicht mussten nicht alle Mann auf den Abmarsch zurück ins Lager solange warten, bis der Letzte von uns ausgefahren war, sich geduscht und angezogen hatte. Sobald etwa zwei Drittel der Kompanie bereit zum Abmarsch war, zogen einige Posten mit uns ab. Daraus ergab sich, dass jeder von uns bestrebt war, zu diesem ersten Trupp zu gehören. Wer es nicht schaffte, hatte bis zu einer $\frac{3}{4}$ Stunde Zeitverlust. Es ist klar, dass die Allerletzten von den Wartenden ziemlich angetrieben wurden.

„Der Hunger war echt“, wenn wir nach der Schicht zum Lager marschierten. Müde und ausgelaugt waren wir auch. Sozusagen „fix und fertig“



Die Straße, die vom Schacht 9/15 zum Lager der "Pelzmützen" führte. Etwa bei den Funkmasten war der Standort des Lagers.

Unsere Bewachung war lückenlos. Anscheinend waren wir eingestuft in die Kategorie: Sehr gefährlich. Umso verwunderlicher sind Entscheidungen des wachhabenden Sergeanten, bei folgenden Ausnahmesituationen:

Im Winter blieb unser beladener Lager-LKW im Schnee stecken. Er schaffte die letzten 800 Meter bis zum Lager nicht. Das Fahrzeug einfach so stehen lassen über Nacht, ging nicht. Diebstahl und Plünderung wären vorprogrammiert gewesen. Also musste eine Bewachung organisiert werden. Die Bewachung waren die „gefährlichen“ Gefangenen. Ich war früh um 4 oder 5 Uhr dran. Noch bei Dunkelheit ging ich durch das Wachgebäude, lief zum LKW, löste meinen Vorgänger ab und stand nun mutterseelenallein in eisiger Kälte und bewachte einen russischen LKW vor russischen Bürgern. Es kümmerte sich niemand um mich. Es tauchte auch kein russischer Posten zur Kontrolle auf. Nur zwei Stunden später ging es wieder unter schärfster Bewachung zur Arbeit.

Ähnlich war es auch, als unser mit Brot beladener LKW wegen Motorschaden etwa 1000 Meter vor dem Lager liegen blieb. Wir mussten raus, ohne Bewachung. Das Brot trugen wir in Säcken zum Lager.

Ab dem I. Quartal 1948 durften wir schreiben. Seit der Verhaftung 1945 war es uns erstmals möglich, den Angehörigen ein Lebenszeichen zu übersenden. Vorgegeben wurde, was alles nicht geschrieben werden durfte. Bei Verletzung der Anweisung würde der Kartengruß zu Hause nicht ankommen. Es war vorerst nicht so, dass alle Lagerinsassen schreiben durften.

Die abgelieferten Arbeitsleistungen waren anfangs maßgebend. Ich bekam auch eine Karte. Meine Überlegung war, die Karte muss unbedingt bei meinen Eltern ankommen, damit sie wissen, dass ich noch lebe, und sie sollen aus dem, was ich schreibe, die Gewissheit erhalten, dass ich auch überleben werde. Also habe ich geschrieben wie gut es mir bei den Russen geht und dabei ziemlich dick aufgetragen. Mein Lebenszeichen kam auch an und bald erhielt ich von meinen Eltern Antwort. So weit, so gut. Was ich aber nicht wissen konnte, war folgendes: Mein Vater zeigte zu Hause voller Freude auch einigen anderen Leuten meine Karte und diese wiederum überredeten ihn zu erlauben, dass diese in der Zeitung veröffentlicht wird. Das war natürlich reine Propaganda, mein Vater hätte die Zustimmung nicht geben sollen und meine Mutter war so stinksauer, dass sie spätere Post von mir verschwinden ließ. Als ich 1950 wieder zu Hause war gab es tatsächlich einige Leute, die mich wegen der Karte von damals kritisch ansprachen. Einerseits hatten sie eben keine Ahnung von unserer Lage damals, aber andererseits kann ich sie auch verstehen. Das, was ich schrieb, stand im krassen Gegensatz zu dem, was sie sahen, wenn Soldaten abgemagert und sehr oft auch mit abgerissener Kleidung aus russischer Kriegsgefangenschaft nach Hause kamen.

Mit der Möglichkeit, auf dem Postwege, Verbindung mit den Angehörigen aufzunehmen, wurde die „völlige Isolierung“ aufgehoben. Zumindest war das der erste Schritt dazu. Es wurde nach dem Kriege und auch noch nach unserer Heimkehr in Deutschland viel von „Schweigelagern“ in der Sowjet-Union gesprochen. Sollten auch wir dazu gehört haben, dann war es 1948 damit vorbei. Wir waren sozusagen in eine andere Qualität eingestuft wurden. „Spezialkontingent“ war damit für uns Vergangenheit. Die Heimat wusste nun, dass es uns noch gibt.

Heute weiß ich nicht mehr wie oft ich schrieb und wie viel Post ich von meinen Eltern erhalten habe. Aber an drei Karten bzw. Briefe kann ich mich noch gut erinnern. Die erste Karte von meinen Eltern war natürlich hauptsächlich geprägt von der Freude über mein erstes Lebenszeichen nach so langer Zeit. Außerdem spielte die Frage nach meinem momentanen Aufenthaltsort eine große Rolle. Das machte meine Mutter, damals 59 Jahre alt, folgendermaßen. Sie schrieb: Bist Du in und auch viele Grüße von Tante Selma, Ida, Berta, Irmgard usw. Die Anfangsbuchstaben meiner mir unbekannt Tanten ergeben das Wort „Sibirien“. Daraufhin konnte ich schreiben, dass meine Tanten auch diesmal Recht haben. In einer weiteren Nachricht schrieb mein Vater von seinen beruflichen Aufgaben. Den Empfang dieser Karte habe ich mir deshalb gemerkt, weil ich am gleichen Tage wegen eines Furunkels, der sich bei mir im Genick gebildet hatte, in das Lazarett eingewiesen wurden war. (Den

Furunkel habe ich schon erwähnt). Einmal erhielt ich von meinen Eltern ein Photo. Die Aufnahme wird wohl im Sommer 1944 gemacht worden sein. Darauf sind meine Eltern und ich bei uns zu Hause im Garten abgebildet. Das Photo zeigte ich auch russischen „Kolleginnen und Kollegen“ vom Schacht. Für die Frauen stand sofort fest: „Kapitalist“. Die Männer sagten nichts dazu. Sicherlich wussten einige aus ihrer Soldatenzeit, wie es in Deutschland aussieht. Auf die Rückseite des Bildes hatte meine Mutter geschrieben: „Gruß von Deinen Eltern“. Diese Nachricht musste ich bei meiner Entlassung in Stalinsk abkratzen. Der Soldat gab mir hierzu sogar sein scharfes Messer.

Ab 1948 wurden ins Lager deutsche Zeitungen geliefert. Erinnern kann ich mich noch an die „Tägliche Rundschau“, „Frischer Wind“, (das war ein Vorläufer vom „Eulenspiegel“), das „Neues Deutschland“ und die „Kriegsgefangenenzeitung“. Letztere wurde in der Sowjet-Union gedruckt und vom „Nationalkomitee Freies Deutschland“ heraus gegeben. In dieser Zeitung erregte ein Artikel von Generalfeldmarschall Paulus große Aufmerksamkeit. Er trug die Überschrift: „Über die Russen und über uns“. Ich kann aber heute nicht mehr sagen, um was es genau in diesem Artikel ging.

Aus einer solchen Zeitung erfuhren wir auch von der Gründung der DDR. Interessiert hat uns dieser Vorgang jedoch kaum. Wir konnten damit nichts anfangen. Die Zusammenhänge mit dieser Gründung waren nicht unsere Probleme.

Übrigens: Die Zeitungen, genauer das Zeitungspapier stand bei den Rauchern hoch im Kurs, wenn es aus russischer Produktion stammte. Es eignete sich als Zigarettenpapier, vor allem für Machorka.

Es war im Spätsommer 1948, also noch in Ansherka. Wir kamen von der Nachtschicht, das Wetter war schön. Ich war erst ein paar Meter im Lager, als ich junge Frauenstimmen hörte. Das Besondere daran war, es wurde deutsch gesprochen, ein richtiges Deutsch. Ich war so überrascht und gerührt, dass ich glaubte, himmlisches Glockengeläut zu hören. So schön klangen die Stimmen in meinen Ohren. Was war passiert? Ab sofort gehörten ungefähr fünfzig deutsche, vorwiegend junge und sehr junge Frauen zu unserem Lager. Damit änderte sich einiges. Wenn unsere Jungs bisher nicht so sehr darauf achteten, ob ein Knopf an der Hose fehlt oder an der Kleidung etwas nicht in Ordnung war, dann wurde das jetzt sofort repariert. Sogar an unsere Unterhemden wurden Kragen aus buntem Stoff genäht. Wozu hatten wir eine Schneiderei im Lager. Als dann noch Tanzabende organisiert wurden – eine kleine Kapelle hatten wir ja – und eine Art Kabarett stattfand, ging der Trubel erst richtig los.

Ich hatte mir im Schacht ein zweites Paar neue Gummigaloschen organisiert, dazu trug ich weiße Japanersocken und das Hemd mit dem bunten Kragen. Heute würde man darüber lachen, aber damals fand ich mich ganz toll. Da wir im Schacht rund um die Uhr arbeiteten, war eine Kontaktaufnahme mit den Mädchen nur möglich zur Freischicht oder wenn wir Tagschicht hatten. Dann allerdings war die Jugendkompanie nahezu vollzählig auf dem „Tanzboden“, der weiter nichts als unser Speisesaal war, zu finden. Natürlich entwickelten sich Liebelei und Pärchenbetrieb. Ich hatte auch eine Freundin, wobei ich sagen muss, der aktivere Teil unserer Beziehung war sie. Ich traute mich zunächst einfach nicht die entsprechenden Worte zu sagen, das machte Hedi. Das war ihr Kosename. In Wirklichkeit hieß sie Hedwig Fischer, sie war drei Jahre älter als ich. Sie erwählte ausgerechnet mich, obwohl genug Bewerber vorhanden waren. Sie sagte einfach: „Komm, jetzt gehen wir uns den Film ansehen und danach tanzen wir“. Ich war total überrascht, zierte mich aber auch nicht und das Eis war schnell gebrochen. Fast wie bestellt wurde an diesem Abend ein deutscher Film aufgeführt mit Willi Forster. Darin wird das Lied gespielt: „Ich bin heute ja so verliebt, wie heut war ich noch nie verliebt...“! Aber so eine Beziehung hatte auch ihre Schattenseiten. In den Tagen danach war ich ständig müde. Kaum lag ich nach der Tagschicht auf meinem Bett um zu schlafen, wurde ich schon von ihr aus der Stube gerufen und dann konnte es manchmal spät werden. Wie das im Leben so ist, alles hat mindestens zwei Seiten. Aber schön war es doch, wurde ein Film gezeigt, gingen wir zusammen hin und wenn danach die Kapelle spielte, ließen wir keinen Tanz aus. Es ist doch ganz natürlich, wenn man als junger Mensch jahrelang nur ununterbrochen mit Männern zusammen ist, dann wirkt die Anziehungskraft einer jungen Frau besonders stark. Gegen Ende 1948 kamen die Frauen in ein anderes Lager. Von dem weiteren Schicksal Hedis ist mir nichts bekannt geworden.

Die Frauen, welche eine zeitlang in unserem Lager waren, stammten aus Ostpreußen. Die „Rote Armee“ hatte sie 1945 in ihren Heimatstädten und -dörfern zusammengetrieben und als Arbeitssklaven in die Sowjet-Union verfrachtet. Diese unmenschliche Methode wurde auch in Pommern, Oberschlesien und Schlesien angewendet. Diesen Frauen ist unsägliches Leid widerfahren, vor allem in der ersten Zeit ihrer Gefangennahme. Ich hatte schon in Mühlberg von Kameraden, die aus dem Erzgebirge stammten, also aus einem Gebiet welches nicht zuerst von den Amerikanern besetzt worden war, erfahren von Vergewaltigungen deutscher Mädchen und Frauen durch russische Soldaten. Natürlich wurde aus Vorsicht nicht laut und offen darüber geredet. Auch „unsere Mädels“ in Ansherka redeten nicht laut

und offen darüber. Sie deuteten lediglich an, was ihnen alles passiert ist. Auch „meine Hedi“ verlor kein Wort darüber. Sicherlich nicht nur aus Scham, sondern wohl hauptsächlich aus Vorsicht. Erst als ich wieder in der Heimat war, also 1950, erzählte mir mein Onkel aus dem Erzgebirge, was da alles vorgekommen ist und auch die jungen Frauen aus meiner Oberschlesischen Verwandtschaft wurden vergewaltigt. „Brecht den Stolz der deutschen Frau“, so wurden die Sowjetsoldaten von Ilja Ehrenburg in einer seiner Hetzschriften aufgefordert, deutschen Frauen und Mädchen Gewalt anzutun. (Also waren es zumindest auf diesem Gebiet keine Lügen, die uns 1945 auf dem VolkssturMLEHrgang in Reichenbach Hauptmann Schneider auftischte).

Einige Kameraden hatten in der Heimat eine innige Jugendliebe zurück gelassen. Auf unserer Stube 9 in Ansherka hatte sein Bett unter dem meinigen, Rolf Platzer. Er stammte aus Taucha und hatte vor seiner Verhaftung als 17jähriger ein junges Liebesverhältnis, an das er sich in seinen Gedanken vor allem dann festklammerte, wenn es ihn besonders dreckig ging, was in seiner, in unserer Lage, sehr oft der Fall war. Er erzählte uns auch gerne von seinem Mädchen und als wir schreiben durften, ließ er über seine Eltern das Mädchen grüßen und erkundigte sich nach ihr. Es verging geraume Zeit bis ihn endlich ein Brief, später folgten noch weitere, von seiner Jugendliebe erreichte. Sie war verheiratet und hatte ein Kind. Außerdem beklagte sie sich darüber, dass ihr Mann nicht gut zu ihr sei und dass sie an Trennung dachte. Die ganze Stube nahm Anteil an Rolfs neuer Situation. Nun machte sich Rolf Sorgen um sein Mädchen, weil sie von ihrem Mann schlecht behandelt wurde. Wir auf der Stube waren auch alle empört über diesen Kerl und versuchten natürlich, Rolf wieder aufzuheitern.

Einem anderen Kameraden ging es ähnlich. Auch er erhielt die Nachricht, dass sein Mädchen einen anderen geheiratet hat. Er war regelrecht fertig als er diese Nachricht erhielt und meinte, es wäre besser gewesen, er hätte es in der Gefangenschaft nicht erfahren.

Als ich davon hörte, dachte ich an Günther. Er hatte mir in Mühlberg von einem Mädchen erzählt. Bis zu seiner Verhaftung war es zwar erst zu wenigen Zusammenkünften mit ihr gekommen, aber ich hörte aus seinen schwärmerischen Worten heraus: Günther war verliebt und seine Gedanken waren sehr oft bei ihr.

Ich glaube schon, dass es für die eigene Moral und das Durchhaltevermögen sehr nützlich ist, wenn man sich, vor allem in verzweifelten Situationen, an der jungen Liebe eines Mädchens festhalten und wieder aufrichten kann. Wenn auch nur in Gedanken. Aber leider, fast fünf Jahre ist eine lange Zeit und wenn dann eines Tages eine solche schmerzliche Nachricht aus der Heimat kommt, dann ist „Zähne zusammen beißen und Härte gegen sich selbst“ angesagt.

Es gab drei Themen in der Gefangenschaft, die hauptsächlich diskutiert wurden. Das war „baldige gesunde Heimkehr“, „Essen“ und „Frauen“. Die „Heimkehr“ war stets der Schwerpunkt. Dann folgten „Essen“ und „Frauen“. War jedoch die Versorgungslage über einen längeren Zeitraum gut, dann kam es schon vor, dass das Thema „Frauen“ in den Vordergrund rückte. Also mussten wir unerfahrenen Jugendlichen von den älteren Kameraden über das weibliche Geschlecht aufgeklärt werden. So ungefähr wird wohl die Meinung der „erfahrenen Frauenhelden“, sie waren kaum älter als wir, gewesen sein. Oftmals hörten sich ihre Kenntnisse an, als stammten diese auch aus solcher Art von „Aufklärungsgesprächen“, die ein oder zwei Jahre früher mit ihnen abgehalten wurden waren. Eine andere Art von Aufklärung musste ich mir von einem etwa vierzig Jahre alten Kameraden anhören. Er hatte im Lazarett sein Bett gleich neben dem meinen und sorgte sich um mich, ich könnte gegenüber Frauen nicht hart genug sein. „Lass dich ja nicht täuschen“ so sagte er, „von ihren Liebkosungen, Tränen, Versprechungen und Umarmungen“. So ganz nach dem Motto von Verdis Rigoletto: „Ach wie so trügerisch sind Frauenherzen, mögen sie klagen, mögen sie scherzen...“ Eine vollkommen andere Meinung von den Frauen äußerte ein älterer Kameraden, mit dem ich kurze Zeit im Schacht zusammen arbeitete. Es ist sehr schön eine Familie zu haben. Man liebt, wird wieder geliebt und wenn dann noch Kinder da sind, dann ist das wirklich sehr schön. Er schwärmte von seiner Familie und nannte als bestes Beispiel die Zeit um Weihnachten.

Obwohl der Krieg schon drei Jahre zu Ende war und die Bevölkerung im Kusnezsk-Becken besser mit Waren versorgt wurde, als in Gebieten mit vorwiegend Leichtindustrie, kam es zu Engpässen in der Versorgung. Das betraf aber nicht uns als Gefangene. Wir merkten es daran, wenn unsere russischen Kollegen im Schacht über die Lage schimpften und feststellten, dass die „Nemse“ besser versorgt werden als sie selbst. Das war auch so. Wir bekamen unser Brot immer. In Ausnahmefällen, wenn die Brotversorgung insgesamt außerordentlich schlecht war, erhielten wir die uns vom Transport her bekannten „Stalinknochen“ anstelle des frisch gebackenen Brotes. Bis Mitte 1948 war es üblich, dass Kameraden von uns mit einem LKW das Brot von der Brotfabrik für jeweils zwei Tage abholten. Einer dieser Brotholer erzählte mir, dass der Direktor der Großbäckerei sie gebeten habe, ausnahmsweise nur für einen Tag Brot zu übernehmen. Das sagt eigentlich genug, denn Anshero-Sudchensk war nicht etwa nur eine kleine Stadt. Um künftig solchen Problemen aus dem Wege zu gehen, wurde bei uns im Lager eine eigene Backstube gebaut. Von nun an hatten wir einwandfreies, gutes Brot. Die Bäcker hatten ihren Beruf ausgezeichnet gelernt. Die Backstube befand sich in einem

Holzhaus, das von Kameraden errichtet worden war. In diesem Gebäude gab es außerdem eine neue Entlausung und eine Möglichkeit, warmes Waschwasser zu empfangen. Eine Wasserleitung war schon eine geraume Zeit vorher gelegt worden.

Der Sommer 1948 verging und das Kohlenflöz in unserem Abschnitt 22 gab nicht mehr viel her. Die Mannschaft übernahm nach und nach ein neues Flöz mit einer Kohle, die andere Eigenschaften aufwies, als die bisherige „Andrewskikohle“. Wir waren Kohle gewöhnt, die weich war und beim Hauen oder Sprengen zerfiel wie grober Kies. Die Kohle jetzt wurde „Petrowskikohle“ genannt, war sehr hart und zerfiel in große Brocken. Außerdem war das Flöz von geringerer Höhe. Kurzum, es wurden nicht mehr so viele Holzschlepper gebraucht, unsere Brigade wurde aufgelöst und ich kam in den Abschnitt 9. Der Natschalnik dieses Abschnittes zeigte sich sehr spendabel. Er ordnete an, dass seine Zugänge neue Arbeitsanzüge bekommen sollen. Das klappte vorzüglich. Wir sahen ein paar Tage aus wie in Deutschland die Maurer in ihren weißen Anzügen. Ein Stellvertreter des Natschalniks hieß Spiwak. Er sprach sehr gut deutsch. Es kam vor, dass er sich mit uns ganz friedfertig und freundlich unterhielt. Jedoch verlassen auf seine Friedfertigkeit durfte man sich nicht. Er konnte explodieren von einer Minute auf die andere und toben und drohen. Ich nehme an, er hatte ein Urteil und war deswegen nervlich krank.

An dieser Stelle möchte ich auf das Verhalten der russischen Bergarbeiter und Gefangenen gegenüber eingehen. Die Wunden, die der verheerende Krieg geschlagen hatte, waren längst noch nicht verheilt. Die Schuld an diesem Krieg hatten wir Deutsche. Besonders auf russischem Gebiet waren viele Kriegsverbrechen verübt worden. Natürlich war auch die Wirkung der sowjetischen Propaganda nicht ohne Erfolg geblieben. Vor allem der russische Dichter Ilja Ehrenburg hatte sich auf diesem Gebiet hervorgetan. Eine Kostprobe:

„Töte!

Wir wissen alles. Wir erinnern uns an alles. Wir haben verstanden: Die Deutschen sind keine Menschen. Von jetzt an ist das Wort „Deutscher“ für uns der schlimmste Fluch. Von jetzt an lässt das Wort „Deutscher“ das Gewehr losgehen. Wir werden nicht reden. Wir werden uns nicht entrüsten. Wir werden töten. Wenn Du nicht einen Deutschen am Tag getötet hast, war der Tag verloren. Wenn Du glaubst, dass Dein Nachbar für Dich den Deutschen tötet, hast Du die Gefahr nicht verstanden. Wenn Du nicht den Deutschen tötest, wird der Deutsche Dich töten. (...) Wenn Du einen Deutschen getötet hast, töte einen weiteren – nichts stimmt uns froher als deutsche Leichen.

Zähle nicht die Tage. Zähle nicht die Kilometer. Zähle nur eines: die von Dir getöteten Deutschen. Töte den Deutschen! Fordert die alte Mutter. Töte den Deutschen! Bittet Dich das Kind. Töte den Deutschen! Schreit die Heimerde. Schieß' nicht daneben. Lass' keine Gelegenheit aus. Töte“! (Zitat) Ilja Ehrenburg

Einen weiteren anfeuernden Appell an die Sowjetsoldaten machte Ehrenburg als der Vormarsch die deutsche Ostgrenze erreicht hatte: „Tötet, tötet! Es gibt nichts, was an den Deutschen unschuldig ist, die Lebenden nicht und die Ungeborenen nicht. Folgt der Weisung des Genossen Stalin und zerstampft für immer das faschistische Tier in seiner Höhle! **Brecht mit Gewalt den Rassenhochmut der germanischen Frauen! Nehmt sie als rechtmäßige Beute!** Tötet ihr tapferen, vorwärts stürmenden Rotarmisten“! (Zitat) Das alles passt ja nun überhaupt nicht zusammen mit dem Spruch Stalins: „Die Hitler kommen und gehen, das deutsche Volk, der deutsche Staat bleibt bestehen“! (So ungefähr lautete Stalins Spruch)

Der Hass und die Wut auf alles was Deutsch war, saß zu einem großen Teil noch immer in den Köpfen der russischen Menschen. Es war zu viel Unrecht geschehen und es gab Millionen von Opfern, vor allem auf russischer Seite, zu beklagen. Es war deshalb nicht verwunderlich, dass es in den ersten Monaten im Schacht auch zu Übergriffen gegenüber Kameraden von uns kam. Schikanen, Androhung von Schlägen und Schläge selbst, kamen vor. Allerdings, und das muss auch gesagt werden, diese Übergriffe arteten nie zu einer Massenerscheinung aus. Mit der Zeit, noch im Jahre 1947, kam es zur normalen Zusammenarbeit, wenngleich es doch etwas gewagt ist, von Normalität zu sprechen. Immerhin waren wir nach wie vor deutsche Gefangene. Wir wurden aber akzeptiert, was nicht zuletzt auch mit unseren Arbeitsleistungen zusammen hing.

Wie sah es eigentlich in unseren Köpfen aus? Diese Frage kann eindeutig beantwortet werden: Unser meist hungriger Magen bestimmte die Gedankengänge, die sich im Gehirn abspielten. Schnell hatten wir begriffen, durch Normerfüllung in der Arbeit ist es möglich, Geld zu verdienen (betrifft bei uns nur Schacht) und damit zusätzliche Lebensmittel kaufen zu können. **Das war unsere Politik.** Auf alles andere hatten wir keinen Einfluss. Wir hatten nicht begriffen, welches große Leid das faschistische Deutschland über die Völker in Europa gebracht hatte. Von den schweren Kämpfen auf den Schlachtfeldern des 2. Weltkrieges wussten wir. Auch von den großen Verlusten an Menschen und Material, vor allem bei den Kämpfen an der Ostfront (Winterschlacht vor Moskau 1941, Stalingrad 1942/43, Kursker Bogen 1943). Aber von den großen Verbrechen durch Deutsche hinter der Front und in den Konzentrationslagern hatten wir keine Kenntnis. Und so fühlten wir uns als Opfer der Russen; denn der Krieg war ja vorbei, also warum werden wir hinter Stacheldraht festgehalten? Warum müssen in den Speziallagern so viele Menschen sterben? Warum werden wir unserer Jugend beraubt? Erst viel später, schon zu Hause, so nach und nach, wurde mir der Zusammenhang von Ursache und Wirkung bewusst.

Außerdem: Es gibt überall auf der Welt gute und böse Menschen. Glücklicherweise sind die guten Menschen in der Mehrzahl. Aber leider ist es so, dass ein Krieg aus an sich guten Menschen böse Menschen machen kann. Und auch das trifft auf alle Völkerschaften zu.

Nun aber wieder zurück zu unseren russischen Kollegen.

Nach der Arbeit vor Ort, auf dem Wege zum Fahrstuhl, trafen wir die Kumpels der nächsten Schicht. Die Begegnung war immer mit unserer Frage verbunden „Kak Bagoda?“ – wie ist das Wetter? Und „Kak Daroga“ bzw. „Uliza“ – wie ist der Weg bzw. die Straße?“. Die Antworten waren unterschiedlich. Wirst schon sehen, gut, schlecht, oder es geht so. Dann rief ein Russe: „Kamerad“, wir fragten „Shto?“, also was? Darauf der Russe voller Freude und Ausgelassenheit: „Scheiße“! Damit hatte er uns gegenüber seine Deutschkenntnisse bewiesen. Natürlich gibt es auch unter den Russen die unterschiedlichsten Charaktere. Genau wie bei uns und überall. Wir lernten freundliche und unfreundliche, aufgeschlossene und mürrische, schnell aufbrausende, ruhig und gelassen bleibende Frauen und Männer bei der Arbeit kennen. Bis hin zu Verleumder und Betrüger war alles vorhanden. Es fehlte nichts, was die gesamte menschliche Palette an Charakterstärken und Charakterschwächen aufzuweisen hat. Zu diesem Thema seien drei Beispiele etwas näher beschrieben.

Butenko, so der Name des Brigadiers von uns Holzschleppern im Abschnitt 22, schon an die vierzig Jahre alt, war ein freundlicher, nachgiebiger und leider auch kränklicher Mann. Wegen seiner Krankheit wurde er eine kurze Zeit vertreten von einem jungen Burschen, kaum älter als wir. Dieser Kerl konnte einen Kameraden von uns, meinen Freund und Zimmergenossen Dieter, nicht leiden und begann ihn zu schikanieren. Ich habe auch gesehen, dass er unserem Kameraden Fußtritte versetzte. Das erzählten wir unseren russischen Hauern und die Angelegenheit war in fünf Minuten erledigt. Viktor, der Hüne, schnappte den Kerl am Kragen, sagte dazu ein paar eindringliche Worte, und das genügte. Der Bursche tauchte bei uns auch nicht wieder auf. Vermutlich hat sich auch der Meister um diesen Falle gekümmert. Wenn ich mich recht erinnere, bekamen wir keinen Russen mehr als Brigadier. Der Meister ließ uns alleine arbeiten.

Viktor, „der Hüne“, hat mich ein weiteres Mal überrascht. Wir Deutsche unterhielten uns mit den Wolgadeutschen über Musik. Dabei war unser Sinn auf deutsche Schlager gerichtet. Das Gespräch zu diesem Thema kam zu Stande, weil im Kino von Anshero der Film „Die Frau meiner Träume“ gezeigt wurde. Die Russen waren von dem Film begeistert. Auch Viktor, dem übersetzt wurde, sagte, dass er deutsche Musik lieben würde, vor allem die von Jochan

Sebastian Bach. Jedenfalls wusste er mehr von diesem hervorragenden deutschen Komponisten als ich.

Rudi, ebenfalls zu meinem Stubenkollektiv gehörend, arbeitete in einem anderen Abschnitt. Monatelang musste er die Schikanen seines Meisters erdulden. Der Meister war kein Deutschenhasser; denn die anderen Kameraden von uns in seiner Schicht ließ er in Ruhe. Rudi wusste nicht mehr ein und aus. Er arbeitete fleißiger als alle anderen, um nicht als Drückeberger und Faulpelz angeprangert zu werden und trotzdem, es nutzte alles nicht. Der Meister verleumdete ihn bei der Wachmannschaft und bei der deutschen Lagerleitung als faul und arbeitsscheu. Der Meister hatte es natürlich auch in der Hand, wie viel Geld seine Leute verdienen. Rudi ging jeden Monat fast leer aus. Nun machte Rudi das einzig richtige. Er schilderte unserem deutschen Arbeitseinsatzleiter seine Lage und forderte seine Versetzung, sonst würde er nicht mehr einfahren. Die deutschen Arbeitskameraden von Rudi bestätigten seine Aussagen und schon am übernächsten Tag arbeitete er in einem anderen Abschnitt. Es war drei Tage vor Weihnachten 1947 als er seine Arbeit im Abschnitt 15 begann. Dort avancierte Rudi 1948 sogar zum Brigadier.

Ich wollte von Rudi wissen, warum ihn der Meister so sehr schikanierte, warum gerade ihn: „Vermutlich hängt das mit einigen Fragen zusammen, die ich dem Meister einmal gestellt habe. Der Meister trug eine deutsche Armbanduhr und ich wollte von ihm die Herkunft dieser Uhr erfahren. Auch wollte ich wissen, wieso er als Ukrainer hier in Sibirien ist“, sagte Rudi. Nach kurzer Überlegung ergänzte Rudi: „Es kann auch sein, der Meister konnte mich einfach nicht leiden“. (Damals wussten wir noch nicht, dass Stalin alle Sowjetsoldaten, die in deutsche Kriegsgefangenschaft geraten waren, zur Strafe nach Sibirien schickte.)

Eine vollkommen andere Art von Schikane, hier muss schon von Diebstahl und Betrug gesprochen werden, erlebte Helmut. Die Gemeinheit des Meisters von Helmut bestand darin, dass er einen Teil von Helmuts Arbeitsleistungen russischen Bergleuten gutschrieb. Schaffte Helmut 100% Normerfüllung, dann erhielten davon russische Bergleute, vermutlich die Freunde des Meisters, 40%, und Helmut musste sich mit 60% begnügen. Das bedeutete für Helmut, dass er beim nächsten Geldempfang leer ausging. Also Kohldampf. Der Meister fühlte sich mit seinen Machenschaften sogar im Recht. Zur Rede gestellt erklärte er, die Deutschen würden doch sowieso ihr Essen im Lager erhalten, während die Russen ihre Waren im Magazin kaufen müssten. Ich würde mich nicht dafür verbürgen, dass das der einzige Fall dieser Art war.

Bisher hatte ich immer nur dort gearbeitet, wo es um die Förderung von möglichst viel Kohle ging. Nun war das anders. Der Abschnitt 9 hatte die Aufgabe, Kohlenflöze zu erschließen und so vorzubereiten, dass diese im großen Stil abgebaut werden können. Kurz gesagt, es ging um Vortrieb, also um Meter. Wir waren acht Deutsche, unser Meister hieß Lawin. Er war ein gemütlicher älterer Mann, mit ihm kam man gut aus. Wir merkten auch sehr bald, dass sein Lieblingsgetränk Wodka war. In diesem Abschnitt machten wir alles: Holz schleppen, Ventilationsstrecken vortreiben und ausbauen, Kohle schaufeln, Gänge entwässern, die Wasserkanäle freihalten, Ventilationsrohre, Elektromotore und andere schwere Technik entladen und transportieren. Also alles was anfiel, denn ein richtiger Abschnitt der Kohle bringen sollte, war erst im Entstehen. An dem Vortrieb in der Hauptstrecke waren wir nicht beteiligt. Dort war auch moderne Technik im Einsatz. Greifer und Überkopflader. Weitere Gänge (Stollen) wurden schräg abfallend in Richtung dritte Sohle vorgetrieben. Dazu kamen noch schmalere Gänge, die zur Ventilation dienten, und in die dann später die Laufbänder für die Kohleförderung untergebracht werden sollten. Ich war für drei Tage meiner Arbeitswoche einer russischen Brigade zugeteilt worden. Wir waren zu Dritt. Gearbeitet haben wir in einem Stollen mit etwa zwanzig Grad Neigung, also in einem Uglon, in Richtung der dritten Sohle, die aber, meines Wissens nach, noch nicht erschlossen war. Höhe und Breite des Stollens waren etwa zwei mal zwei Meter, es musste Krug an Krug gesetzt werden, im Gang durfte bei der Übergabe keine Kohle mehr liegen und die Norm war neunzehn Zentimeter pro Mann. Zunächst hört sich das sehr günstig an, zumal der Stollen erst ungefähr zwanzig Meter weit vorgetrieben war. Das Problem aber in folgendem: Unten, vor Ort, hat sich sehr oft Wasser angesammelt, das erst heraus musste, bevor wir richtig loslegen konnten. Als Werkzeuge hatten wir Picke, Schaufeln, Äxte, Eimer und eine „Lifiotka“, die ich zu bedienen hatte. Von einem Elektromotor wurde eine Welle angetrieben, auf der ein flexibles Drahtseil von einem Zentimeter Durchmesser entweder aufgewickelt oder abgewickelt wurde. Am Ende des Drahtseiles hing eine Art Badewanne, die vorwärts oder rückwärts bewegt werden konnte. Ich war oben auf der Strecke und je nach dem Inhalt, den die „Badewanne“ mit sich führte, musste ich das Wasser auskippen oder die Kohle in Waggons schaufeln oder Holz einladen, welches die Hauer zum Ausbau benötigten. Mein größtes Problem war zu verhindern, dass das Drahtseil von der Welle sprang und sich blitzschnell daneben aufwickelte und sich einklemmte. Passierte das, dann hatten wir Zeitverlust, denn es war nicht einfach, das Drahtseil wieder auf die Welle zu bringen. An Tagen, an denen die Arbeit richtig flutschte, kam ich ganz schön ins Schwitzen. Mein Rekord waren sieben Waggons, die ich aus der „Badewanne“

füllte. Da klopfte mir „Old Lawin“ auf die Schulter. Mit diesen zwei russischen Hauern habe ich gutes Geld verdient. Wir „machten“ meistens einen Meter und der Meister schrieb 166%. Leider war der Verdienst an den anderen drei Tagen bei weitem nicht so gut. Eine Ventilationsstrecke, in der ich auch mit arbeitete, wurde „Brak“ geschrieben. Das heißt soviel, dass die Vorschriften nicht eingehalten wurden, dass etwas Wichtiges falsch gemacht worden war und wir unsere Arbeit demzufolge nicht bezahlt bekamen. Es kann aber auch sein, dass wir einfach betrogen wurden. Betrug war bei weitem keine Ausnahme. Abgerechnet wurde – um ein Beispiel zu nennen, bei dem wir profitierten – für den Ausbau mehr Holz, als wir überhaupt geschleppt hatten. Besonders schlimm war folgende Methode: Die Waggons hatten an der Frontseite, etwa zehn Zentimeter unterhalb der oberen Kante ein kleines Loch. Wurde Kohle gefüllt, dann steckten die Frauen am Füllort in dieses Loch hinein das „Byrki“. Das war ein Draht mit einer Blechmarke, und auf diese Marke war die Nummer des Abschnittes eingeprägt. Wurde zu einer Schicht im Abschnitt nicht genug Kohle für die Normerfüllung gefördert, dann machten sich einige besonders kühne russische Hauer mit einer Handvoll solcher „Byrkis“ auf den Weg und tauschten einfach an den von anderen Abschnitten gefüllten Waggons die „Byrkis“ aus. Ich glaube nicht, dass jemals die Abrechnungen der Meister mit der, bei der Entladung der Waggons gezählten „Byrkis“, übereingestimmt hat. Vermutlich fanden Betrügereien gleich von vornherein bei der Kalkulation und bei der Normfestsetzung ihre Berücksichtigung.

Der Schlosser im Abschnitt 9 war ein kleiner, stets gut gelaunter, schon etwas älterer Russe. Ich habe ihn deswegen in Erinnerung behalten, weil er kaum über Werkzeuge verfügte. Er hatte weiter nichts als einen Hammer, einen Meißel und einen Schraubenzieher. Mit dem Hammer und dem Meißel öffnete er jede Schraubenmutter. Die Muttern an den Geräten hatten auch keinen Sechskantkopf mehr. Sie waren mit der Zeit durch diese Behandlung rund geworden. Der Schlosser fand aber immer eine Stelle, wo er seinen Meißel ansetzen konnte. Wir Deutsche standen daneben und haben nur gestaunt. Oft jedoch waren seine Bemühungen umsonst, weil beispielsweise die Ursache eines Maschinenstillstandes der ausgefallene Strom war. „Dog njeto“ riefen die Maschinstinnen und unser Schlosser machte den soeben geöffneten Deckel wieder zu. Mit Hammer und Meißel natürlich.

Das Jahr 1948 näherte sich dem Ende und wir beschlossen auf der Stube, Weihnachten und Neujahr ein Festessen zu veranstalten. Bekannt war auch, dass wir an beiden Tagen Mittelschicht haben, also die Essen frühmorgens gegen 3 Uhr stattfinden werden. Ein Kamerad besorgte Fleisch für Gulasch und dazu sollte es Reis oder Kartoffelpüree geben. Zur

Schicht am Weihnachtsabend musste ich in einem kleinen, schmalen Stollen Kohle hauen und schaufeln. Natürlich dachte ich an mein Zuhause, und den anderen Kameraden wird es wohl nicht anders ums Herz gewesen sein. Ich war aber überzeugt, einmal werde ich wieder Weihnachten mit meinen Eltern feiern. Diese Schicht ging auch vorüber und unser Koch im Lager hatte gut gearbeitet. Das Essen schmeckte vorzüglich. Zum Silvester gab es eine Überraschung. Als wir nach der Schicht gegen 2 Uhr in den Speisesaal kamen, stand unsere Kapelle schon bereit, gratulierte zum Neuen Jahr und spielte schöne Lieder, während wir aßen. Einen Musikanten mit seinem Schifferklavier nahmen wir mit auf unsere Stube und nach unserem Festessen spielte er Lieder nach Wunsch. Ich lag schon in meiner Koje und wünschte mir das Lied: „Sing, Nachtigall sing, ein Lied aus alten Zeiten...“. Der Musikant spielte neben meinem Bett ganz leise und ich schlief langsam ein, wie ein Kind einschlüft, wenn es abends im Bett noch ein Märchen erzählt bekommt. Es gibt eben Dinge und Erlebnisse im Leben, die nicht vergessen werden. Diese ersten Stunden des 01. Januar 1949 gehören bei mir dazu.

Anfang 1949 erhielten wir in unserem Abschnitt 9 Verstärkung. Es waren junge Tataren, die nicht nur bei uns, sondern auch in anderen Abschnitten, zum Einsatz kamen. Sie waren nicht einmal so alt wie wir. Sie bekamen solche Arbeiten zugewiesen, wie wir zwei Jahre zuvor. Es ergab sich sogar, dass wir als Gefangene die Jungs einzuweisen hatten, wie dieses und jenes gemacht wird und wie dieses und jenes abzulaufen hat. Das ist doch ziemlich bemerkenswert; denn die Tataren waren immerhin Sowjetbürger und wir Gefangene. So ganz freiwillig waren sie auch nicht nach Sibirien gekommen. Man hatte sie genauso hierher gekarrt, wie es mit uns Anfang 1947 geschehen war. Als für uns ungefähr acht Wochen danach mit der Arbeit im Schacht Schluss war, wurde uns klar, dass die Tataren unsere Ablösung waren. Gemunkelt wurde, dass alle deutschen Kriegsgefangenen aus den Schächten herausgenommen wurden waren, weil im Donezker Steinkohlenbecken bei einer großen Grubenexplosion viele deutsche Kriegsgefangene ums Leben gekommen waren. Es kann schon sein, dass an diesem Gerücht etwas dran war. Außerdem schrieben wir mittlerweile schon das Jahr 1949 und der Krieg war schon vor vier Jahren zu Ende gegangen.

Im Februar 1949 beendeten wir unsere Tätigkeit im Schacht. Wie schon erwähnt, wurde gemunkelt, dass alle deutschen Gefangenen in der Sowjetunion aus den Schächten genommen wurden waren. Ob das mit einer baldigen Entlassung zusammenhängen könnte? Immerhin wurden wir ja Anfang des Jahres 1947 nach Sibirien deportiert um für die Arbeit im Schacht eingesetzt zu werden. Ich war vorsichtig optimistisch. Vorsichtig, um nicht einer großen

Enttäuschung entgegen zu schlitern, optimistisch, weil im November 1948 von jungen Offizieren mit uns kurze und freundliche Befragungen durchgeführt worden waren. Sie sprachen sehr gut deutsch und stellten im Gespräch eine baldige Entlassung in Aussicht. Wiederkommen in die Sowjetunion sei erlaubt, sagten sie, aber ohne Waffe. Die eigentliche Aufgabe dieser Offiziere war jedoch, in den Lagern noch einmal nach möglichen Kriegsverbrechern zu suchen. Wir jungen Kerls waren von vornherein davon ausgeschlossen, daher die Freundlichkeit der Offiziere. Im Jahre 1949 fanden tatsächlich noch viele Verurteilungen von ehemaligen Wehrmachtsangehöriger und Soldaten der Waffen-SS statt. Rudi Jentschel hatte fast die ganze Zeit im Schachtabschnitt 15 als Holzschlepper gearbeitet. Er erzählte mir, dass sein Meister die deutschen Schachtors mit guten und anerkennenden Worten verabschiedete. Es war unser letzter Tag im Schacht, erzählte Rudi, und der Meister wünschte alles Gute, bedankte sich für die geleistete Arbeit und lobte vor allem die hohe Arbeitsdisziplin der deutschen Kameraden. Besonders hob er hervor, dass er die „Nemse“ nicht zu kontrollieren brauchte. Sie machten ihre Arbeit zu seiner vollsten Zufriedenheit ohne dass er eingreifen musste. Er hat es in seiner Tätigkeit auch mit Schachtarbeitern anderer Nationen, einschließlich der Russen, zu tun, aber ein solch positives Urteil wie für die deutschen Kameraden kann er da leider nicht treffen.

Jahrgang 1929

Von Stalin bestraft

Erinnerungen und Gedanken

I. Quartal 1949 bis September 1949

Sibirien

Über Tage

Hoher Schnee soweit das Auge reicht,
unter dem Schnee knochenhart gefrorener Boden,
Normerfüllung nicht möglich,
keine Möglichkeit Geld zu verdienen obwohl mit Talons gelockt
wird.

Schachtverpflegung ist Vergangenheit.

Stimmung: Rabenschwarz!

Und trotzdem: Wir waren jung und die Natur erwärmte sich auch wieder! Mut und Zuversicht kamen zurück.

Fünf Jahre gebunden, gefesselt,

Fünf Jahre nur Elend und Leid,

Fünf Jahre sibirische Steppe, ach Mutter wie tust

Du mir Leid.

Über Tage

Unser neuer Arbeitsort war ein unberührtes, tief verschneites Stück Gelände. Dort sollte eine Zentralgarage entstehen. Zuerst räumten wir den Schnee dort weg, wo die Fundamente ausgeschachtet werden mussten. Das Schnee schaufeln ging ja noch, aber dann: Der Erdboden war knochenhart gefroren. Ein wuchtiger Schlag mit der Hacke, und als Ergebnis hatte man einen Fingerhut voll Erde aus dem Boden geschlagen. Trotz aller Anstrengung, die Norm war nicht einmal annähernd zu schaffen. Dazu waren wir der Kälte und dem eisigen Wind ohne jede Deckung ausgesetzt. Die Zeit der gnadenlosen Härte des sibirischen Winters war zwar schon vorbei, aber man musste sich schon anstrengen, um den Wärmehaushalt des Körpers nicht zu gefährden. Das hieß, die normale Körperwärme zu erhalten, bei möglichst geringem Kalorienverbrauch. Jedoch das Schlimmste war, wir hatten nicht mehr unsere gewohnte Schachtverpflegung. Die Stimmung sank unter Null. Selbst wenn es tagsüber etwas wärmer wurde, nachts herrschte immer noch starker Frost. Zu dieser Zeit wurde im Lager der russische Film gezeigt „Das Lied von Sibirien“. In diesem Film gibt es eine wunderschöne Melodie, das Baikallied. Diese Melodie passt nicht nur zu Sibirien, sondern sie passte auch sehr gut zu unserer Lage damals. Aus dieser depressiven Stimmung heraus, die Melodie des Baikalliedes im Kopf, wurde von uns vollkommen spontan, innerhalb weniger Stunden, ein Text gereimt, der unsere Verlorenheit und Hoffnungslosigkeit inmitten der Schneewüste sehr gut zum Ausdruck bringt:

Fünf Jahre gebunden, gefesselt - fünf Jahre nur Elend und Leid,
fünf Jahre sibirische Steppe - oh Mutter, wie bist Du so weit.

Gefangen, bewacht wie Verbrecher - in einsame Lande verbannt,
da stehn wir trotz Hunger und Kälte - an Picke und Schaufel die Hand.

Als Kind schon der Heimat entrissen - des Schönsten, der Jugend, beraubt,
weil wir für die Heimat gestritten - den Worten der Älteren geglaubt.

Doch heut sind wir klüger geworden - zum Teufel mit Kommis und Krieg,
Den Frieden der Menschheit zu sichern - das wird unser stolzester Sieg.

Zunächst allmählich, aber dann immer schneller, wurde das Wetter angenehmer, die Temperaturen stiegen in den Plusbereich. In Sibirien sind Frühling und Herbst nur eine jeweils kurze Übergangsperiode. Nur der Winter ist lang. Nun fiel das Schachten leichter und

als 180 Zentimeter Tiefe erreicht war, begann das Betonieren. Die Zeit, die wir beim Eindringen in den gefrorenen Boden zugesetzt hatten, wurde nun wieder herausgeholt. Im Graben wurde keine Schalung gebraucht. Das immer noch leicht gefrorene Erdreich war fest genug und diente sozusagen selbst als Schalung. Ich arbeitete nach dem Schachten zunächst als Schubkarrenfahrer. Da inzwischen das Tauwetter eingesetzt hatte, legten wir Holzbohlen aus. Darauf ließ es sich mit der Karre gut fahren. Später wurde ich mit meinem Stubenkameraden Arno Höntsch zum Entladen von Lastkraftwagen eingesetzt. Auf der Baustelle war nun auch Technik vorhanden. Eine große, Staub und Krach entwickelnde, Steinbrechermaschine war aufgestellt worden, die ständig mit Material versorgt werden musste. Das brachten uns die Lastkraftwagen, die Arno und ich zu entladen hatten. Wir arbeiteten sehr sporadisch. Mal kamen fünf LKW zu gleicher Zeit, dann wieder ließ sich zwanzig Minuten überhaupt keiner sehen. Die Motoren der LKW liefen ununterbrochen. Entweder, sie hatten keinen Anlasser, oder der war defekt. Dafür hatten aber alle eine Kurbel dabei. Sozusagen für alle Fälle. Irgendwann wurden wir auch auf dieser Baustelle nicht mehr gebraucht, und wir arbeiteten mal hier und mal dort. Ich glaube, länger als drei Wochen zusammenhängend waren wir nicht mehr auf ein und derselben Baustelle.

Große Aufregung unter den Bewachern. Auf dem Wachturm einer Baustelle hatte sich ein Posten erschossen. Er war ein kleiner, oft zaghaft lächelnder junger Soldat in unserem Alter. Seinem Aussehen nach zu urteilen, stammte er aus Aserbaidshon. Natürlich sprachen wir darüber, was wohl der Grund für seinen Selbstmord gewesen sein möge. Liebeskummer?, Heimweh? Oder wurde er von seinen Kameraden schikaniert, weil er kein Russe war?

Im Lager tat sich auch einiges. Wir wurden immer weniger. Hans Donnerhack wurde zusammen mit Anderen auch verabschiedet. Aber nicht in die Heimat, sondern, wie er mir später erzählte, in ein Lager an der Wolga. Von dort aus wurde er entlassen. Es gab aber auch von Ansherka aus Entlassungen. Zu uns hatten die Offiziere immer gesagt: „Karaschi rappoti, skorra damoi“. Wer gut arbeitet, kommt bald nach Hause. Da müssen die Herren wohl etwas verwechselt haben.

Im Spätsommer war es dann auch für uns soweit. Das Lager wurde endgültig aufgelöst. Ich glaube, wir waren die Letzten, die das Lager verließen. Aber leider, immer noch unter Bewachung. Wir marschierten zum Personenbahnhof des Ortes, bestiegen ganz normale Personenwagen ohne Gitter oder dergleichen und fuhren wieder einmal ins Ungewisse.

Wir Jugendlichen aus Netzschkau waren zusammengeblieben. Das war erst einmal positiv. Von meiner Stube gehörten mit zum Transport Rudi Jentschel, Arno Höntsch und Erhart

Krätzschmar. Wie ich später erfuhr, landeten Achim Baecke und Rolf Platzer in Prokopjesk, Dieter Klotz in Kemerowo. Ich starrte aus dem Fenster, auch noch als es dunkel geworden war, und dachte an alles Mögliche. Wieder einmal wurde über mich bestimmt, von einer höheren Gewalt aus und ich konnte nicht das Geringste dagegen tun. Diese Ungewissheit: Was wird morgen sein und übermorgen? Und das nun schon vier Jahre lang! Die Parole konnte also nur lauten: Nicht unterkriegen lassen, nicht krank werden. Es war die gleiche Parole, die schon seit dem 30. September 1945 Gültigkeit hatte. Inzwischen jedoch hatte ich allerhand Erfahrung als Gefangener gesammelt und die wollte ich nutzen. Wir fuhren die ganze Nacht durch. Als es hell wurde, konnten wir anhand der Sonne feststellen: Es ging Richtung Süden, also in eine Region, wo es vielleicht nicht mehr im Winter so kalt ist wie in Ansherka. In Stalinsk, heute Novokusnezsk, verließen wir den Zug. Dann marschierten wir zirka zwei Stunden bis zum Lager in Starikusnezsk (Alte Schmiede). Dabei überquerten wir den Tom. Dieser breite Strom hat mich sehr beeindruckt. Das breiteste fließende Gewässer, das ich bis dahin gesehen hatte, war die Elbe. Zwischen diesen beiden Strömen gibt es einen mächtigen Größenunterschied.

Unsere Toten in Ansherka

Mir liegt vor eine
 "Übersicht zu den 122 im Lager Anshero-Sudchensk (Ansherka) in den Jahren 1947 und 1948 Verstorbenen, die am 7. Februar 1947 aus dem Speziallager Nr. 1 des NKWD Mühlberg deportiert wurden. (Lager-Nr. 7503/11)"

Diese Übersicht ist vorhanden sowohl in Russisch, als auch in der Übersetzung ins Deutsche.

Außer Namen und Vornamen der Verstorbenen sind aufgeführt: Das Geburtsjahr, die Nationalität, die Art der Verhaftung (z.B. Internierter, Verurteilter, Soldat), das Sterbedatum und das Beerdigungsdatum.

Lt. dieser Liste hatten wir den ersten Toten schon am 19.03.47.

Die letzte Eintragung betrifft einen Sterbefall am 18.04.49. (Die Bezeichnung „letzte Eintragung“ ist nicht ganz richtig, weil die Namen der Toten auf der Liste nach dem russischen Alphabet geordnet sind).

Zu betrachten ist also die Anzahl der Toten vom 13.März 1947 (Ankunft in Ansherka) bis 31.12.1947, das gesamte Jahr 1948 und die Zeit vom 01.01.1949 bis 18.04.49.

Jahr	1947	1948	1949
Anzahl	93	27	2

Beim Vergleich dieser Zahlen ist nicht zu übersehen, dass 1947 für uns das härteste Jahr war. Ich kann mir vorstellen, dass die Zustände in Mühlberg, die niedrige Meßlatte für die Transport- und Arbeitstauglichkeit, die Strapazen auf dem Transport, die Härte der Arbeitsnormen in Ansherka, die Härte des Klimas und die aus alledem daraus resultierenden schlechten körperlichen und seelischen

Verfassungen (Ungewissheit) die Hauptrollen gespielt haben, bei den erreichten hohen Krankheitsfällen mit Todesfolge.

Im gesamten Betrachtungszeitraum sind insgesamt 10 Jugendliche gestorben. (Jahrgang 1925 = 1, 1926 = 1, 1928 = 4 und 1929 = 4)

Durch Arbeitsunfälle hatten wir später in Prokopjesk bzw. Stalinsk noch zwei weitere Tote zu beklagen.

Günther Ernst Stoesser in Stalinsk und Rolf Platzer in Prokopjesk.

Jahrgang 1929

Von Stalin bestraft

Erinnerungen und Gedanken

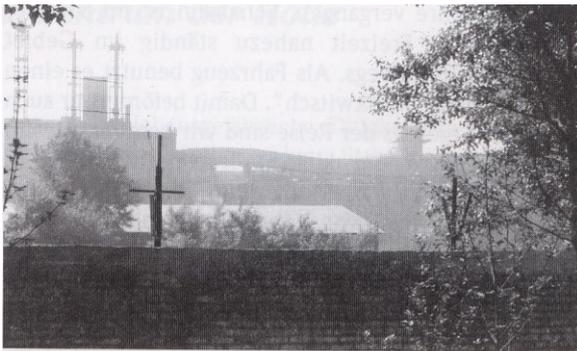
September 1949 bis April 1950

Sibirien

Stalinsk

Ortsteil Stari-Kusnezsk (Alte Schmiede)

Nach Stalins Tod: Nowi Kusnezsk, also Neue Schmiede



Elektrizitätswerk (TEZ) in Nowokusnezsk (Stalinsk), Arbeitsplatz von Herbert Hecht, Siegfried Müller und Günter Polster im Herbst 1949

Eine Riesenbaustelle damals. Auch Lothar Baumann, mein Klassenkamerad aus der Schulzeit und Ehrhart Kretzschmar ein Kamerad aus der Ansheerkaer Zeit arbeiteten hier.

Hier war ich nicht eingesetzt.

Mein Betrieb KPP-Beton war wohl mehr am Stadtrand angesiedelt.

Nun das Wichtigste: Von Stalinsk aus startete am 6. April 1950 ein Zug Richtung Heimat. Und wir fuhren mit!



Im Stadtzentrum von Nowokusnezsk. Die Wohnhäuser wurden zum Teil von deutschen Kriegsgefangenen gebaut. Herbert Hecht und Günter Polster arbeiteten im Winter 1950 an dieser Stelle im Kanalisationsbau.

2.3.3 Lager Stalinsk

Nach Stalins Tod: Nowi Kusnezsk, also Neue Schmiede



Elektrizitätswerk (TEZ) in Nowokusnezsk (Stalinsk), Arbeitsplatz von Herbert Hecht, Siegfried Müller und Günter Polster im Herbst 1949

Eine Riesenbaustelle damals. Auch Lothar Baumann, mein Klassenkamerad aus der Schulzeit und Ehrhart Kretschmar ein Kamerad aus der Ansherkaer Zeit arbeiteten hier.



Im Stadtzentrum von Nowokusnezsk. Die Wohnhäuser wurden zum Teil von deutschen Kriegsgefangenen gebaut. Herbert Hecht und Günter Polster arbeiteten im Winter 1950 an dieser Stelle im Kanalisationsbau.

Hier war ich nicht eingesetzt.

Mein Betrieb KPP-Beton war wohl mehr am Stadtrand angesiedelt.

Nun das Wichtigste: Von Stalinsk aus startete am 6. April 1950 ein Zug Richtung Heimat. Und wir: Fuhren mit!

Das Lager war räumlich etwas kleiner als das in Ansherka. Die Aufnahmefähigkeit etwa genauso groß. Wir waren in Baracken untergebracht, fast so groß wie die in Mühlberg, aber jeder hatte seine eigene Liegestatt mit Strohsack. Der Vorteil in diesen Baracken war, dass es keine Ratten gab, und auch von anderem Ungeziefer ist mir nichts in Erinnerung geblieben. Der Nachteil war die Massenunterkunft. Wir waren auch hier wieder die Jüngsten. Die meisten Insassen, sie waren schon längere Zeit in diesem Lager, waren ehemalige Angehörige der Waffen-SS, deutsche Soldaten, die in Kosakeneinheiten gedient hatten und andere Wehrmachtsangehörige. Auch mit Angehörigen anderer „Pelzmützentransporte“ trafen wir dort zusammen. Sie waren von Bautzen aus, oder von anderen Speziallagern des NKWD wie z. B. Jamlitz, nach Sibirien transportiert worden. Kaum angekommen, lief ich im Lager herum und fragte nach meinem Freund Gottfried Tag. Mit ihm und mit Günther Schmalfuß hatte ich als Kind und als Jugendlicher fast jede Stunde verbracht. Wir waren immer in einer Schulklasse gewesen und hatten vieles gemeinsam erlebt. Zunächst hatte ich kein Glück bei meiner Suche und dann, ganz plötzlich, kam er mir entgegen gelaufen. Welch eine Freude

über das Wiedersehen! Und noch mehr Freude darüber, dass er noch am gleichen Tag das Lager zur Entlassung verlassen konnte. In der Heimat angekommen, hat er das alles meinen Eltern berichtet.

Harry, Rudi, Arno und ich wurden der zweiten Schicht in einem Betonwerk zugewiesen. Natürlich auch noch andere Kameraden aus unserem Transport. Der Betrieb führte den Namen KPP. Ich habe keine Ahnung, was die Abkürzung bedeutet. Es gab einen Bereich Beton und einen Bereich Holz. Das Betriebsgelände war sehr groß. Sicherlich war für die Zukunft der Bau von weiteren Werkhallen vorgesehen. „Unsere Abteilung“ stellte Platten und andere Profile aus Beton her. Wir arbeiteten nahezu selbstständig an der Herstellung dieser Betonplatten. Bei ihrer Fertigung mussten Eisengeflechte in Holzformen gelegt werden. Mit Beginn der kalten Jahreszeit gab es Probleme mit dem Kies, der ständig gefroren war. Es war mit großer Anstrengung verbunden, aus den zusammen gefrorenen Kiesbatzen Teile herauszuschlagen. Danach wurde der Kies mit heißem Wasser aufgetaut und somit verarbeitungsfähig gemacht. In einer Maschine erfolgte dann die Vermischung mit Zement. Auf einer Schüttelmaschine (lt. Firmenschild hergestellt in Leipzig) lag die Form mit der eingelegten Armatur und von oben wurde der Beton zugeführt. Zwei Kameraden strichen mit Kellen die Mischung gleichmäßig in die Form, und schoben nach Fertigstellung diese über ein Rollenband weiter. Das ging alles schnell, und der weitere Transport musste klappen. Ich hatte schon nach kurzer Zeit das Glück, an einem kleinen Kran eingesetzt zu werden, mit dem die Platten auf niedrige Wagen geladen wurden. Das war wahrscheinlich die leichteste Arbeit, die ich in der gesamten Zeit meiner Zwangsarbeit in Sibirien machen musste. Außerdem war ich nun in einer Halle, vor Wind und Wetter geschützt. Der Nachteil aber war, dass ich, von der offiziellen Pause abgesehen, ununterbrochen am Arbeitsplatz sein musste. Ähnlich wie an einem Fließband. Obwohl die Arbeit an diesem Kran leicht war, haben sich die Kameraden nicht danach gerissen. Die Wagen mit den Platten wurden nach dem Beladen auf Schienen in Trockenkammern geschoben. In diesen Kammern ging es sehr eng zu. Die geringste ungleichmäßige Beladung führte dazu, dass die Platten in der Kammer mit der Wand in Berührung kamen und sich verschoben. Das Herausziehen solcher, mit der Wand in Kollision geratener Wagen von der anderen Seite der Kammer erforderte am nächsten Tag große Kraftanstrengung von den „Ausladern“. Das waren vier große, starke Männer, alles ehemalige Angehörige der Waffen-SS. Die ließen sich das nicht gefallen und suchten nach dem Schuldigen. Das war wohl auch der Grund, weshalb ich als „Neuer“, die an sich leichte Arbeit am Kran bekam. Tatsächlich jedoch war das Beladen der Wagen mit den Platten kein

wirkliches Problem. Ich merkte mir die für die unterschiedlichen Platten erforderliche Position am Wagen und stapelte dann mit meinen Helfern genau senkrecht übereinander. Es ist niemals vorgekommen, dass „meine“ Platten in einer der etwa zwanzig Meter langen Trockenkammern hängen geblieben sind und sich verklemmt hatten. Von den Ausladern wurden die einen Tag zuvor hergestellten Platten aus den Formen gekippt und auf einem Lagerplatz gestapelt.

Ich berichtete bereits, dass es im Jahre 1949 immer noch zur Verurteilung von Kriegsgefangenen kam. Von den Ausladern traf es Jonny. Er wurde einige Male zur Hauptverwaltung bestellt und kam eines Tages mit einem Urteil über 25 Jahren Arbeitslager wieder zurück. Ihm wurde vorgeworfen, er hätte bei der Niederschlagung des Warschauer Aufstandes keine Gefangenen gemacht. Jonny war aber nicht der einzige von meinem näheren Arbeitsumfeld, der verurteilt wurde. Ein paar Tage darauf wurden diese Männer weggebracht, oder von uns getrennt in einer anderen Baracke untergebracht. Nun fehlte ein Auslader. Das machte jetzt Harry mit.

Im Lager wurde ich von einem Mitglied des antifaschistischen Lagerkomitees gefragt, ob es mir möglich wäre, in der politischen Jugendarbeit mitzuarbeiten. Ich ließ zunächst meine Antwort offen und sagte dem Mann, dass ein Kamerad von mir so sehr körperlich abgemagert sei, dass er in seiner Freizeit eine Tätigkeit brauche, bei der er zusätzliches Essen bekommen könnte. Schon nach zwei Tagen stand Harry in seiner Freizeit am Speisesaal und wusch Essenschüsseln ab. Nach kurzer Zeit war er im Inneren der Küche und wusch dort Töpfe, Kellen und alles Mögliche ab. Wer an seiner Stelle die Schüsseln am Speisesaal nun abwusch, ist ja klar: Natürlich ich. Als dann Harry zum Koch avancierte, wurde ich der Mann in der Küche, der abwusch, und es dauerte nicht lange, und wir Beide standen nebeneinander an den Kesseln. Jetzt hatten wir genug zu essen, aber nur geringe Zeit zum Schlafen. Wenn wir Nachts gegen 1 Uhr, nach der Schicht, uns ins Bett legen konnten, dann wurden wir vier Stunden später wieder zur Küchenarbeit geweckt. Diese dauerte bis etwa 14 Uhr. Bis zum Ausrücken konnten wir dann noch eine Stunde schlafen. Am nächsten Tag war Schlafen zwischen den Schichten angesagt, denn da erledigten andere Kameraden die Küchenarbeit. Einen Tag später ging es wieder von vorne los.

Eines Nachts wurde ich zu ungewohnter Zeit wachgerüttelt. Neben meinem Bett kauerte Achim Baecke, mein Stubengenosse aus Ansherkaer Zeit. Er war aus Prokopjesk gekommen, weil er von Stalinsk aus entlassen werden sollte. Die Freude darüber wurde aber getrübt. Er erzählte mir, dass Rolf Platzer, der in Ansherka sein Bett unter dem meinen hatte, auf einer

Baustelle in Prokopjesk tödlich verunglückt sei. Rolf stammte aus Taucha bei Leipzig. Er war ein sehr guter Kamerad und außerdem ein gut aussehender junger Mann. Auch Insassen unseres Lagers kamen zur Entlassung. Selbst Angehörige der Waffen-SS, denen keine Kriegsverbrechen nachgewiesen werden konnten, wurden nach Hause geschickt. Das ist eigentlich vier Jahre nach Kriegsschluss ein längst überfälliger Vorgang. Aber, was wird aus uns. Wir Jungs aus Netzschkau und anderen Orten waren nie an Kampfhandlungen beteiligt gewesen, hatten nie auf Menschen geschossen, mussten aber bleiben. Es gab Russen, die schon spöttelten: „Bleibt doch hier, sucht euch eine junge Russin, möglichst mit einer Kuh, bei uns fehlen sowieso Männer“.

Dass die Russen uns nicht nach Hause fahren ließen und uns auch nicht sagten, ihr werdet ganz bestimmt in diesem oder jenem Monat eure Heimat wieder sehen, war nicht zu begreifen. Einen meiner Gemütsverfassung entsprechenden Brief schickte ich meinen Eltern. Der Brief kam nie an. Ich war nicht neidisch auf die Kameraden, die fahren durften. Es waren auch junge Männer, nicht viel älter als wir, und Familienväter darunter. Wenn dann die Glücklichen in einer Ecke unserer Baracke am letzten Tage ihrer Gefangenschaft zusammen saßen und schöne Heimatlieder sangen, wenn der Akkordeonspieler sehnsüchtige Töne seinem Instrument entlockte, dann vergrub ich mich auf dem Bett unter meine Decke. Ich war tieftraurig, aber mein Verstand und mein Optimismus sagte mir: Durchhalten, nicht weich werden, auch du wirst die Heimat wieder sehen. Und ich war ja nicht allein, ich war nicht der einzige der zurückbleiben musste, es waren noch so viele Kameraden, auch in meinem Alter, die mit der Ungewissheit fertig werden mussten, die durchhalten mussten.

Wie es dazu kam, dass sogar Angehörige der Gestapo, Mitglieder der SS und andere entlassen wurde, wir Jugendlichen aber nicht, beschreibt Herr Tobias Baumann in seinem Vortrag: „Fünfeichen und die Speziallager des NKWD im Spiegel sowjetischer Archive“.

Aus Vortrag Seite 11: Zwei Drittel der Jugendlichen unter 20 Jahren wurden jedoch nicht entlassen.

Der Kommentar der Überprüfungscommission hierzu lautete:

„Zur Gruppe der Jugendlichen bis einschließlich 20 Jahre zählen aktive Angehörige liquidiertes illegaler Diversions- und Terrororganisationen, die von den Deutschen noch vor der Kapitulation geschaffen worden waren. Angesichts ihrer praktischen feindlichen Tätigkeit ist es im Moment nicht zweckmäßig, sie aus der Haft zu entlassen“.

(Viele Jahre später, wir waren schon lange wieder in der Heimat, kamen wir in einer Gesprächsrunde mit alten Kameraden auf dieses Thema zu sprechen. Mein Freund Harry, es war auch einer der damals Deportierten, wurde im Lager Anshero-Sudchensk zum Mitarbeiter des NKWD gerufen. Dieser Mann, ein

Russlanddeutscher, trug den gleichen Familiennamen wie Harry. Und im Gespräch erfuhr Harry, was er alles verbochen hatte. Davon stimmte natürlich kein Wort. Auch Günther erinnerte sich, dass bei seiner Entlassung aus Buchenwald der sowjetische Offizier ihm gesagt hat, so etwas wie er getan hat nie wieder zu tun. Günther wusste damals mit der Äußerung des Offiziers nichts anzufangen. Schlussfolgerung: Der Kapitän, welcher uns in Plauen vernommen hatte, schrieb Dinge in das Protokoll, die nicht stimmten und die von uns auch nicht ausgesagt worden waren. Ich denke, für die Russen kam es damals nur darauf an, ein Stück Papier zu haben, Protokoll genannt, mit unserer Unterschrift darauf. Damit hatten sie ein Dokument, dass der Vereinbarung der Siegermächte: „Personen, die den Besatzungsmächten gefährlich werden können, können inhaftiert werden“ genügte. Aus Sicht der Russen waren wir junge Dummköpfe, vollgestopft mit faschistischer Ideologie, ausgebildet an Waffen, also gefährlich, unberechenbar. Und damit war unser Schicksal besiegelt. Ich will keineswegs für den uns in Plauen verhörenden Kapitän eine Lanze brechen. Aber ein Problem hatte er mit uns schon: Wir waren in Stegenwaldhaus dabei: **also Werwolf**, wir hatten aber nichts getan: **also unschuldig**, seine Obrigkeit sagte jedoch, die Jungs sind gefährlich: **also einsperren**. Unsere Gefährlichkeit musste er aber nachweisen; denn ohne diesen Nachweis wurden wir von einem Speziallager nicht aufgenommen: also erfand er von uns verübte Überfälle auf Amerikaner. Das konnte nicht so ohne weiteres überprüft werden und da es sich bei den erfundenen Überfällen, um Aktionen gegen Amerikaner handelte, kam auch kein Russe auf die Idee sich darüber große Gedanken zu machen.)

Für solche Situationen, ich nenne sie „pessimistische Tiefs“, hatte ich eine ganz besondere Technologie parat. Besser gesagt, ich habe für mich eine Methode entwickelt, wie ich mich aus eigener Kraft selbst aus dem Tief herausziehen kann. Das passiert alles nur im Kopf. Ich denke dabei an etwas Schönes aus der Vergangenheit, oder zuversichtlich male ich mir aus, wie es sein wird am Tage der Entlassung, am ersten Tage meiner Heimkehr, was werden die Mädels von früher machen usw. Wir wissen doch, der Geist ist willig! Diese, „meine Technologie“ kann aber auch gefährlich sein. Die nächste Enttäuschung kommt ganz bestimmt und dann kann das moralische Tief noch tiefer sein. Genau genommen war das nur eine Mogelpackung, die ich mir „einredete“. Sie funktionierte nicht hauptsächlich. Sie trug nur ein bisschen dazu bei, Enttäuschungen zu überwinden. Die gute Kameradschaft auf der Stube, in der Brigade, mit den Freunden aus der Heimat, und der eigene Durchhaltewille, das

Zähne zusammenbeißen sind die positiven Posten zur Überwindung von Hoffnungslosigkeit und Trauer.

Die **Ungewissheit**, wann lässt man uns endlich wieder in die Freiheit, war für alle Kameraden eine zusätzliche Folter. Diese schreckliche Last mussten auch die in den Speziallagern gebliebenen Kameraden verkraften. Günther Schmalfuß erzählte mir wie es ihm zu Mute war, als im Jahre 1948 aus Mühlberg 7300 Frauen und Männer entlassen wurden und für ihn und weitere 3000 Gefangene das Lagertor geschlossen blieb. Günther fühlte sich wie zerstört. Warum bloß, was habe ich getan? Günther musste noch bis Februar 1950 in Mühlberg und im Speziallager Buchenwald zubringen. Ich weiß nicht, ob es hierher passt, was ich als mögliche Erklärung für das Verhalten der Russen in dieser Hinsicht anführen will. Die Russen haben eine ganz andere Mentalität als wir Deutsche. Ein Jahr ist nicht lang, 1000 Kilometer Entfernung ist nicht weit und 100 Gramm Wodka ist nicht viel, sagen sie. Oder: Russland ist groß und der Zar ist weit. Das heißt: Die Russen kamen überhaupt nicht auf die Idee, dass wir diese Ungewissheit als zusätzliche Folter empfinden könnten.

Auch unsere „Auslader“ bei KPP waren weg, Harry ging zu KPP-Holz. Es wurden neue „Auslader“ gebraucht und auch neue „Feuermänner“ in der Küche. Das war für uns eine neue Chance. Rudi Jentschel wurde Feuermann in der Küche und „Auslader“. Dazu kamen Arno Höntsch und ich, also drei ehemalige Bewohner der Stube Neun in Ansherka, und ein weiterer Kamerad. Die Arbeit war zwar schwer, hatte aber einige wichtige Vorteile. Man konnte über das „Lagergeld“ hinaus verdienen, was bei einer Arbeit „über Tage“ äußerst selten war. Wir vier Mann arbeiteten absolut selbstständig, konnten also unsere Tätigkeit selbst einteilen und organisieren. Wenn wir 23 Uhr unsere Arbeit geschafft hatten, dann kam niemand zu uns mit der Aufforderung, ihr müsst noch dieses oder jenes tun. Wir kletterten auf den stets angenehm warmen Trockenofen und schliefen eine Stunde. Die Aufgabe uns zu wecken, hatte Arno Höntsch. Er arbeitete nicht in der Küche wie Rudi und ich, hatte also genügend Schlaf im Lager und war uns gegenüber zu dieser kleinen Dienstleistung sowieso verpflichtet. An den Tagen, an denen wir in der Küche arbeiteten, „verputzte“ er nämlich unsere offizielle Essenration gleich mit. Arno war ein kräftiger Bursche. Schon in Ansherka, wenn meine Kräfte bei einer sehr schweren Arbeit nachließen, verfügte er noch über Kraftreserven, die er uneigennützig auch für mich mit einsetzte. Kameradschaft ist eben ein Geben und ein Nehmen. Unser Meister hieß mit dem Vornamen Wallotka. Ein Mann knapp über die Dreißig.

Zu uns kam er nur aus zwei Gründen, die allerdings sehr verschieden waren. Mussten sehr schwere Platten ausgeladen und transportiert werden, dann sagte er, wir sollten den Wagen vorläufig beiseite schieben, er würde wiederkommen, auf den großen Kran steigen und: „Dann machen wir zusammen“. Er hat immer Wort gehalten. Er tauchte aber auch manchmal auf und tat sehr geheimnisvoll. „Lokomotive kommen um Zehn, dann laden schnell auf Waggon Platten“. Wir wussten natürlich, dass Platten verschoben wurden, aber das konnte uns egal sein, zumal uns der Meister in solchen Fällen zusätzlich 100% schrieb.

Wenn ich jetzt schreiben würde, dass die Arbeit uns Spaß gemacht hätte, dann wäre das natürlich Unsinn. Aber, wir haben uns mit dieser Arbeit identifiziert. Die Arbeit hat unsere Gedanken doch etwas abgelenkt von unserem jammervollen Dasein. Natürlich war jeden Tag vor dem Einschlafen unser letzter Gedanke in der Heimat, bei den Eltern, bei Erlebnissen aus der Kinder- und Jugendzeit, und beim Aufwachen war das wiederum der erste Gedanke. Aber damit kann man sich selbst auch fertig machen und man muss schon aufpassen und gegensteuern, damit nicht all zu viel Selbstmitleid entsteht. Neben Kameradschaft, Optimismus und Kultur eignet sich Arbeit (sicherlich nicht jede) dazu, Trübsal zu vertreiben. Durch unsere Arbeit mit den Betonplatten war das der Fall. Es flutschte nur so. Zwei Mann luden aus, die anderen Zwei trugen die nicht gerade leichten Platten weg zum stapeln. Diese Tätigkeiten wurden täglich gewechselt. Es konnte gar keiner auf den Gedanken kommen, dass er mehr als die Anderen tun musste. Wir beobachteten auch eine andere Brigade die auf dem großen Lagerplatz Betonplatten transportieren musste. Während wir die Platten mit zwei Mann trugen, einer vorn und einer hinten, setzte die andere Brigade jeweils vier Mann ein. Also vier Mann vier Ecken. Sie hatten dauernd Streit, weil die kleineren Kerle dabei gut weg kamen und die langen Kameraden am meisten zu schleppen hatten. Leider ließen sich die Leute von unserer Methode nicht überzeugen und so stritten sie sich weiter, und hassten ihre Arbeit. Diese Kameraden waren durchweg ältere Jahrgänge.

An den Sägegattern von KPP-Holz waren ausschließlich Gefangene eingesetzt. Vor allem das Finnengatter, ein besonders großes Gerät, ist mir in Erinnerung geblieben. Wenn es in Betrieb war, dann konnte man noch in einer Entfernung von zweihundert Metern Vibrationen auf der Erde spüren. Mit diesem Gatter wurden die dicksten Stämme zu Schnittholz verarbeitet. In Ausnahmefällen wurden wir von KPP-Beton im Bereich Holz eingesetzt. Das traf immer dann zu, wenn größere Holzlieferungen, die mit der Eisenbahn angekommen waren, entladen werden mussten. Die Baumstämme von zwanzig bis fünfzig Zentimeter Durchmesser wurden in 40 Tonnen Eisenbahnwaggons angeliefert. Als Vergleich: Die meisten Waggons in

Deutschland haben zwanzig Tonnen. Die Holzwaggons hatten kein Dach, aber Wände von zwei Meter Höhe. Die Baumstämme reichten im Waggon von vorne bis hinten, waren also genau so lang wie der Waggon innen. Zunächst legten wir außen an den Waggon zwei Holzstämme an, auf denen die auszuladenden Baumstämme herunter rollen sollten. Dann ging es ans Ausladen. Die oberen zwei Lagen waren nicht das Problem. Aber je mehr wir entladen hatten, umso tiefer standen wir im Waggon und umso schwerer fiel uns das hinaufwuchten der schweren, sehr oft auch vereisten, Stämme. Für die unteren Lagen mussten sogar innen, schräg nach oben, kurze Stämme angelegt werden. Darauf haben wir dann Zentimeter um Zentimeter die letzten Baumstämme geschoben. Ich beschreibe diese Arbeit nicht nur deswegen so ausführlich, weil sie extrem schwer war, sondern hauptsächlich um darzustellen, dass wir alle besonders bei solchen Arbeiten aufeinander angewiesen waren. Hätte nur einer versagt oder mit halber Kraft gearbeitet, hätte es uns alle erschlagen können. Einmal ins Rutschen gekommen, wäre ein derartig schwerer Baumstamm nicht mehr zu halten gewesen. Das wusste jeder von uns, und deswegen gaben alle ihr Letztes. Selbst bei tiefen Minusgraden kochten wir bei dieser Arbeit regelrecht vor Schweiß.

Jahrgang 1929

D a m a l s

Erinnerungen und Gedanken

29. April 1950 und die Tage danach



Wieder zu Hause.
Vier lange Jahre und
Sieben lange Monate, eine
sehr schwere Zeit. Aber
überstanden, und das ist das
Wichtigste.



Unfreiwillig unterwegs gewesen.

Vom

30. September 1945 bis 29. April 1950

Es geht heimwärts.

Das erste Quartal 1950 verging. Noch ein halbes Jahr, und wir würden das fünfjährige Bestehen unserer Gefangenschaft „feiern“ können. Aber dazu kam es zum Glück nicht. In den ersten Apriltagen musste auf einmal alles sehr schnell gehen. Wer noch Geld auf seinem Konto hatte, bekam es ausgezahlt und musste es ausgeben. Dazu wurden extra im Lager einige Verkaufsstände aufgebaut. Wir hatten erfahren, dass in der Ostzone Zigaretten knapp und teuer sind, also kaufte ich Eintausend Stück, obwohl ich gar nicht rauchte. Außerdem kauften wir Netzschkauer ein Stück bunten Kleiderstoff für ein Schaltuch. Lothar Baumann kaufte Margarine. Seine Mutter hatte geschrieben, dass es nur wenige Fettigkeiten auf Marken gibt und in der HO alles sehr teuer sei. Wir bekamen neue Sachen zum Anziehen. Das wurde in Russland folgendermaßen gemacht: Man betrat einen Raum, dort musste man sich vollständig nackt entkleiden. Danach ging man in einen zweiten Raum und bekam dort neue Unterwäsche, einen neuen Arbeitsanzug und, wenn auf dem Kalender ein bestimmter Termin noch nicht verstrichen war, auch noch Wattejacke und Wattehose. Das war bei uns der Fall. Im Speisesaal wurden wir gefilzt. Diesmal suchte man nach beschriebenem Papier und nach Geld. Russisches Geld durfte die Sowjetunion nicht verlassen. Am 6. April frühmorgens verließen wir das Lager in Richtung Bahnhof Stalinsk, ohne bewaffnete Begleitung. Es lag noch allerhand Schnee. Eis hatte sich dort wieder gebildet, wo die Sonne ein paar Tage zuvor schon mal ihre Kraft ausprobiert hatte. Auch der 6. April versprach ein Tag mit schönem Wetter zu werden. Es passte alles zu unserer frohen Stimmung. Wieder überquerten wir die Brücke über den Tom, dieses Mal aber in der anderen Richtung als ein paar Monate zuvor. Unser Transportzug stand auf dem Güterbahnhof schon bereit. So, wie wir ankamen, stiegen wir in die Waggonen und belegten einen Platz. Der Zug fuhr aber erst gegen Abend ab, und wir hatten Zeit, uns noch etwas umzusehen. Bei der Eisenbahn in Russland ist alles eine Nummer größer als in Deutschland. Die Loks sahen sehr gut gepflegt aus. Das hing wohl auch damit zusammen, dass Eisenbahner, insbesondere aber Lokführer, in der Sowjetunion ein nahezu privilegierter Beruf war. Neben den Dampfloks verkehrten auch E-Loks.

Endlich fuhr der Zug ab. Unsere Türen waren weit geöffnet. In der Türöffnung war von der einen Seite zur anderen ein starker gehobelter Holzbalken angebracht, so dass wir im Sitzen und im Stehen die Freiheit sehen konnten. Als es dunkel wurde, schlossen wir die Tür und die erste Nacht der Heimreise begann. Wenn der Zug tagsüber hielt, stiegen wir aus und erledigten wichtige natürliche Dinge. Bevor der Zug weiterfuhr, ließ der Lokführer dreimal in Abständen seine Sirene ertönen. Die Signalgebung klappte vorzüglich, wir hatten genügend

Zeit zum Einsteigen. Bald passierten wir Nowosibirsk, Tatarsk, Omsk und Swerdlowsk. Nach ein paar Tagen lag auch schon der Ural, und damit Asien und Sibirien, hinter uns. Nach langer Zeit waren wir nun wieder in Europa. Nachdem wir auch Kasan hinter uns gelassen hatten, durchfuhren wir Städte, deren Namen uns auch von den Wehrmachtsberichten aus dem „Führerhauptquartier“ bekannt waren. Jaroslavl, Moskau und später Smolensk und Minsk. Ich glaube, es war in Jaroslavl, an der Wolga, als der Zug auf dem Bahnhof für längere Zeit hielt. Es war viel Betrieb dort und im Nu standen wir zwischen den Menschenmassen. Aus der Nähe war auch Musik zu hören. Ein Matrose stieg auf ein Podest und hielt eine Rede an uns. Ich hatte den Eindruck, die Leute freuten sich auch, dass wir nach Hause fahren konnten. Wir fuhren zügig immer weiter Richtung Westen, es wurde wärmer und außerdem hatten wir durchweg schönes Wetter. Manchmal hielten wir auf freier Strecke und, wenn die Lok Wasser fassen musste, auf Bahnhöfen. Wir wollten uns auch Wasser aus der gleichen Anlage holen, wie sie für die Loks gebaut ist. Wir schafften es nie. Das Wasser kam mit einer derartigen Wucht aus dem Rohr, dass es in unser Gefäß wie eine Bombe einschlug und sofort wieder mit Gewalt heraus spritzte. Im Verlaufe der Fahrt versuchten wir es immer wieder. Das Ergebnis war jedes Mal das gleiche, unser Gefäß war leer und unsere Bekleidung nass. Jedenfalls gab es mit diesem Wasser immer ein Schauspiel mit viel Gaudi. Am 15. April waren wir in Moskau, dort konnten wir duschen. Das Datum habe ich mir gemerkt, weil Lothar Baumann zu mir sagte: Heute hat mein Vater Geburtstag. Noch am gleichen Abend verließen wir Moskau. Wir fuhren nun durch ein Gebiet, wo beim Vormarsch und Rückzug der deutschen Truppen schwerste Kämpfe stattgefunden hatten. Ich spähte aus, ob noch irgendwelche Spuren von den Kämpfen vorhanden waren, aber vergebens. Ein ehemaliger Soldatklärte mich auf. Die Kämpfe, sagte er, fanden hauptsächlich an der Rollbahn statt. Wir hofften nun, dass in Brest ein Zug bereitstehen würde, der uns durch Polen nach Deutschland bringt. Große Enttäuschung! Es war kein Zug da und wir mussten in ein Lager. Mit einem Male waren wir wieder hinter Stacheldraht und Wachtürmen. Etwa eine Woche verging, dann endlich wurden etwa fünfhundert Mann aufgerufen. Ich war dabei. Am nächsten Morgen marschierten wir zu unserem Zug. Vermutlich gingen alle Heimkehrertransporte von dort ab. Wir mussten nämlich erst noch einmal zum Filzen in eine Baracke. Die Soldaten staunten nicht schlecht über unsere „Reichtümer“ in den Koffern. „Kapitalist“ riefen sie. Natürlich lachten sie dabei. Wir wurden auch darüber aufgeklärt, dass keiner das Recht hat, in der Sowjetunion zu bleiben. Dass wir darüber lachten, ist ja klar. Mit einem weiteren Transport, der aus Richtung Osten kam, fuhren wir endlich ab. An der sowjetisch-polnischen Grenze standen auf einer Länge von einhundert

Metern viele russische Soldaten mit Maschinenpistolen in einer Reihe. Dieses Schauspiel war sicherlich extra für uns arrangiert worden. Das Territorium der Sowjet-Union hatten wir endlich hinter uns gelassen. Aber nicht das Einflussgebiet der Sowjets. Noch waren wir nicht zu Hause und eine kleine Portion Skepsis hatte sich in uns erhalten. Beim Iwan ist alles möglich, das wussten wir aus eigener Erfahrung.

In Brest blieben zirka fünfhundert Mann von uns zurück. Das war mit dem leider nicht ausreichend vorhandenen Transportraum zu erklären. Man wollte sicherlich vermeiden, dass der neue Transport aus dem Osten so wie wir, in ein Lager musste. Wie ich später erfuhr, wurden eine Woche nach uns, weitere 300 Kameraden zur Weiterfahrt nach Deutschland aufgerufen. Weitere Kameraden von uns kamen erst zwei Jahre später in der Heimat an. Zu begreifen ist das nicht.

Am 27. April fuhren wir in das Heimkehrerlager Frankfurt-Gronenfelde ein. Dort konnten wir uns duschen, verlebten eine aufgeregte Nacht, bekamen am 28. April unseren Entlassungsschein als **Kriegsgefangener**, fünfzig Mark und eine Fahrkarte zum Heimatort ausgehändigt. Im Lager waren Verkaufsstände aufgebaut, und als ich das Angebot sah, stellte ich mir die Frage, wer eigentlich den Krieg gewonnen hat. In Sibirien musste auch 1950 noch nach Brot angestanden werden – wenn es überhaupt welches gab. Ich kaufte mir für alle Fälle ein Brot, ein Glas Marmelade und eine Schachtel Zigaretten. Die Marke hieß Turf, ich wollte mal probieren. Mit einem Sonderzug fuhren wir nach Leipzig. Unterwegs, in Doberlug-Kirchhain, gab ich ein Telegramm an meine Eltern auf. Von Leipzig nach Netzschkau fuhr unser Zug erst am 29. April früh beizeiten ab. Wir verbrachten die Nacht in Leipzig auf dem Bahnhof und genehmigten uns an einem Kiosk einen Schnaps. In Netzschkau kamen wir ungefähr 8 Uhr an. Das waren Lothar Baumann, Wolfgang Zieschang und ich, alle am 30. September 1945 verhaftet und Siegfried Petzold aus Losa, einem kleinen Dorf, eine knappe Stunde Fußweg von Netzschkau entfernt. Jeder ging nach einer kurzen Verabschiedung in seine Richtung, und jeder war aufgeregte. Unterwegs traf ich einen Jungen, den ich beauftragte schnell zu meinen Eltern zu rennen und zu sagen, dass ich käme. Es gelang dem Burschen aber nicht, einen großen Vorsprung vor mir herauszuholen. Wir waren fast gleichzeitig da. Bevor meine Mutter begriff, was der Junge wollte, stand ich schon vor ihr. Das Telegramm aus Doberlug-Kirchhain kam erst eine halbe Stunde später an. Na ja, was soll ich noch schreiben, die Freude war natürlich riesig. Mein Vater erschien auch gleich von der Arbeit und die Tränen rannen uns allen über das Gesicht. Aber diesmal nach langer, sehr langer Zeit, vor Freude.

Dreiundzwanzig Tage zuvor marschierten wir aus dem Lager in Stalinsk heraus, liefen über Eis und Schnee. Zu Hause im Garten und in der Natur schickten sich die Bäume an, ihre Knospen platzen zu lassen. Damals, 1947, fuhren wir von Mühlberg aus in die Kälte, nun hatten wir die Kälte während unserer 23tägigen Heimreise nach und nach verlassen. Jetzt erst war der 2. Weltkrieg für mich beendet. Der Frühling 1945 und der Frühling 1950 gehören zu den schönsten Frühlingszeiten in meinem Leben.

Eine Woche nach mir kamen auch Harry Gebauer, Dieter Weber und Walter Dillner zu Hause an. Vier Jahre und sieben Monate sind wir unfreiwillig unterwegs gewesen. Ich hatte die Eltern meiner Freunde von der baldigen Heimkehr ihrer Söhne informiert. Ihr junges Leben haben in dieser schweren und bitteren Zeit Kurt Schmalfuß und Hans Lenk eingebüßt.

Ich kann es nicht mehr genau sagen, aber es war vermutlich in der ersten Maihälfte 1950. In der Presse wurde die TASS-Meldung veröffentlicht, dass sich außer 9000 Kriegsverbrechern und einigen wenigen (die Zahl habe ich vergessen) Kranken, keine Kriegsgefangenen mehr in der Sowjet-Union befinden. Diese Meldung war falsch. Mindestens 100 unserer Kameraden, die am 8. Februar 1947 mit mir das Lager Mühlberg verlassen hatten und im gleichen Transportzug wie ich nach Sibirien fuhren, waren immer noch gefangen. Sie kamen erst zwei Jahre später. Unser Lagerarzt Dr. Hugo Bettac kam erst Anfang 1954 nach Hause.

(TASS war die sowjetische regierungsamtliche Presseagentur)

Es ist deshalb auch nicht verwunderlich, dass die Kameraden von uns, welche zwei Jahre später, also erst 1952, nach Hause kamen, keinen Entlassungsschein erhielten. Sie bekamen lediglich eine Bescheinigung darüber, dass sie aus einer Quarantäne entlassen wurden.

Wie schon erwähnt, erhielten wir bei der Entlassung 1950 einen Entlassungsschein als **Kriegsgefangener**. Ich wunderte mich schon etwas darüber, aber eine totale Überraschung war das nicht. Schon im Lager Ansherka kursierte das Gerücht, dass die Russen aus uns Kriegsgefangene machen wollen. Damals traute ich dem Gerücht in keiner Weise. Wir waren nie Soldaten gewesen, hatten nie ein Soldbuch gehabt und waren bei Kriegsende zum Teil noch 15 Jahre alt. Als ich das Gerücht hörte dachte ich, da wird wohl der Wunsch der Vater des Gedanken sein. Eines war uns klar, zu Hause wäre wohl das berufliche Fortkommen leichter, wenn unsere Haft

als Kriegsgefangenschaft gelten würde, während wir als ehemalige politische Häftlinge sicherlich ein schwereres Los in einigen Beziehungen haben könnten. Obwohl in der Genfer Konvention der Status des Kriegsgefangenen wie folgt eindeutig definiert ist: „Als Kriegsgefangener ist zu behandeln, wer als Mitglied der Streitkräfte eines Landes gefangen genommen wird. Gefangene müssen mit „Menschlichkeit“ behandelt, vor „Gewalt oder Einschüchterung, Beleidigung, öffentlichen Neugier“ geschützt werden. Aber: Wer kämpft, ohne zu einer Truppe zu gehören, verliert jeden Schutz“, machte die sowjetische Administration aus uns Kriegsgefangene. Das hängt bestimmt nicht damit zusammen, dass sie es mit uns gut meinte. Vielmehr werden wohl außenpolitische Aspekte eine Rolle gespielt haben.



Dieses Foto wurde im Mai 1950 gemacht.

Ein oder zwei Wochen nach meiner Heimkehr.

Ministerium der Streitkräfte
UdSSR

Ausweis

Militäreinheit
Ehemaliger Kriegsgefangener

Feldpost-Nr. 28 APR 1950
Freitag, Rudolf
(Name, Vorname, Vatersname)

1929
geboren am

Netzschan i. V. Sozialamt der Befreiungsarmee
aus dem Stadtteil

Kriegsgefangenenlager entlassen worden und befindet sich auf der Heimreise

nach Netzschan / Kogte.

Fahrkarten nach dem Heimatort erhalten

(Stempel)

Kommandeur der Einheit der Sowje
Feldpost-Nr.

Handwritten notes: "Die Kassen mit Geldscheinen können am 2. April 1950 ...", "Netzschan i. V. Sozialamt der Befreiungsarmee", "Stadtteil", "Arbeitsamt Plauen", "Det. 2.5.57k Hdz. 74", "Am 14.5.57-Beurlaubung".

НКВ—СССР

От карантина освобожден.

СПРАВКА

Воинская часть
Полевая почта

№
Бывший военнопленный

194 г. Freitag, Rudolf
(Фамилия, имя, отчество)

1929 года рождения освобожден из лагеря для военнопленных и следует по месту своего постоянного жительства в г. Netzschan

место для печати

Командир в/ч Советской Армии
Полевая почта №

Handwritten notes: "Arbeitsamt Plauen", "Det. 2.5.57k Hdz. 74", "Am 14.5.57-Beurlaubung", "Zahlerscheinnummer Plauen 1. V. Dienststelle Netzschan i. V.".

Noch einige Bemerkungen zum Abschluss.

Alles das, was ich in den Jahren 2001 bis 2005 beschrieben habe, ist 60 Jahre und noch länger her. Aufgeschrieben habe ich meine damaligen Erlebnisse für mich selbst und damit auch für meine Frau, meine drei Kinder und für vier Kameraden. Mit Günther Schmalfuß war ich bis zum 7. Februar 1947 nahezu ständig zusammen und mit Rudolf Jentschel von da ab bis April 1950. Erhalten haben diesen Bericht auch meine Netzschkauer Kameraden Harry Gebauer und Wolfgang Zieschang. Auch sie haben das, was ich schrieb, so oder so ähnlich, erlebt.

Ich habe wahrheitsgetreu berichtet, nichts übertrieben und nichts verniedlicht. Trotzdem muss ich darauf aufmerksam machen, dass es „meine Wahrheit“ ist. Es sind meine Erlebnisse, also auch meine Bewertungen. Sicherlich würde ein Bericht z.B. über Mühlberg von einem Kameraden, der die Dystrophie (Ernährungsstörung) überlebt hat, ganz anders aussehen. Also ist auch „meine Wahrheit“ nur relativ. Analog trifft das auch auf die Zeit in Sibirien zu. Es muss auch berücksichtigt werden, dass alles schon vor langer Zeit passierte und das das Gedächtnis von uns Menschen so funktioniert, dass Gutes und Schönes länger gespeichert wird als Schlechtes und Schlimmes. Sollte daher der Eindruck entstehen, es war ja gar nicht so schlimm mit der Gefangenschaft, dann bitte ich zur Kenntnis zu nehmen: Es war schlimm, sehr schlimm sogar.

Ich hatte mir vorgenommen, in meinem Bericht das Gefühlsleben von uns Gefangenen deutlich zu machen. Leider ist mir das nur bedingt gelungen. Ich wollte viel eindrucksvoller unsere Gemütsverfassung schildern. Unsere Moral war die ganzen Jahre über sehr schweren Belastungen ausgesetzt. Meistens unterschwellig aber stets in uns vorhanden war die Hilflosigkeit, war die immer wieder sich breit machende Hoffnungslosigkeit, die Ungewissheit, was wird aus uns? Wann fahren wir nach Hause? Trotzdem gelang es uns, selbst immer wieder aufzubauen, mit dem ganzen Elend fertig zu werden. Haltung und Kameradschaft waren die Säulen des Durchhaltens. Gehungert habe ich viel. Selbst in den Zeiten, in denen ich ausreichend essen konnte, wick das Hungergefühl nicht vollständig. Es war die Sorge, ob ich auch morgen oder übermorgen noch genügend zu essen haben werde. Damit keine Irrtümer entstehen, es ist die Rede von Brot und Suppe der erbärmlichsten Art. Von weiter nichts.

Das innere Gefühlsleben von uns Gefangenen damals, also auch das, was nicht offen gezeigt, nicht ausgesprochen wurde, mit den richtigen absolut zutreffenden Worten zu schildern, ist

vermutlich in einem Bericht nicht möglich. Mir jedenfalls nicht. Dazu muss Talent zum Schreiben eines Romans vorhanden sein.

Ich wollte auch beweisen, dass es dumm, für die menschliche Moral zerstörend und lebensbedrohend ist, wenn sich Personengruppen oder ein ganzes Volk für wertvoller halten als Menschen anderer Völker.

Die Zukunft darf nie wieder heißen: „Jeder Tritt ein Brit, jeder Stoß ein Franzos, jeder Schuss ein Russ“, oder: „Am deutschen Wesen soll die Welt genesen!“ Die Zukunft heißt: „Völkerverständigung“, heißt „Europa“!

In vielen Städten Deutschlands, wie auch in Netzschkau, marschierten 1945 amerikanische GIs und rollten sowjetische Panzer. Das war Folge der von Rassenwahn getriebenen Eroberungspolitik Hitlerdeutschlands.

In Netzschkau, auf einem Platz an der Schulstraße, gleich neben der Kirche, stand früher ein Kriegerdenkmal für die Opfer des 1. Weltkrieges. Heute steht in der Mitte dieses Platzes ein schöner, einfacher Stein ohne Inschrift. Nach meiner Auffassung sollten die Verfolgten während der Hitlerzeit und die Verfolgten nach 1945 in der Lage sein, einer ähnlichen Inschrift ihre Zustimmung zu geben wie:

„In Gedenken an die Opfer von Krieg, Vertreibung, Faschismus und Stalinismus“.

Für uns damals 15- und 16jährige würde die Inschrift genau passen. Wir sind Opfer beider Systeme geworden.

Ich habe keine Hoffnung, dass in absehbarer Zeit ein solches gemeinsames Projekt realisiert wird. Es gibt auf beiden Seiten immer noch zu wenig Einsicht, zu viele Vorbehalte und zu viel Beton in den Köpfen.

Das Schreiben dieses Berichtes geschah in zwei Stufen. Zunächst schrieb ich das auf, was sofort aus meinem Gedächtnis heraus zugriffsbereit war und das, an was mich meine Kameraden in Gesprächen erinnerten. Beides stellt den überwiegenden Teil des vorliegenden Berichtes dar. An einigen Stellen habe ich Beiträge von anderen Kameraden eingefügt und entsprechend kenntlich gemacht.

Außerdem habe ich Bilder in einige Textstellen eingefügt bzw. als Bildseiten hinter den dazu passenden jeweiligen Abschnitt eingeordnet.

Unsere Eltern versuchten alles, um uns frei zu bekommen. Sie konnten nicht einmal in Erfahrung bringen, wo wir uns befanden, in welchem Gefängnis oder in welchem Lager wir festgehalten wurden. Mütter und Väter konnten nicht begreifen, was ihren

Kindern und ihnen selbst angetan wurde. Nirgendwo erhielten sie eine Auskunft. Weder auf dem Rathaus, noch von dem sowjetischen Kommandanten. Auch nicht bei den amtlichen Stellen in den Kreisstädten Reichenbach und Plauen, war etwas in Erfahrung zu bringen. Schriftliche und mündliche Eingaben blieben unbeantwortet. Auch die Landesleitung der SED (Sozialistische Einheitspartei Deutschlands) in Dresden hielt sich in Schweigen. Ein Brief an den sowjetischen Marschall Sokolowski in Berlin-Karlshorst, blieb unbeantwortet. Fast alle deutschen kommunistischen und sozialdemokratischen Funktionäre, auch solche, die möglicherweise Einfluss gehabt hätten, hielten sich zurück, blockten ab und ließen unsere Eltern mit ihren Sorgen und Ängsten um ihre Kinder allein. Es war zum Verzweifeln, sagte mein Vater. Man rannte gegen eine Wand oder lief ins Leere. Einmal, so erzählte mein Vater, wurde mit großem Trara in Plauen eine Kundgebung oder Versammlung angekündigt und auch durchgeführt. Der Redner war Wilhelm Pieck. Er führte unter anderem aus, dass sich in der Sowjetunion keine politischen Gefangenen befinden würden. Es war zu der Zeit, als bereits Post von mir aus Sibirien zu Hause angekommen war. Mein Vater rief: „Mein Junge ist doch da drüben!“ und verließ die Versammlung.

Der Kummer machte meine Mutter krank. Sie hatte schon im Krieg zwei Söhne verloren. Wir, die nach Sibirien deportiert worden waren, konnten wenigstens ab dem I. Quartal 1948 schreiben und unseren Eltern Hoffnung auf ein gesundes Wiedersehen machen. Aber diejenigen Kameraden, welche in Mühlberg oder in anderen Speziallagern geblieben waren, hatten diese Möglichkeit nicht. Damit dauerte das Hoffen und Bangen dieser Eltern, die dauernde Ängste um ihre Kinder, fast fünf Jahre lang oder noch länger.

Was ich hier schreibe klingt wie eine Anklage und es ist auch eine Anklage. Eine Anklage an die sowjetische Administration in der Ostzone Nicht nur allein die Verhaftung vieler unschuldiger Menschen und die elenden Zustände in den Lagern klagen an, auch die sorgenvolle Ungewissheit der Angehörigen gehört dazu. Wo ist mein Kind, wo ist mein Vater, meine Mutter? Wie geht es ihnen, lebt er noch, lebt sie noch? Gibt es genug zu Essen? Hoffentlich ist er, ist sie nicht krank geworden. Wann sehen wir uns wieder?

Nichts, absolut nichts, konnten die Angehörigen in Erfahrung bringen. Es war so, als wären die Festgenommenen in ein großes Loch gefallen und auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

Warum dieses Schweigen? War es Bestandteil der Bestrafung von Deutschen Männern und Frauen und Kindern für den von Deutschland entfesselten Krieg, gehörte dieses Schweigen zur Rache für die von Deutschen während des Krieges verübten schweren Verbrechen, oder war eine solche Verfahrensweise in der Sowjetunion gegenüber den eigenen Landsleuten ganz einfach und schlichtweg so üblich?

Welche Rolle spielten dabei die aus Moskau nach Deutschland zurück gekehrten deutschen Kommunisten?

Stalin hatte doch gesagt: Die Hitler kommen und gehen. Der deutsche Staat aber, das deutsche Volk bleiben bestehen. Das passt aber nicht zusammen mit dem, was wirklich geschah!

Noch eines muss ich klarstellen. Weder meine Kameraden noch ich betrachten sich als Märtyrer. Das kann ja auch nicht sein; denn nur die Wenigsten unter uns trugen in sich den von den Nazigrößen geforderten Glauben und die Überzeugung an den „Führer“. Millionen Menschen kehrten aus dem 2. Weltkrieg nicht zurück, starben in den Jahren des Krieges als Soldat, als Zivilist in den Bombennächten oder als Häftling in den Zuchthäusern oder Konzentrationslagern. Viele starben auf der Flucht und Millionen wurden aus ihrer Heimat vertrieben. Gemessen daran, war meine Verhaftung und all die Umstände meiner Gefangenschaft das kleinere Opfer.

Andererseits muss ich aber auch sagen, so wie von sowjetischer Seite mit uns verfahren wurde, hätte nicht zu sein brauchen. Selbst wenn man davon ausgehen sollte, dass unsere Festnahme an sich legitim gewesen wäre. Denn:

Die Besatzungsmacht war für die Sicherheit in der Ostzone verantwortlich. Das Wirken sowjetischer Partisanen während des Krieges im Rücken der deutschen Divisionen setzte sie mit dem möglichen Wirken des Werwolfes, auch Dank der Goebbels-Propaganda, gleich. (Unsere Ausbildung in Stegenwaldhaus und andere vorgesehene, aber nicht durchgeführte Maßnahmen waren natürlich gerichtet auf Werwolfaktionen). **Es haben aber keine Werwolfaktionen im Vogtland stattgefunden.** Um das festzustellen, werden keine 5 Jahre gebraucht. Richtige Ermittlungen hätten schon nach kurzer Zeit zu der Erkenntnis geführt: Es gab keinen Werwolf bei uns. **Aber es gab keine Ermittlungen, die diesen Namen verdient hätten.** Und so saßen wir in den Lagern bis 1949, 1950 oder sogar bis 1952 fest,

bzw. schufteten wir als Zwangsarbeiter in sibirischen Steinkohleschächten und auf Baustellen aller Art.

An dieser Stelle möchte ich noch mal unterstreichen, meine kritischen Bemerkungen sind gerichtet an die sowjetische Administration in der Ostzone, nicht an das Volk in der Sowjetunion, das unvorstellbares Leid während des Krieges durch die deutsche Besatzung ertragen musste.

Rudolf Freitag

Vergebliche Versuche unsere Freilassung zu erreichen.

Alle Bemühungen, um unsere Freilassung zu erreichen, waren letztlich ergebnislos. Es könnte vielleicht auch sein, dass solche Schreiben neben anderen Aktivitäten mit dazu beigetragen haben, dass einzelne sowjetische Offiziere und sogar Generäle der Moskauer Führung Vorschläge machten mit dem Ziel, Entlassungen von Inhaftierten zu erreichen. Bestrebungen dieser Art gab es.

Das Schreiben meines Vaters vom 7. August 1946 hat mich auch deswegen beeindruckt, weil großer Mut dazu gehörte, die Namen der verhafteten Jugendlichen aufzulisten, von Haus zu Haus zu gehen, um die notwendigen Informationen zu sammeln und mit dem Gesuch zu dokumentieren, welcher Schaden und welcher Rechtsbruch begangen worden war. Auch zu den folgenden Formulierungen gehörte im Jahre 1946 in der Ostzone viel Mut: „Wenn etwa behauptet werden sollte, sie seien ehemalige Angehörige des Wehrwolfs oder der SS, so erklären wir hierzu ausdrücklich, dass daran kein wahres Wort ist und dass keiner unserer Söhne dem Wehrwolf oder der SS angehört hat.“ Oder an anderer Stelle: „Wir Väter und Mütter sind der Überzeugung, dass ihre Inhaftierung unbedingt zu Unrecht erfolgt ist und noch besteht.“

Kurt Freitag
 Netzschkau/Vogtl.
 Siedelungsstraße 8

Netzschkau/Vogtl., den 7. August 1946

An die
 Landesleitung der Sozialistischen
 Einheitspartei
 - Sekretariat für Jugendfragen -
 Dresden H 6.
 Königsbrücker Straße 8 - 10.

Betr.: Gesuch um Freilassung von früheren HJ Angehörigen aus
 ----- Netzschkau/Vogtl.

Wir die Unterzeichneten bitten höfl. darum, die SED möge sich dafür
 einsetzen, daß unsere Söhne aus der Haft entlassen werden.
 Es sind dies :

Freitag, ✓	Rudolf	Siedelungsstr.8
Tag, ✓	Gottfried	Mozartstr.14
Schmalfuß, ✓	Günther	Richard Wagnerstr.18
Dillner, ✓	Walter	Siedelungsstr.11
Rasmann, ✓	Lothar	Reinsdorfer Weg 10
Kauschenbach, ✓	Dieter	Elsterbergerstr.3
Gebauer, ✓	Harry	Feldstr.10
Reißmann, ✓	Wolfgang	Hohle Gasse 6
Schmidt, ✓	Otto	Plauenerstr.15
Lang, ✓	Werner <i>Höring</i>	Plauenerstr.13 B
Hain, ✓	Werner	(Wilhelmstr.)
Marc ✓	Wolfgang	Breitscheidstr.
Zieschangk, ✓	Wolfgang	Königstr.3
Steps, ✓	Rudolf	Königstr.10
Frommhold, ✓	Wolfgang	Karl-Marxstr.
Keppeler, ✓		Wiesenweg
Müller, ✓		Weidigt B 4
Erlar, ✓		Weidigt B 5
Schmalfuß, ✓	Kurt	Elsterbergerstr.18
Jahn, ✓	Dieter	Bahnhofstr.2
Weber, ✓	Dieter	Mühlstr.
Lenk, ✓	Dieter	Hohle Gasse 2.

Zur Begründung unseres Gesuches bringen wir folgendes vor :

Im August und September 1945 wurden unsere Söhne von der hiesigen
 Polizei in Haft genommen und, wie wir später erfahren haben, der
 NKWP übergeben. Sie befinden sich alle im Alter von 16 bis 17
 Jahren. Der Grund ihrer Inhaftierung ist bis heute noch nicht be-
 kannt. Wenn etwa behauptet werden sollte, sie seien ehemalige
 Angehörige des Wehrwolfs oder der SS, so erklären wir hierzu aus-
 drücklich, daß daran kein wahres Wort ist und daß keiner unserer

- Blatt 2 -

- Blatt 2 -

Söhne dem Wehrwolf oder der SS angehört hat. Diese Erklärung können wir jederzeit durch den Eid erhärten. Unsere Söhne wurden damals durch die Nazis lediglich in Wehrrüchtigungslager gepreßt. Persönlich war keiner unserer Söhne etwa damit einverstanden. Sie gehörten lediglich der HJ an, allerdings auch nicht freiwillig, sondern nur dem damaligen Zwang folgend.

Wir Väter und Mütter sind der Überzeugung, daß ihre Inhaftierung unbedingt zu Unrecht erfolgt ist und noch besteht. Gerade jetzt, wo jede Arbeitskraft fehlt, und alles daran gesetzt wird, den Aufbau durch umfassenden Einsatz aller verfügbaren Kräfte zu verwirklichen, könnten unsere Söhne sich an der friedlichen Aufbauarbeit beteiligen und einen Arbeitsplatz voll und ganz ausfüllen. Die Textilindustrie des hiesigen Bezirkes Netzschkau, Mylau und Reichenbach braucht dringend jede Arbeitskraft. Gebt doch unseren Söhnen die Möglichkeit, sich mit an diesem Arbeitseinsatz zu beteiligen. Sie beweisen bestimmt dadurch am besten, daß sie gewillt sind, dem Frieden und der Aufbauarbeit zu dienen. Wir bitten deshalb, sich dafür einzusetzen zu wollen, daß unsere Söhne nunmehr recht bald freigelassen werden.

Wir haben uns bereits am 6.6.1946 mit einer Eingabe an den Herrn Präsidenten der Landesverwaltung Sachsen gewandt, in der wir auch um die Freilassung unserer Söhne baten. Leider haben wir bis heute hierauf noch keine positive Nachricht erhalten. Wir hoffen deshalb bestimmt, daß es Ihnen gelingen wird, unsere Söhne uns bald zurückzugeben.

Hochachtungsvoll

Für Paul Baumann, ✓	Netzschkau i.V.,	Reinsdorfer Weg 10
Elsa Dillner, ✓	"	Siedelungsstr.11
Helene Weber, ✓	"	Mühlstr.7
Albert Tag, ✓	"	Mozartstr.14
Emma Steps, ✓	"	Königstr.10
Helene Zieschang, ✓	"	Königstr.1
Erna Frommhold, ✓	"	Karl-Marxstr.6
Kurt Hain, ✓	"	Wilhelmstr.5
Franz Maier, ✓	"	Foschenrodaer Weg 28
Frieda verw.Erler, ✓	"	Weidigt 13
Anna Jahn, ✓	"	Bahnhofstr.2
Elsa Gebauer, ✓	"	Feldstr.
Elfriede Keppeler, ✓	"	Wiesenweg 19
Kurt Freitag, ✓	"	Siedelungsstr.8
R.Rauschenbach, ✓	"	Elsterbergerstr.3
Martin Reismann, ✓	"	Hohle Gasse 6
Hermann Müller, ✓	"	Weidigt B 3
Walter Schmalfuß, ✓	"	Richard-Wagnerstr.18
Fritz E Lenk, ✓	"	Hohle Gasse 2
Elsa Schmalfuß, ✓	"	Elsterbergerstr.18.

Um siebt

Juli 47

Handwritten notes and signatures at the bottom of the page, including a date 'Juli 47' and some illegible text.

Walter Schmalfluss
 Netzschkau / Vogtl.
 Elsterberger Str. 31

Netzschkau, den 20. Juli 1947

An
 Herrn
 Marschall S o k o l o w s k i
Berlin - Karlshorst

Hochverehrter Herr Marschall !

Ich bitte um Freilassung meines Sohnes

Günther Walter Schmalfluss

geboren am 27. 5. 1929 in Netzschkau,

verhaftet am 30. 9. 1945 in Netzschkau.

Mein Sohn Günther besuchte die Volksschule in Netzschkau
 und anschliessend die Höhere Textilfachschule in Reichen-
 bach/Vgtld.

Er musste mit 10 Jahren in das Jungvolk eintreten, wurde
 automatisch in die HJ. überführt und schliesslich laut
 Gestellungsbefehl zur Dienstleistung im Wehrentüchtigungs-
 lager Stegenwaldhaus gezwungen. Nach seiner Rückkehr von
 dort wurde er am 30. 9. 1945 verhaftet.

Mein Sohn gehörte weder der Partei noch einer ihrer Glie-
 derungen an. Auch war er nicht beim Wehrwolf.

Meine Angaben können durch die Städtischen Behörden in
 Netzschkau bestätigt werden.

Mit ausgezeichnetener Hochachtung

Sicherlich wird es vielen von den, 1945 nach dem 2. Weltkrieg, festgenommenen Jugendlichen schwer gefallen sein, die größte Schuld für ihre gestohlene Jugend bei der verbrecherischen Politik der Nazis zu suchen und zu finden. Das ist verständlich, haben doch Speziallager und Deportation tiefe Wunden bei uns hinterlassen.

Allen 1929ern, die dieses Jahr inzwischen 87 Jahre alt geworden sind, oder es noch werden, erhalten hiermit alle guten Wünsche für ihre hoffentlich noch lange Zukunft.

Aufgeschrieben im I. Halbjahr 2016

71 Jahre nach Kriegsende

Und 71 Jahre nach 1945, dem Jahr mit den großen Verhaftungswellen.



Исп. вх. №

ГЕНЕРАЛЬНАЯ ПРОКУРАТУРА
РОССИЙСКОЙ ФЕДЕРАЦИИ

ГЛАВНАЯ
ВСЕННАЯ ПРОКУРАТУРА

АРХИВНАЯ СПРАВКА

9 " ИЮНЯ 1998 г.

№ БУД-314-98

103160, Москва, К-160

При ответе ссылаться
на наш номер и дату
*

По сведениям Центра хранения историко-документальных коллекций Федеральной архивной службы РФ (г. Москва, ул. Выборгская, 3, корп. I) Фрайтаг Рудольф, сын Курта и Марты, 1929 года рождения, уроженец г. Ничкау, Германия, немец, гражданин Германии, с 30 сентября 1945 г. по 27 апреля 1950 г. находился в СССР в качестве интернированного. Причина интернирования в деле не указана. Содержался в лагере МВД СССР № 526 Кемеровской области, где использовался на различных работах.

За период пребывания в СССР к судебной ответственности не привлекался. Несчастных случаев зарегистрировано не было.

Начальник отдела
реабилитации

Л.П. Копалин

Übersetzung

Generalstaatsanwaltschaft
der Russischen Föderation

Militärhauptstaatsanwaltschaft

09.06.1998
Nr. Sud-314-98

Rei 6:14 39

103160 Moskau, K-160

ARCHIVBESCHEINIGUNG

Laut Angaben des Zentrums zur Aufbewahrung historisch-dokumentarischer Sammlungen des Föderalen Archivdienstes der RF (Moskau, ul. Wyborgskaja 3, Korpus 1) befand sich Rudolf Freitag, Sohn des Kurts und der Martha, geb. 1929 in Nitschkau, Deutschland, Deutscher, deutscher Staatsangehöriger, vom 30.09.1945 bis zum 27.04.1950 als Internierter in der UdSSR. Ein Grund für die Internierung ist in den Unterlagen nicht angegeben. Herr Freitag wurde im Lager des Ministeriums für innere Angelegenheiten der UdSSR Nr. 526 im Verwaltungsgebiet Kemerowo gefangengehalten, wo er zu verschiedenen Arbeiten herangezogen wurde.

Er wurde in der Zeit seines Aufenthalts in der UdSSR gerichtlich nicht zur Verantwortung gezogen. Unfälle wurden nicht verzeichnet.

Leiter der Abteilung
Rehabilitierung (Siegel, Unterschrift)

L.P. Kopolin

[Bitte beachten: Die Namensschreibung erfolgt aufgrund der Schreibweise im russischen Original. Bei der Rückübertragung in lateinische Buchstaben kann es daher u.U. zu kleineren Unterschieden in der Schreibweise kommen.]

¹ Adolf Hitler, Mein Kampf. Zwei Bände in einem Band. Ungekürzte Ausgabe. 58. Auflage, München 1933, S. 152.

² Vgl. ebd., S. 153.

³ Ebd., S. 742.

-
- ⁴ Ebd., S. 736.
- ⁵ Ebd.
- ⁶ Ebd., S. 740.
- ⁷ Adolf Hitler am 11. April 1942, in: [Adolf Hitler], Henry Picker, Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier 1941/42, hrsg. von P. E. Schramm, Stuttgart 1965, S. 270. Zu der Forderung, der Osten habe Europa mit Rohstoffen zu versorgen, führt Göring vor Reichskommissaren und Militärbefehlshabern aus: „Früher nannte man das plündern. Nun, die Formen sind humaner geworden. Ich gedenke trotzdem zu plündern, und zwar ausgiebig (...). Sie sind weiß Gott nicht hingeschickt, um für das Wohl und Wehe der Ihnen anvertrauten Völker zu arbeiten, sondern um das Äußerste herauszuholen, damit das deutsche Volk leben kann. (...) Es ist mir dabei gleichgültig, ob Sie sagen, daß Ihre Leute wegen Hungers umfallen. Mögen sie das tun, solange nur ein Deutscher nicht wegen Hungers umfällt.“ Zit. nach: Friedrich Zipfel, Krieg und Zusammenbruch, in: Eberhard Aleff, Das Dritte Reich, Hannover 1970, S. 218.
- ⁸ Denkschrift des Reichsführers SS Heinrich Himmler vom 25.5.1940, zit. nach: Weltgeschichte im Aufriß, Band 3, Teil 1. Vom Ersten Weltkrieg bis 1945. Von Werner Ripper in Verbindung mit Eugen Kaiser, Frankfurt a. M./Berlin/München 1976, S. 454.
- ⁹ Heinrich Himmler, Posener Rede vor SS-Gruppenführern am 4.10.1943, zit. nach: Weltgeschichte im Aufriß, S. 457.
- ¹⁰ Denkschrift Himmlers vom 25.5.1940, zit. nach: ebd., S. 453.
- ¹¹ Adolf Hitler am 11. April 1942 zur Beherrschung der unterworfenen Völker im Osten, zit. nach: Hitlers Tischgespräche, S. 270 ff.
- ¹² A. Hitler, Mein Kampf, S. 741.
- ¹³ A. Hitler, zit. nach: Joachim C. Fest, Das Gesicht des Dritten Reiches, München 1963, S. 24.
- ¹⁴ Hitler am 5. November 1937 auf einer Geheimkonferenz, die im engeren Kreise in der Reichskanzlei stattfand. Hoßbach-Niederschrift, zit. nach: Weltgeschichte im Aufriß, S. 420.
- ¹⁵ Adolf Hitler 1928, zit. nach: Hildegard von Kotze/Helmut Krausnick (Hrsg.), Es spricht der Führer, Gütersloh 1966, S. 16.
- ¹⁶ Karl-Heinz Janßen, zit. nach: Arno Klönne, Jugend im Dritten Reich, Lizenzausgabe München 1995, S. 137.
- ¹⁷ Zit. nach: Bernhard Sauer, „Nie wird das Deutsche Volk seinen Führer im Stiche lassen.“ Abituraufsätze im Dritten Reich, Berlin 2012, S. 30.
- ¹⁸ Die Sozialistische Arbeiter Partei (SAP) war eine linke Abspaltung der SPD, die für eine Zusammenarbeit mit den Kommunisten gegen die drohende Machtergreifung der Nationalsozialisten eintrat.
- ¹⁹ Das NS-Regime erließ zahlreiche Verordnungen gegen „Meckerer, Defaitisten und Gerüchteverbreiter“, gegen diejenigen, die an den Endsieg nicht oder nicht mehr glauben mochten. In einem Runderlass des Chefs der Sicherheitspolizei vom 3. September 1939 hieß es: „Jeder Versuch, die Geschlossenheit und den Kampfwillen des deutschen Volkes zu zersetzen, ist rücksichtslos zu unterdrücken. Insbesondere ist gegen jede Person sofort durch Festnahme einzuschreiten, die in ihren Äußerungen am Sieg des deutschen Volkes zweifelt oder das Recht des Krieges in Frage stellt (...)“ Zit. nach: Martin Broszat, Nationalsozialistische Konzentrationslager 1933-1945, in: Anatomie des SS-Staates, Bd. 2, Freiburg 1965. „Deserteure“ und andere Personen, die der „Wehrkraftzersetzung“ bezichtigt wurden, wurden zu Zehntausenden zum Tode verurteilt, Hunderttausende kriminalisiert. „In den sechs Jahren des Zweiten Weltkrieges waren bei den Kriegsgerichten rund drei Millionen Strafverfahren anhängig. Mindestens 40000, wahrscheinlich sogar rund 50000 mal sprachen deutsche Militärjuristen die Todesstrafe gegen Soldaten und Wehrmachtsgeloge aus, die Kopf-ab-Verfahren der SS- und Polizeigerichte, über die Unterlagen kaum vorliegen, nicht eingerechnet.“ Der Spiegel, Nr. 43, 41. Jahrgang vom 19.10.1987, „Ein Menschenleben gilt für nix.“ S. 112 ff.

- ²⁰ Es gab nicht nur HJ-Angehörige, bei denen die jahrelange Propaganda gewirkt hatte und die nun begeistert für „Vaterland und Führer“ in den Tod gingen, sondern es gab auch die HJler, die einfach nur überleben wollten. Freitag und die andern Jugendlichen aus Netzschkau gehörten zu der zweiten Gruppe.
- ²¹ Die 11. Panzerdivision wurde im August 1940 aufgestellt. Während des Frankreichfeldzuges hatte sie sich den Beinamen „Gespenster-Division“ erworben, weil sie unerwartet im Rücken der französischen Front auftauchte. Danach wurde sie nach Rumänien verlegt und nahm von dort aus im März 1941 am Einmarsch in Bulgarien teil. Während des Balkanfeldzuges wurde sie zum Vorstoß auf Belgrad eingesetzt. Ab Juli 1941 ging die Division in den Krieg gegen die Sowjetunion und operierte zunächst als Teil der Heeresgruppe Süd in der Ukraine, später wurde sie der Heeresgruppe Mitte zugeteilt, mit der sie im Winter an der Schlacht um Moskau teilnahm. Im Mai 1944 wurde sie wieder nach Frankreich verlegt. Nach Landung der Alliierten kämpfte die Division ab Oktober 1944 in Lothringen und beteiligte sich im Dezember 1944/Januar 1945 an der Ardenne-Offensive. Nach deren Scheitern stand die Division an der Saarfront. Bis Kriegsende zog sich die Division dann durch den Westerwald, Hessen, Thüringen, dem Vogtland und das Sudetenland in den bayerischen Wald zurück, wo sie am 8. Mai 1945 vor der amerikanischen 3. Armee kapitulierte.
- ²² Ferdinand Schörner (1892-1973), auch der „blutige Ferdinand“ genannt, galt als „der brutalste von Hitlers Feldmarschällen“. Vgl. Mark Mazower, *Militärische Gewalt und nationalsozialistische Werte – Die Wehrmacht in Griechenland 1941 bis 1944*. In: Hannes Heer, Klaus Naumann (Hrsg.): *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944*. Hamburg 1995, S. 172. Am 20. Januar 1945 wurde Schörner Oberbefehlshaber der Heeresgruppe A, die am 25. Januar in Heeresgruppe Mitte umgenannt wurde. Am 5. April 1945 wurde er in dieser Funktion zum Generalgeldmarschall ernannt. Mit brutalen Methoden und drakonischen Strafen bewegte Schörner die kämpfenden Truppen in Deutschland. Mit Standgerichten und Todesurteilen trieb er seine Soldaten vor sich her. Unter ihnen galt die Formel: „Wenn du nach vorne gehst, kannst du sterben, wenn du nach hinten gehst, musst du sterben.“ Vgl. Rolf Hensel, *Stufen zum Schafott. Der Berliner Stadtschulrat und Oberbürgermeister von Görlitz: Hans Meinshausen*, Berlin 2012, S. 157. Am 12. März 1945 schrieb Joseph Goebbels in sein Tagebuch: „Ich berichte dem Führer von den radikalen Methoden, die Schörner (...) anwendet. Deserteure finden bei ihm keine Gnade. Sie werden am nächsten Baum aufgeknüpft, und ihnen wird ein Schild um den Hals gehängt mit der Aufschrift: ‚Ich bin ein Deserteur. Ich habe mich geweigert, deutsche Frauen und Kinder zu beschützen und bin deshalb aufgehängt worden.‘ Solche Methoden wirken (...).“ Joseph Goebbels, *Tagebücher 1945. Die letzten Aufzeichnungen*. Berlin 1977, S. 164.
- ²³ Im September 1944 beauftragte Heinrich Himmler den SS-Obergruppenführer Hans-Adolf Prützmann, kleine Spezialeinheiten aufzustellen, die in den besetzten Gebieten des Deutschen Reiches hinter den feindlichen Linien Sabotageakte verüben und die Bevölkerung von einer Zusammenarbeit mit den Besatzungstruppen abhalten sollten. Zu den Aufgaben des „Werwolfs“ gehörten Attentate und terroristische Anschläge gegen die Besatzungsmächte sowie gegen deutsche Kollaborateure. „Haß ist unser Gebet und Rache unser Feldgeschrei“, war der Slogan des „Werwolfs“. Es gab einzelne Terrorakte gegen „deutsche Verräter“, ansonsten war die Wirkung des „Werwolfs“ aber äußerst gering.
- ²⁴ Vgl. Totenbuch, Speziallager Nr. 1 des sowjetischen NKWD, Mühlberg/Elbe. Herausgeber, Initiativegruppe Lager Mühlberg e. V., Mühlberg/Elbe 2008, S. 8.
- ²⁵ Ebd., S. 7.
- ²⁶ In der Broschüre der Brandenburgischen Landeszentrale für politische Bildung heißt es dazu: „Die Frage (...), in welchem Umfang tatsächlich durch das NS-Regime belastete Personen und zu welchem Maße unschuldig Verhaftete in den Speziallagern interniert

waren, ist bis heute umstritten. Zeitungsberichte und neuerdings zugängliche NKWD-Berichte weichen in ihren quantitativen Aussagen stark voneinander ab.“ Jörg Morré, Speziallager der NKWD. Sowjetische Internierungslager in Brandenburg 1945-1950. Brandenburgische Landeszentrale für politische Bildung 1997, S. 18.

Nach Freitag gab es in Mühlberg nur wenige Gefangene, die sich eines Kriegsverbrechens schuldig gemacht hatten. Es waren um die 200 Personen, die dann auch abgeholt und verurteilt wurden. Der Rest waren kleine Mitläufer, „kleinste und mittlere Führer in der Hitlerjugend, oder wie wir, des Werwolfs Verdächtige“.

²⁷ Steffen Reiche, Zum Geleit, in: ebd., S. 7.

²⁸ Vgl. ebd., S. 14.

²⁹ Vgl. Rolf Schneider, Mit siebzehn hinter Stacheldraht – von Mühlberg bis Sibirien, Wegberg 2005, S. 19.

³⁰ Ebd.

Impressum:

Bernhard Sauer
Postfach 304238
10757 Berlin

Email: bernhardsauer@gmx.net